

Vogt

Aus meinem Leben.

Erinnerungen und Rückblicke

von

Carl Vogt.

Stuttgart.
Verlag von Erwin Nägele.
1896.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Einleitende Bemerkungen.

Seit Jahren dringen Freunde und Bekannte in mich, Erinnerungen aus meinem Leben aufzuzeichnen und der Öffentlichkeit zu übergeben. Leicht gefordert, aber schwer gethan! Wer, wie ich noch heute in meinem fünfundsiebzigsten Lebensjahre, durch seinen Beruf gehalten ist, während der Vorlesungszeiten wenigstens sechs Stunden im Laboratorium und im Hörsaale zuzubringen und seinen alten Kopf anzustrengen, um sich nur einigermaßen annähernd auf der Höhe der Wissenschaft zu erhalten, was auch nicht immer gelingen will, dem bleiben nur selten einige Stunden, wo er sich mit seiner Vergangenheit beschäftigen kann. Immerhin ist es geschehen und so möge man denn diese Ferienblätter freundlich aufnehmen.

Es sind wirklich Erinnerungen. Ich habe Begebenheiten und Menschen so darzustellen gesucht, wie sie mir im Gedächtnisse sind haften geblieben, ohne andere Hilfsmittel. Ich habe nie eigentliche Tagebücher geführt. Wollte jemand die wenigen Aufzeichnungen, die ich mir gemacht, einmal nach meinem Tode zum Zwecke der Veröffentlichung durchstöbern, so würde der schreibedurstige Literat, dem diese Aufgabe zufiele, nur Notizen über das Wetter, die Zeit der Ankunft und Abreise an bestimmten Orten, aber weder tiefe Gedanken, noch eingreifende Betrachtungen über Alles und Jedes finden. Ich kann wohl sagen, daß ich nie die Zeit zu solchen Dingen gefunden habe. Wohl habe ich Leute gekannt, die sich abends vor Schlafengehen stundenlang in die Betrachtung ihres Nabels versenkten, wie ein bissiger Kritiker eines solchen posthumen Tagebuch-Schriftstellers sich ausdrückte, aber die ich persönlich kennen gelernt habe, waren alle vertrackte Kerle, welchen ich im Leben nicht das mindeste Interesse abgewinnen konnte.

Ich weiß sehr wohl, daß auch das beste Gedächtnis auf Irrwege geraten, Personen und Dinge mit einander verwechseln, die historische Aufeinanderfolge verwirren kann. Ähnliches mag auch mir geschehen sein. Aber da ich nicht in die Lage gekommen bin, Staatsgeheimnisse kennen zu lernen, welche ich mit der dem Alter eigenen Geschwätzigkeit ausplaudern könnte, da ich nicht das Bedürfnis fühle, mich selbst vor dem Publikum anders zu drapieren, als ich war oder bin, so darf ich wohl beanspruchen, daß man das, was ich biete, wenigstens als subjektive Wahrheit annehme. Mehr soll es auch nicht sein.

Es ist eine eigene Sache mit dem Gedächtnisse. Mit zunehmendem Alter verwischen sich die zuletzt beschriebenen Blätter des Gehirnbuches zuerst. Desto lebhafter treten die in der Jugend empfangenen Eindrücke hervor. Aber trotz aller Deutlichkeit, welche die einzelnen Buchstaben haben mögen, mischt sich ihnen doch ein eigentümliches Dämmerlicht, wie im Traume, bei. Mag es so sein! In unserer Zeit hat es ja auch wohl sein Gutes, wenn man zuweilen träumen kann!

Wie dem erfindungsreichen Odysseus ist es mir vergönnt gewesen, „mancher Menschen Stätten zu sehn und Sitten zu kunden“. Nicht auf flüchtigen Reisen, sondern bei längerem Aufenthalte, der oft Jahre dauerte und mich mit den verschiedensten Schichten der Gesellschaft in Berührung brachte. Mein Leben ist ein bewegteres gewesen, als dasjenige der meisten meiner Berufsgenossen. Wenn dasselbe auch von der Schillerschen „hohen, hehren Göttin“ beherrscht wurde, so hat dieselbe doch nicht allein die Wege meiner Lebensschicksale vorgezeichnet. Kann ich ja doch auch mit Hans von Katzenfingen sagen:

> Auch neigt mein Geist zur Politik sich hin,
> Was schändlich ist! Ach! Ich gesteh's mit Wehmut!

Aber Geschehenes läßt sich nicht ändern und wenn ich es auch könnte — ich thäte es nicht!

Stammesgeschichte.

I. Die Stammfamilien.

So viel ich weiß, entstammt meines Vaters Familie einem kleinen Städtchen in Oberhessen, Lich, etwa drei Stunden von Gießen entfernt. Mein Urgroßvater war dort ehrsamer Metzgermeister und die meisten Sprossen der entfernteren Zweige waren dem Handwerk treu geblieben. In Gießen existierte noch zu meiner Zeit ein Vetter, der neben der Schlächterei eine Speisewirtschaft „zur Traube" betrieb, weshalb er, zum Unterschiede von meinem Vater, allgemein der „Trawwel-Vogt" (Trauben-Vogt) genannt wurde. Der Vetter war in der ganzen Stadt durch die Derbheit seines Wesens und seiner Ausdrücke bekannt: das „bös' einsilbige Wort", welches in einer der Schöpfungen Tiecks eine verhängnisvolle Rolle spielt, war dem Trawwel-Vogt geläufiger als irgend ein anderes. Zur Zeit der Freiheitskriege hatte Blücher längere Zeit in Gießen sein Hauptquartier und Sacken war Platzkommandant. Der Trawwel-Vogt beköstigte einen Teil der Mannschaft. Eines Tages ward er vorgefordert — es waren Klagen gegen ihn eingelaufen. Er präsentierte sich im Arbeitskostüm — Schlappen, blaue Strümpfe, kurze Lederhosen, braunes Wams und an dem Gürtel der Wetzstahl mit einigen Schlachtmessern. Der Blücher machte, seiner Erzählung nach, ein Gesicht wie eine wilde Katze. „Excellenz Herr General," sagte der Trawwel-Vogt, nachdem er ruhig die Klage angehört, die mit einigen Donnerwettern verbrämt war, „Excellenz, bei mir hat der Mann das: Morgens Würste-

brot und Branntewein, Mittags Suppe, Gemüse und Fleisch, Abends Würstebrot und Branntewein und wenn er das nicht fressen will, so leckt er mich im A . . .!“ Der Blücher lachte so unbändig, daß ihm die Pfeife aus dem Munde fiel — der Trawwel-Vogt aber grüßte, nach einem klatschenden Schlag auf die Lederhose, schritt würdevoll zur Thüre hinaus und sagte zu einigen Bekannten: „Dem habe ich's gesagt — der läßt keinen Gießer Bürger mehr kommen, um ihn auszuhunzen!“

Der Trawwel-Vogt hatte zwei Söhne, die beide sich Studierens beflissen. Der ältere war, wenn ich nicht irre, Jurist, der jüngere hatte sich zwar in der theologischen Fakultät immatrikulieren lassen, besuchte aber, zum großen Ärger seines Vaters, mehr die Kneipen als die Kollegien. Als er eines Abends, trotz wiederholter Vorstellungen, etwas beduselt spät nach Hause kam, fand er zu seinem Erstaunen den Vater mit den Gesellen noch an der Arbeit. „Nimm die Schürze vor,“ herrschte ihn dieser an, indem er ihm zwei Hackmesser bot. „Allons! Dutzwitt! (Tout de suite!) An die Arbeit! Wurst gehackt!“ Der Sohn versuchte lallend einige Einwendungen, sprach vom Studieren . . . „Damit ist's aus,“ rief der Alte, „Metzger wirst du und Wurst hackst du! Es ist nichts mit dem Studieren! Dein ältester Bruder treibt schon so ein Diebshandwerk! Ich will nichts mehr davon wissen!“ — Der Sohn ließ sich in der That zur Metzgerei besser an, als zur Seelsorge, und nach einem Jahre fand es der Trawwel-Vogt zweckmäßig, ihm eine Frau zu suchen. „Ich habe kurzen Prozeß gemacht,“ sagte er. „In vier Wochen war alles fertig, der Pfarrer und der Küster abgefertigt nach der Schwierigkeit. Eine kurze Lieb' und eine lange Wurst, das ist mein Grundsatz!“

Wir hatten, unserer Abstammung wegen, einen gewaltigen Stein im Brette der ehrsamen Metzgergilde in Gießen. Sämtliche Metzger, mochten sie auch Möhl oder sonstwie heißen, nannten meinen Vater „Herr Vetter“. Nicht ohne Grund. Denn durch atavistische Vererbung hatte sich auf meinen Vater die Liebe zum Handwerk fortgepflanzt, mit Überspringung meines Großvaters, der Pfarrer geworden war. Wenn die Zeit des Schweineschlachtens herbeigekommen war, geriet mein Vater, trotz seines sonst so ruhigen Wesens, in einige Aufregung. Er besuchte den Markt, befühlte mit Kennerblicken die Wammen und Weichen der Tiere, die zuweilen vor das Haus getrieben wurden; der Vetter Möhl kam mit Berichten; nach langem Küren und Wählen ward endlich das

Schwein gekauft und geschlachtet. Mein Vater und sein Schwager, der Onkel Paul, von dem später die Rede sein soll, waren vorher fleißig auf die Jagd gegangen, um den Vetter Möhl an dem großen Tage zu bewirten, wo die Wurst im Hause gehackt wurde. Schlachtfleisch konnte Vetter Möhl alle Tage in Fülle haben, aber ein Hasenpfeffer oder eine gebratene Wildente waren für ihn ein Leckerbissen und wenn die Mutter zu dem Hasenpfeffer gar Nudeln gemacht hatte, so schwur Vetter Möhl beim Nachtische mit erhobenem Glase: „Der Großherzog könne es nicht besser gehabt haben, und es gebe kein zweites Haus, wie dieses, im ganzen Lande, das der Metzgerzunft so viel Ehre mache!“ — Er zog dann auch auf mit Gesellen und Gehilfen und der Vater, in weißer Jacke und Schürze, stand neben dem Herrn Vetter am Hacktische, handhabte den ganzen Tag hindurch die schweren Hackmesser und schmunzelte selbstgefällig, wenn einer der Gesellen sagte: „Der Herr Professor könnten alle Tage Metzgersgesell werden!“ — Auch später noch, in Bern, wo keine Schweine mehr geschlachtet wurden, ließ es sich mein Vater nicht nehmen, allwinterlich Leber= und Cervelatwürste selbst zu verfertigen und eine Anzahl Schinken zu salzen und zu räuchern. Er hatte dazu einen besonderen „Schinkenrock“ und widmete seinen Erzeugnissen eine rührende Sorgfalt, die aber auch durch den schönsten Erfolg gekrönt wurde. „Er schleppt seine Schinken und Würste umher, wie die Katze ihre Jungen!“ pflegte meine Tante zu sagen.

Hier, bei meinem Vater, wirkte also die atavistische Vererbung noch unmittelbar, obgleich sie durch das Studium der Medizin eine vervollkommnende Anpassung erlitten hatte. Das hat sich fortgesetzt — die Nachkommen, welche zahlreich sich dem Studium der Medizin widmeten, haben sich mit Vorliebe der Chirurgie oder der Anatomie zugewendet. Das Schlächtermesser der Ahnen hat sich in ihren Händen zum Bistouri oder zum Scalpell veredelt.

Meine Großeltern Vogt habe ich nie gekannt. Die Großmutter war lange vor der Heirat meiner Eltern gestorben und dem Großvater wurde ich zu einer Zeit vorgestellt, von welcher das Kind keine Erinnerung hat. Mein Vater sprach fast nie von Verstorbenen — meine Mutter hat mir erzählt, der Großvater Vogt sei ein großer, stattlicher Mann gewesen, der beim Essen stets mit dem Messer schwer auf den Tisch klappte, so daß sie davon Nervenzufälle bekam. Er war Pfarrer in Dauernheim, einem reichen Dorfe in der gesegneten Wetterau und sein Andenken stand dort hoch in Ehren. Da seine sechs Kinder, vier

Töchter und zwei Söhne, dort aufgewachsen waren, da ferner nach seinem Tode sein Schwiegersohn die Pfarre erhalten hatte, auf welcher er, wenn ich nicht irre, mehr als dreißig Jahre verblieb, so war die Familie Vogt gewissermaßen mit dem Dorfe vollständig verwachsen. Die älteren Männer duzten meinen Vater, wie die Bauernjungen uns — alljährlich in den Ferien zog man in hellen Haufen in das gastliche Pfarrhaus, in dessen Nähe noch zwei andere Pfarreien von Gliedern der Familie besetzt waren, die indessen nicht dieselbe Anziehungskraft ausübten.

Mein Vater war der jüngste unter seinen Geschwistern. Sein älterer Bruder war Pfarrer in Bärstadt, zwei Stunden von Dauernheim; — ein gewaltiger Mann von riesiger Kraft, schwerfällig in seinen Bewegungen, die gutmütigste Seele von der Welt, aber nicht gern gestört in seiner Ruhe. Der Gang der Kirchenuhren richtete sich in jener Zeit auf dem Lande, wo noch keine Eisenbahnen das Bedürfnis genauer Zeitbestimmung wachriefen, nach den Bequemlichkeiten des Herrn Pfarrers. Mein Onkel Kolb in Dauernheim schlief wenig und stand sehr frühzeitig auf — Onkel Alexander in Bärstadt meinte, mit dem Studenten, daß der alte Satz: „Aurora musis amica“ am besten in folgender Weise übersetzt werde: „Morgens schläft der Bursch am besten.“ So kam es denn, daß wir zuweilen um acht Uhr von Dauernheim aufbrachen, um dem Onkel Alexander einen Besuch zu machen. Eine Stunde weiter, über dem Berge, lag Echzell, dessen Pfarrer die goldene Mittelstraße einhielt, — es schlug acht, wenn wir in die Nähe kamen und beim Eintritte in den Pfarrhof von Bärstadt schlug es ebenfalls acht Uhr und der Onkel rieb sich die Augen und sagte: „Um Gotteswillen, ihr Jungen, ihr seid ja wohl noch bei Nacht von Dauernheim aufgebrochen!“ Aber so bequem er sonst sein mochte, wenn es galt, Verbesserungen in der Landwirtschaft bei seinen Bauern einzuführen, Feuermannschaften im Handhaben der Spritze zu üben, dann war der Onkel an seinem Platze. Weniger war der Kirchengesang in Bärstadt zu loben — der Onkel war ein durchaus unmusikalisches Individuum — er hatte in seinem Leben nur eine einzige Melodie gelernt „Freut euch des Lebens — Weil noch das Lämpchen glüht“, und nach dieser sang er unverdrossen mit Stentorstimme alle Psalmen und Kirchenlieder, zur Verzweiflung des Schulmeisters und zur Befriedigung der andächtigen Gemeinde.

Die vier Schwestern meines Vaters waren sehr ungleiche Charaktere, die aber auf einem und demselben soliden Fundamente aufgebaut waren

— unbegrenzte Herzensgüte und fabelhafte Arbeitstüchtigkeit. Die älteste, Tante Luise, war mit einem Pfarrer Diefenbach in Leidhecken, eine Stunde von Dauernheim, verheiratet, einem äußerst freisinnigen Manne, der sich besonders mit der Emanzipation der Juden beschäftigte, den ich aber nur als hinfälligen Greis kennen gelernt habe. Tante Luise war ein kolossale Gestalt, und wenn sie von Leidhecken her aus dem tiefem Walde hervorschritt, der sich zwischen beiden Dörfern erstreckte, in hohen, massiven Stiefeln, eine altväterische Hornbrille auf der Nase, einen wuchtigen Knotenstock mit langer Eisenspitze in der einen, ein Körbchen in der andern Hand, in welcher sie gesammelte Blumen und Pflanzen nebst einer kleinen Blendlaterne trug, um sich auf dem Heimwege durch den finsteren Wald zu leuchten, so schien sie eine Nornengestalt aus fabelhafter Heidenzeit und man fürchtete sich vor ihr, wenn man sie zum erstenmale sah. Ein gewisses Gemach im Pfarrhause von Leidhecken bedurfte einer gründlichen Reparatur. Tante Luise, auf deren Schultern die ganze Last des Hauswesens und der landwirtschaftlichen Ökonomie lag, trat mit dem Dorfschreiner in gründliche Erörterungen ein, bei welcher namentlich der Ausschnitt des Sitzbrettes eine große Rolle spielte. „Gewöhnlich“, sagte der Schreiner, „nimmt man zwölf Zoll Durchmesser; ich glaube aber, Frau Pfarrin,“ und dabei sah er dieselbe und seinen Maßstab prüfend an, „ich glaube, wir können achtzehn Zoll nehmen!“

Die Pfarrer lebten damals großenteils von dem Zehnten und dem Ertrage des Pfarrgutes, das sie selbst bewirtschaften mußten. Leidhecken lag in tiefem Wiesengrunde, der obenein stellenweise sumpfig war und saures, hartes Heu lieferte. Die Pfarrscheuer, in welcher das Heu aufgestapelt wurde, war ein Ungetüm von Größe und Höhe. Wir errichteten uns Rutschbahnen — kletterten in die Höhe und glitten pfeilschnell vom Dache in die Tenne. Eines Tages waren meine Eltern mit uns hinübergegangen und meine Mutter hatte uns Knirpsen schwarze Samtjacken und gelbe Nankinhosen angezogen, in denen wir, wie Onkel Kolb treffend bemerkte, aussahen, wie junge, eben aus dem Ei gekrochene Spatzen, denen das Eigelb noch am Hintern klebt. Die Alten saßen zum Kaffee ab, wir vergnügten uns indessen mit lautem Hollo auf der Heurutsche. Welch Entsetzen für meine Mutter und welch homerisches Gelächter aller Anwesenden, als wir glühend vor Freude und Anstrengung, uns wieder einstellten! Wir hatten uns die Teile der Hosen, auf welchen sitzend wir hinabglitten, gänzlich abgeschliffen und nur die Naht war übrig ge-

blieben! Als junge Spatzen waren wir ausgezogen, als Paviane kehrten wir wieder heim!

Tante Luise war unser Orakel in naturwissenschaftlichen Dingen, besonders in Botanik, die sie eifrig studiert hatte. Ihr Sohn, der geschätzte Sprachforscher und Ethnologe Lorenz Diefenbach, lebte während meiner ersten Kinderzeit, wo er in Gießen studierte, in unserem Hause; ihre Tochter heiratete ihren Geschwisterkindsvetter Dr. Kolb, der später Arzt in Offenbach wurde und früh starb. Nach dem Tode ihres Gatten hatte sich Tante Luise mit ihrer Tochter nach Dauernheim zurückgezogen, wo sie unten im Dorfe wohnte, während das Pfarrhaus auf einer ziemlichen Anhöhe neben der Kirche lag. In den Weihnachtsferien hatte die Tante mit ihrer Tochter einen Abend im Pfarrhause zugebracht. Unterdessen hatte sich starkes Glatteis gebildet. „Bleibe bei uns über Nacht," sagte die Pfarrin, „du kannst jetzt über die Treppen im Hofe nicht hinunter. Du brichst Arme und Beine." „Ich muß nach Hause," antwortete Tante Luise. Sie bestand auf ihrem Entschlusse. So wurde denn nach langen Beratungen bestimmt, daß man über den Kirchhof hinabgehen wolle, der mit Gras bewachsen war und dadurch besseren Halt gewähren konnte. Der Zug wurde organisiert — ich als der kleinste und schmächtigste ging voraus mit der Laterne; mir folgte die Tante, fest unter beiden Armen gefaßt von meinen beiden Vettern Kolb, wahren Hünen von Kraft und Stärke, jeder mit einem schweren Stachelstocke bewaffnet, den er in den Boden einstoßen konnte; der Nachtrab wurde von der Tochter Dora gebildet, welche die Mutter am Rocke hielt. Im Anfange ging es ganz gut, aber kaum hatten wir zwanzig Schritte auf dem steilen Abhange des Kirchhofes gemacht, so stößt die Tante einen durchdringenden Schrei aus, meine beiden Vetter werden links und rechts, wie Bälle, in den Schnee geschleudert, die Tante schießt mir zwischen die Beine, so daß ich rücklings auf ihren Schoß zu sitzen komme, die Laterne fliegt im Bogen weg und verlöscht, Dora wird zusammengerissen und stürzt über den Kopf der Mutter weg auf mich und so rutschen wir, in einen Knäuel geballt, mit zunehmender Geschwindigkeit über die glatte Fläche hinab bis an die Kirchhofsmauer, die uns aufhält. Wir können uns vor Lachen kaum aufrichten; aber nun tönt die Stimme der Tante jammervoll durch die dunkle Nacht: „Hebt mich doch auf! Ich friere ja an!" Im Sturme verhallte unser Rufen und es dauerte lange, bis endlich aus dem Pfarrhause Licht und Hilfe geholt und die Tante wieder auf die Beine gestellt war.

Die zweite Schwester meines Vaters, Tante Karoline, war nur kurze Zeit mit einem Pfarrer Lemp verheiratet gewesen, der noch vor Geburt der Tochter starb, mit welcher sich die Witwe nach Dauernheim zurückgezogen hatte, wo sie in dem Pfarrhause lebte und die Sorge für das Kleinvieh übernommen hatte. Tante Karoline hatte rauhe Formen und eine schwere Hand, wenn es galt, einen Schabernack zu strafen, den man sich hatte zu Schulden kommen lassen; aber sie sorgte unermüdlich für unser leibliches Wohlergehen und unter der rauhen Rinde fühlte sich leicht der gute Kern durch, dessen sie freilich sehr benötigt war, da sie trotz ihrer Liebe und Zuneigung es niemals zu einer eigentlichen Respektsperson für uns ausgelassene Jungen hatte bringen können.

Um so mehr war dies die dritte Schwester meines Vaters, Tante Nettchen, die Frau des Pfarrers Kolb von Dauernheim. Die drei Schwestern hatten eine ansehnliche Körperfülle; keine wog unter zwei Zentnern, und als mein Vater einmal mit seinen drei Schwestern, welche sich in Gießen eingefunden hatten, über die Straße ging, hatte sich bald die halbe Universität gesammelt, um voll Staunen dem wunderbaren Dreigestirn zu folgen. Aber Tante Luise war ungewöhnlich groß, Tante Karoline starkknochig, während Tante Nettchen klein und so rund war, daß man im Zweifel sein konnte, welche Dimension bei ihr die größere sei. Aber schnell gewöhnte man sich an die schwellenden Formen, wenn man in das wirklich schöne Gesicht sah, das von schalkhaftem Frohsinne belebt war. Tante Nettchen konnte nicht zanken und schelten, aber ein kurzes: „Aber, Karl!“ that mehr Wirkung als eine selbständige Polterrede von Tante Karoline. Still und geräuschlos leitete sie das große Hauswesen, heiter besorgt um jeden und jedes, — für alles wußte sie Rat und Hilfe, die Notleidenden gingen getröstet, die Betrübten erheitert von ihr. Unseren zahllosen Schelmereien und Eulenspiegelstreichen wußte sie stets die heitere Seite abzugewinnen und mit gutmütiger Neckerei brachte sie uns mehr gesunde Vernunft bei, als es einer andern durch Strafpredigten gelungen wäre.

Körperlich der direkteste Gegensatz war ihr Gatte, der Onkel Kolb. Der lange, hagere Mann mit dem glatt über die Stirne hängenden Haar, der großen Dreiecksnase und den hellen grauen Augen hat mich stets unwillkürlich an einen Fischreiher oder selbst einen Storch erinnert. Ruhig und gemessen, aber stets heiter und gut gelaunt, schwebte er über dem regen und oft tollen Treiben im Pfarrhause, als ginge es ihn eigentlich gar nicht an, nahm aber doch den regsten Anteil an allen. Er beschäftigte

sich fast ausschließlich mit Herbartscher Philosophie, Mathematik und alten Sprachen; seine Söhne unterrichtete er mit andern Knaben aus der Nachbarschaft selbst bis zu den höheren Klassen des Gymnasiums; für die Gemeinde war er Richter und Seelsorger zugleich. Statt zu dem Advokaten und vor Gericht gingen die Bauern zum Onkel Kolb und unterwarfen sich freiwillig seinen Urteilssprüchen. Früher ein gewaltiger Nimrod, sagte er der Jagd ab, sobald die Regierung ein Kreisschreiben hatte ergehen lassen, wonach diejenigen Pfarrer nicht mehr befördert werden sollten, welche der Jagd oblägen. — „Ich will zwar keine Beförderung,“ sagte er, „auch nehmen meine Bauern keinen Anstand daran, wenn ich ihnen die Hasen von ihren Krautäckern wegschieße — aber da es den Herren in Darmstadt unangenehm scheint, so mag von nun an die Flinte ruhen.“ Den Raubvögeln schenkte er's aber doch nicht. An einem Sonntage hatte es gerade ausgeläutet und er stand im Ornate, die Bibel unter dem Arme, vor der Thüre, als ein Habicht heranstürmte. „Die Flinte, schnell!“ sagte er zu seiner ihm folgenden Tochter, und in dem Augenblicke, wo der Falke auf ein Huhn stieß, krachte der Schuß, der ihn niederstreckte. Ohne sich nur umzudrehen, gab Onkel Kolb die rauchende Flinte ab und schritt zur Kirche, als sei nichts vorgefallen. Er predigte nur Moral mit praktischen Nutzanwendungen, nie Glauben, und bereitete sich zu diesen Predigten dadurch vor, daß er am Samstag Abend früher als gewöhnlich mit einer Handbibel unter dem Arme zu Bette ging.

Onkel Kolb hatte zwei Söhne und zwei Töchter; der ältere Sohn, Franz, studierte Medizin, der jüngere, Heinrich, um zwei Monate älter als ich, wurde Rentbeamter; die ältere Tochter, Sophie, war meine Jugendflamme und die jüngere, Malchen, ist unverheiratet geblieben. Außer diesen hatte aber Onkel Kolb noch den Sohn eines verstorbenen Freundes zu sich genommen, an dem er Vaterstelle vertrat; da dieser ebenfalls Heinrich hieß und dem älteren Sohne Franz an Alter gleich stand, so wurde dieser der große, der andere der kleine Heinrich genannt, obgleich letzterer den älteren bald um eines Kopfes Länge überwuchs.

Die jüngste Schwester meines Vaters, kaum ein Jahr älter als dieser und als Tante Lenchen in der Familie bekannt, wohnte von den übrigen Geschwistern getrennt in einem kleinen, fünf Stunden von Gießen entfernten Städtchen des sogenannten Hinterlandes, das jetzt preußisch geworden ist, in Gladenbach. Ihr Gatte, Steuerkommissär Eckhard, war in gewisser Beziehung die komische Figur unter den Oheimen. Klein,

untersetzt, stets räuspernd und die Perrücke hin und herschiebend, war Onkel Eckhard mit seiner kreischenden Nasenstimme und seiner polternden Art dennoch von allen hochgeliebt und geachtet. Denn er war ein kreuzbraver, seelenguter Mann, dessen altväterische Ansichten oft Gelegenheit zu Scherz und Heiterkeit gaben, in die er gutwillig mit einstimmte. Als ich mit Agassiz in Neuchatel arbeitete, machte ich auf einer Reise nach Deutschland einen Abstecher zu ihm: „Nun, Karl,“ sagte er nach den ersten Bewillkommnungen, „wie steht es denn mit dir? Hast du eine Staatsanstellung?“ „Nein, Onkel.“ „Bist du vielleicht von der Stadt Neufchâteau angestellt?“ „Auch nicht, Onkel.“ „Praktizierst du als Arzt?“ „Noch weniger, Onkel!“ „Aber wovon lebst du denn? Du bist doch ganz ordentlich in den Kleidern und siehst auch nicht aus, als ob du dir etwas abgehen ließest?“ „Ich verdiene meinen Unterhalt mit meiner Feder und anderen Arbeiten.“ „Mach' das einem andern weiß,“ brauste der Onkel auf, „du hast keine Anstellung, du praktizierst nicht und lebst doch! Ich glaube, du stiehlst!“ — Der Wahlort zum Parlamente in Frankfurt für den Bezirk Gießen war Gladenbach. „Sie wissen doch, Herr Steuerkommissär,“ sagte ihm ein Bekannter, „daß wir Ihren Neffen zum Parlamente wählen wollen?“ „Welchen Neffen?“ „Nun, den Professor in Gießen!“ „Den Gießer Karl?“ stieß der Onkel in höchster Verwunderung hervor. „Den hab' ich schon in den Windeln gekannt, er ist immer ein Lausbube gewesen!“ — Als ich aber nach dem Parlamente in die Schweiz hatte flüchten müssen, schrieb er einen langen Brief an meinen Vater, worin er diesem sein Bedauern ausdrückte, daß ich ihm wieder zur Last gefallen sei und flehentlich bat, er möge, wenn ich irgend not leide, über seine Börse disponieren. Mein Vater antwortete ihm, ich sei wohlgeborgen durch meine Arbeit und sehne mich durchaus nicht nach der Professur in Gießen zurück, sondern beabsichtige, zu meinen naturwissenschaftlichen Arbeiten zurückzukehren und zu diesem Zwecke nach Italien zu gehen. Das beruhigte aber den guten Onkel nicht — er reiste nach Bern und erst, als er mich dort gesehen und von mir selbst gehört hatte, daß ich weder meines Vaters noch seine Unterstützung in Anspruch zu nehmen nötig habe, war er über mein weiteres Schicksal beruhigt.

Die Tante Lenchen aber? Sie war meines Vaters Lieblingsschwester und galt uns allen für das Muster einer verständigen, liebevollen Hausfrau und Mutter, bei Tante Lenchen fühlte man sich ebenso zu Hause, wie bei Tante Nettchen und die Ferienbesuche wurden zwischen

Dauernheim und Gladenbach fast gleichmäßig verteilt. Doch fehlte in Gladenbach, als wir einmal etwas älter geworden waren, das „ewig Weibliche“ — denn Eckhards hatten nur zwei Söhne, von denen der ältere, Otto, in meinem Alter, Pfarrer, der jüngere, Karl, Steuerbeamter wurde.

War die Familie meines Vaters schon zahlreich genug und nur auf einen kleinen Raum in Hessen-Darmstadt konzentriert, so stand die Familie meiner Mutter an Zahl nicht nach, war aber über größere Kreise zerstreut. Woher sie den lateinischen Namen Follenius hatte, konnte ich nicht erfahren.

Meine Großmutter von dieser Seite war eine geborene Buchholz — ihr Vater Assessor beim Reichskammergerichte in Wetzlar für seine Vaterstadt Lübeck. Ich habe weder diesen, noch meine Großmutter, geborene Buchholz, gekannt, wohl aber zwei Schwestern derselben, die in einem kleinen Hause mit Garten in Wetzlar wohnten, wo wir Tante Karoline und Tante Sophie zuweilen besuchten. Letztere, die als Kammerfrau, Gouvernante oder so etwas in der fürstlichen Familie von Hohenzollern-Sigmaringen einen großen Teil ihres Lebens zugebracht hatte, zog nach dem Tode ihrer Schwester zu uns nach Bern, wo sie ihr Leben beschloß. In der Nähe Wetzlars war ein Berg, der Stoppelberg, der manche seltene Arten von Schmetterlingen bot und zu welchem schon meine Oheim Follenius als junge Leute gewallfahrtet waren. Damals war der Besuch der Neffen eine Freude für die alten Jungfern, aber auch ein Schreck, wie jetzt der Besuch der Großneffen. Denn man drehte in dem altväterischen Puppenkram das Unterste zu Oberst und entwickelte einen Appetit, worüber den guten Alten die Haare zu Berge standen. Leider, ich muß es gestehen, hielt man auch nicht still bei den Erzählungen aus der guten, alten Zeit, wo man sich in Sänften über die Hühnersteigen tragen ließ, die man in Wetzlar Straßen nannte und interessierte sich kaum für die Herren von Ahlenfels und wie sie alle heißen mögen, die vor und nach Goethes Wertherzeit eine Rolle in der Gesellschaft der alten Reichsstadt gespielt hatten. Von Goethe wollten sie nichts hören. Er sei, allen Berichten nach, ein „Flapch“ gewesen, meinte Tante Karoline.

Mein Großvater Follenius war Landrichter in Gießen, später in Friedberg in der Wetterau und fürstlich Lickscher Hofrat. Nach dem Tode meiner Großmutter Buchholz, die ihm drei Söhne und eine Tochter geboren hatte, war ein Interregnum eingetreten, während dessen das Hauswesen von einem Juden, Namens Süßkind, geleitet wurde, der sich mit dem Großvater duzte und den ich später noch als einen der schmutzigsten

Trödeljuden kennen gelernt habe, den ich jemals gesehen. Der alte Süßkind hatte aber eine wahre väterliche und großväterliche Zärtlichkeit für uns, und wenn er uns auf der Straße begegnete, suchte er uns zu unserm großen Schrecken zu umarmen und zu küssen. Der Großvater hatte überhaupt die Juden gern; ihr Geist, behauptete er, sei wie ein scharfgeschliffenes Rasiermesser; sie könnten wenigstens ihre Sache auseinandersetzen, während er den klotzigen Bauern die Antworten mit Haken aus dem Leibe reißen müsse. Wenn aber die Juden, die er zu verhören hatte, ihm genug vorgeschwatzt hatten, dann rückte er den grünen Lichtschirm, den er immer trug, herab, drehte sich nach seinem Stehpulte und sagte: „Genug! Halts Maul!" — Wehe dem, der noch weiter sprechen wollte. „Halts Maul, verfluchter Jud!" — „Aber, Herr Hofrat!" — „Himmeldonnerwetter! Hinaus" und in jähem Zorne packte er den Juden, warf ihn zur Thüre hinaus und die Treppe hinunter. Da lag nun der Haune Daweringe auf der Straße und jammerte: „Der Fillenius! Der Fillenius! Aß ich nicht tot bin, aß ich nah dran bin!" und die Straßenjungen sammelten sich und jubelten und der Alte wurde ärgerlich über sich selbst und über den Juden und rannte hinaus und begütigte den Haune und gab ihm Geld, damit er nicht mehr schreie, während er zugleich über den Schuft schimpfte, daß er nur Komödie spiele!

Trotz dieser und ähnlicher Vorkommnisse aber war er der Juden Freund und Verteidiger und sie vergalten es ihm und seinen Nachkommen durch treue Anhänglichkeit. Die alte Heuchelheim, eine quittengelbe Bandverkäuferin, duzte meine Mutter und nannte sie stets nur „Lowischen". „Aber um Gotteswillen, Heuchelheimin, wie hat sie sich heute aufgeputzt!" sagte meine Mutter, als die alte Jüdin ihr mit hell Rosa Bandschleifen auf der Haube entgegentrat. „Gelt, Lowischen," war die Antwort. „Ja, rosenrot steht mir schön, weil ich weiß bin!"

Der Großvater hatte in zweiter Ehe eine Fräulein Römich geheiratet, deren Mutter einige Monate jünger war, als er und die mit zwei Töchtern, Tante Sännchen und Tante Rabe, in Gießen lebte. In der Familie hieß die alte Frau „die Römichs Großmutter" und lange Zeit wußten wir nicht, daß unsere „Großmutter" nur eine Stiefgroßmutter und ihre Tochter, Tante Auguste, unsere Stieftante sei, obgleich wir uns nicht recht erklären konnten, wie die kleine schwarzhaarige und schwarzaugige Frau mit der römischen Nase die blonden Recken zur Welt gebracht haben sollte, als welche wir unsere Oheime Follenius und besonders den jüngsten derselben, Paul Follenius, kannten.

Die „Römichs Großmutter“ ging nie aus. Ich habe die alte Frau nie anders gesehen, als in altmodischem Kleide, mit einer Brille auf der Nase, auf erhöhter Pritsche in der Fensternische ihres kleinen, altväterisch möblierten Gemaches sitzend, so daß sie das Treiben auf dem sogenannten Lindenplatze überschauen konnte. Sie sagte uns Kindern, wenn wir sie besuchten, einige freundliche Worte, indem sie uns den Kopf streichelte und überließ uns dann „der Rabe“ und „dem Sännchen“, die uns „Gutsel“ gaben und mit uns in einer anderen Stube Versteckens spielten.

Der Großvater Follenius dagegen spielte mit uns „Guillotine“, wenn er besonders heiter gelaunt war. Dann mußten wir uns auf einen Stuhl setzen mit verbundenen Augen und das Sprüchlein hersagen:

„Herr Jesus! dir leb ich, dir sterb' ich,

Dein bin ich“ . . . „Tot und lebendig,“ fiel dann der Großvater ein und schlug uns mit einer angefeuchteten Serviette in den Nacken. Dafür bekamen wir einen Kreuzer oder, wenn wir das Sprüchlein recht rührend hergesagt hatten, sogar einen Groschen. Die Großmutter aber hatte das Spiel nicht gern: „Alter, sagte sie, willst du deine Enkel auch zu Demagogen machen? Hast du an deinen Söhnen nicht genug?“

Von den drei Brüdern meiner Mutter war nur der jüngste, Paul Follenius, in Gießen als Advokat geblieben — ein prachtvoller Mann, hoch, schlank gewachsen, in allen Leibesübungen Meister. In den Freiheitskriegen war er, kaum siebzehnjährig, von dem Gymnasium entlaufen, hatte den Feldzug unter Blücher mitgemacht und in der Schlacht von Bar-sur-Aube für die Erstürmung einer französischen Batterie das Theresienkreuz erhalten, das ihm eine kleine Pension eintrug. Nach den Feldzügen hatte er mit eisernem Willen seine Studien wieder aufgenommen und war Advokat geworden. Er nahm an den Freiheitsbestrebungen der dreißiger Jahre den lebhaftesten Anteil, wanderte aber nach dem Mißlingen derselben mit seinem Schwager Münch, der hochbetagt in Missouri starb, dorthin mit seiner Familie aus. Außerordentlich begabt, witzig, heiter — so habe ich den Onkel Paul gekannt, der mich zuerst in die edle Weidmannskunst einführte. „Knittelverse oder Hexameter,“ fragte Onkel Paul, wenn wir Morgens früh ausrückten. Den ganzen Tag über durfte dann nur in der gewählten Versart gesprochen werden. „Onkel,“ sagte einmal einer meiner jüngeren Brüder, der in der Stube spielte, zu ihm „Onkel! warum hast du denn so ein großes Loch da in dem Stiefel?“ „Damit ich mit meinen Hühneraugen heraussehen kann,“ antwortete Onkel Paul sehr ernsthaft.

Die älteren Brüder meiner Mutter hatten in der teutschen Zeit die römische Endsilbe ius, die ihren Namen schändete, abgeworfen und nannten sich Follen. Den einen derselben, Karl, habe ich nie gekannt — er flüchtete kurz nach meiner Geburt in die Schweiz und als ihn auch dort die Polizei der heiligen Allianz verfolgte, nach Amerika, wo er in der Bewegung für die Sklavenemanzipation eine bedeutende Rolle spielte, aber im Jahre 1841, wenn ich nicht irre, auf dem Dampfschiffe Lexington, das auf offener See zwischen New-York und Boston verbrannte, zu Grunde ging. Sein Stamm ist verloschen — sein einziger Sohn Charles wurde in der Schlacht von Bull Run von den Südstaaten gefangen und so scheußlich mißhandelt, daß er von da an siechte und einige Jahre später starb. Den älteren Bruder August, der sich aber Adolf Ludwig Follen nannte, lernte ich viel später, im Jahre 1836, in der Schweiz kennen. Beide Brüder haben bekanntlich in den Demagogenzeiten, die mit dem Attentat von Sand auf Kotzebue endeten, eine bedeutende Rolle gespielt.

Von den Geschwistern meines Großvaters Follenius habe ich zwei Brüder und zwei Schwestern, nebst ihren zahlreichen Descendenten gekannt. Der ältere dieser Brüder, Friedrich, war seinem Vater in einem hohen Verwaltungsposten zu Romrod im Vogelsberge gefolgt. Romrod spielte in den Erzählungen meiner Mutter aus ihren Kinderjahren dieselbe Rolle, wie Dauernheim in unserem Kinderleben. Eine meiner frühesten Erinnerungen haftet an der weitläufigen Ökonomie, die in freundlicher Waldgegend gelegen, Knechte und Mägde in großer Zahl beschäftigte. Mein Vater hatte uns, die einen im Röckchen, die andern noch in der Windel, mit der Mutter in einen Wagen gepackt und sich selbst auf den Bock gesetzt. Es war ein schöner Sommermorgen; der Vater, fröhlicher Laune, sang Studentenlieder und Schnadahüpfel zur Bewunderung des alten Kutschers Christian, der sich endlich zu meiner Mutter herumdrehte und schmunzelnd sagte: „Der Herr Professor singen aber wirklich sehr schön!“ Unserem Bestimmungsorte näher gekommen, kreuzten wir in der armen Gegend eine Anzahl von Karren, jeder mit einer elenden, mageren Kuh bespannt, die mühselig auf der schlecht unterhaltenen Straße sich fortbewegten. Christian konnte endlich sein Mitleidsgefühl nicht mehr bemeistern. „Herr Professor,“ sagte er, auf einen Karren deutend, „nicht um fünf Gulden möchte ich eine Vogelsberger Kuh sein!“ So kamen wir nach Romrod, wo uns Onkel Friedrich aufs Herzlichste empfing. Die Mutter schwelgte in Entzücken — sie zeigte uns die Karpfenteiche, den Forellenbach, die Gärten — mich zog besonders der Hof an, auf

dessen riesigem, mit frischem Stroh bedeckten Miste sich unzähliges Federvieh nebst Stallhasen und jungen Schweinchen umhertrieb. Ich schloß innige Freundschaft mit einem schwarzen, borstenlosen, chinesischen Schweinchen von höchst sanfter Gemütsart. An einem warmen Nachmittage wurde ich vergebens gesucht. Schon fing man an zu glauben, ich sei in einem Teiche verunglückt, als man mich auf dem Miste fand, ruhig schlafend neben meinem Schweinchen, dessen fettes Bäuchlein mir als Kopfkissen diente. Töchter und Söhne des Onkel Friedrich, die Geschwisterkinder meiner Mutter waren, galten in der Familie für uns als Onkel und Tanten, ihre Descendenz als Vetter und Cousinen, so daß ein Verwandtschaftsgrad dadurch übersprungen wurde.

Der zweite meiner Großoheime war Onkel Karl, der Forstrat. Er war früher ebenfalls in Romrod bedienstet gewesen, dann aber pensioniert worden, lebte anfangs in Gießen, später in Bessungen bei Darmstadt und hatte, selbst kinderlos, eine Nichte seiner aus Westfalen stammenden Frau an Kindesstatt angenommen. Onkel Karl galt einerseits als der Krösus der Familie, weil er eigenes Haus besaß und sich ein Reitpferd hielt, anderseits für den galanten Ritter, der keine Verpflichtungen der Etikette unterließ. Als der Großvater ebenfalls in Bessungen und zwar parterre wohnte, versäumte Onkel Karl nie, auf seinem Spazierritte, ohne abzusteigen, vor dem Fenster zu halten, sich nach der Gesundheit seines Bruders Christoph zu erkundigen und der Großmutter ein Blümchen oder Sträußchen zu überreichen, das diese freundlich knixend in Empfang nahm. Selbst freigebig und zu großartigem, sogar prunkhaftem Leben geneigt, der einzige, welcher allerlei Kunstwerke und namentlich eine Sammlung schöner Meerschaumpfeifen, zum Teil mit Edelsteinen besetzt, besaß, war er in allen diesen „großartigen Neigungen“, wie mein Großvater zu sagen pflegte, durch Tante Marie gehemmt, die aus Westfalen stammte und in der Familie als Typus des Geizes galt und deshalb mancherlei Neckereien ausgesetzt war, die sie aber ertrug, ohne ihr System zu ändern. Onkel Karl trug das Seinige dazu bei, diese Neckereien aufzumuntern. Die Tante hatte eine Gesellschaft von etwa 30 Personen zum Thee eingeladen und nach norddeutscher Sitte dünne Butterbrötchen und papierfeine Blättchen von Schinken und Braten „aufgeschnitten“. Die Vorräte standen im Nebenzimmer, in welches unglücklicherweise Onkel Paul, der ein starker Esser war, und mein Vater gerieten. Sie räumten vollständig mit den Vorräten auf. Tante Marie war versteinert, Onkel Karl wollte sich zu Tode lachen und ließ

nun aus dem Gasthofe und vom Zuckerbäcker ein vortreffliches Souper holen, das unter allgemeiner Heiterkeit verzehrt wurde.

Onkel Karl war seit mehreren Jahren nach Darmstadt übergezogen, als ich ihn dort zum erstenmale besuchte. Es wurde ein Hase aufgetragen, der so zähe war, daß ich mit meinen vortrefflichen Zähnen kaum seiner Meister werden konnte. „Karl," sagte der Onkel, „erinnerst du dich noch des altersschwachen Hasens, den wir in Gießen schon schlachten wollten, weil er kaum die Füße mehr nachschleppen konnte? Tante Marie hat Mitleid mit ihm gehabt, da sie seit langen Jahren an ihn gewöhnt war und ihn mit hierher genommen. Jetzt hat sie sich doch endlich entschließen müssen, ihm den Hals abzuschneiden, als er beinahe schon in den letzten Zügen lag. Iß immer zu, mein Junge, du siehst, wie gut es Tante Marie mit dir meint!" Als aber das Gekaue fertig war, steckte sich der Onkel eine große Meerschaumpfeife mit Türkisen an und sagte, wir wollen nun ein bißchen spazieren gehen. Nach einer halben Stunde kehrte er um und als wir an das Bessunger Chausséehaus kamen, sagte er: „Heute ist hier Sauerkrautstag mit Scheelrippen und Bratwürsten. Was meinst du, Karl, kannst du deinen Mann stellen?" Ich war damals in dem Alter, wo man gar nicht satt, sondern nur in den Kinnbacken müde wird, ging auf den Vorschlag ein und ließ es mir wohl schmecken. Bei dem Essen, an dem der Onkel tapfer teil nahm, gab er mir weise Verhaltungsmaßregeln. Tante Marie sei herzensgut, aber ein bißchen knapp, wisse jugendliche Mägen nicht zu schätzen, da der ihrige in Westfalen zu einem Klümpchen Pumpernickel zusammengeschnurrt sei; wenn ich also wieder zum Essen komme, solle ich nur mit den Vorderzähnen essen, wie die Hasen, knuspern wie ein Eichhörnchen, dadurch werde ich sehr in ihrer Gunst steigen und nachher sei immer das Chausséehaus da, wo wir uns auf den ausgestandenen Schreck hin gütlich thun könnten!

Zwei Schwestern meines Großvaters waren in dem kleinen Städtchen Wetter in Kurhessen verheiratet, die eine an den dortigen Rentamtmann Kümmel, die andere an den Stiftsvogt Günste, Verwalter des adligen Damenstiftes. Man konnte sich keinen größeren Gegensatz denken, als diese beiden Familien, in ihrer Gesamtheit wie im einzelnen. Onkel Kümmel war ein kleiner, untersetzter Kegel mit krummen Beinen und gewöhnlichem, aber gutmütigem Gesichte, dem man harte Jugend-Entbehrungen ansah, Onkel Günste ein riesiger, aber wohlgewachsener Mann mit einem großen, schön geschnittenen aber tyrannischen Gesichte, unter

welchem nicht ein Doppel-, sondern ein Tripel-Kinn schwabberte. Onkel Kümmel trug eine Perrücke und trieb sich in beständiger Unruhe umher; Onkel Günste saß fast immer an einem Fenster des Wohnsaales, von dem aus er die weitläufigen Wirtschaftshöfe überschauen konnte, das Haupt mit einem hohen Sammtbarette bedeckt. Tante Kümmel war eine herzensgute, aber stille und ziemlich häßliche Frau, deren gutmütiges Gesicht durch einen sehr bemerklichen schwarzen Schnurrbart einen seltsamen Ausdruck erhielt; Tante Günste dagegen war noch in ihrem Alter eine selten schöne, schlanke Frau mit regelmäßigen feinen Zügen, die bereitwillig auf jeden Scherz einging und ein silbernes Mädchenlachen bewahrt hatte, trotz der häufigen Prisen, die sie nahm. Tante Kümmel war die Liebe, Aufopferung, Güte und Wahrheit selbst, so daß wir sie mit etwas Scheue liebten; Tante Günste war oft recht sarkastisch und ironisch, und wenn sie „Weiß Gott! Wahrhaftig!“ sagte, so konnte man sicher sein, daß die Wahrheit starke Einbußen erlitten hatte. Im Kümmelschen Hause herrschte ein ernster, fast feierlicher Ton; es wurde morgens, mittags und abends bei Tische gebetet, was uns sehr sonderbar vorkam, da wir trotz der zahlreichen Pfarrer-Verwandtschaft in unseres Vaters Familie nie etwas ähnliches gesehen hatten; die beiden Söhne, von denen der eine, Karl, als Bergmann in Amerika gewesen war, während der andere, Gottfried, Pfarrer wurde, hatten ebenso wie die nicht schöne, aber herzensgute Tochter Marie etwas Stilles und in sich Gekehrtes. Wäre der Obstgarten für den Tag und Onkel Kümmels Erzählungen von seinem Bergmannsleben als „Hundejunge“ für den Abend nicht gewesen, wir hätten uns in dem Hause sträflich gelangweilt. Da war ein anderes Leben im Stift! Ein halbes Dutzend Mädchen oder mehr, eine wirklich schöner als die andere, die einen verlobt, die andern im Begriffe, es zu werden, Freier und Besucher in Menge, bemüht, sich von der vorteilhaftesten Seite zu zeigen, Mummenscherz und fröhliches Leben überall. Da tollte man dann herum in den weiten Gängen und leeren Zimmern des weitläufigen Stiftes und in dem großen Saale, dessen Decken von Säulen getragen wurde und wo Tante Günste in der Mitte auf einem Sofa thronte, während Onkel Günste zwanzig Schritte von ihr am Fenster saß und gar nicht that, als bemerke er, was im Saale vorgehe.

Wir wären am liebsten immer bei unsern Besuchen in das Stift wohnen gegangen, aber die beiden Oheime selbst, die grimmig mit einander verfeindet waren und einander aus dem Wege gingen, hielten streng

darauf, daß von Ferien zu Ferien mit dem Quartiere abgewechselt werde. Regelmäßig spielte sich dieselbe Szene ab. Man kam im Stift an, wurde am Thore von den Mädchen empfangen, in das bestimmte Zimmer geführt, des Ranzens entledigt, gewaschen, gekämmt und gebürstet, alles unter den heitersten Neckereien und dann in den Saal zu Tante und Onkel geleitet. „Na, Karl," sagte der Onkel, „bist du diesmal bei uns abgestiegen?" „Jawohl, Onkel, diesmal war die Reihe an Euch! Das vorigemal war ich in der Rentei." — „Ja! Ist recht! Bist du schon drüben gewesen?" „Nein, Onkel, ich komme ja eben erst an." „Mußt doch hinübergehen, es ist ja doch dein Onkel und deine Tante. Wirst dich wundern, wenn du Onkel Kümmel siehst! Mein Gott, was hat der Mann eingepackt!" — Onkel Günstes Befehl mußte unmittelbar befolgt werden, man ging also in die Rentei: „Nun, Karl," sagte Onkel Kümmel, „bist du diesmal bei uns abgestiegen?" „Nein, Onkel, diesmal bin ich im Stift! Ich war ja das letztemal bei Euch!" „Ja! Ist recht! Hast du Onkel Günste schon gesehen?" „Jawohl, Onkel!" „Nicht wahr, was hat der Mann eingepackt?" — Anfangs verstand ich den Ausdruck gar nicht, dann aber wurde mir klar, daß jeder fand, der andere habe schon den Koffer zur Reise ins Jenseits gepackt.

Meine Urgroßmutter Follenius war in Romrod hochbejahrt mit Hinterlassung von hundert direkten Deszendenten gestorben. Man kann sich also denken, daß fast überall in beiden Hessen Angehörige der Familie lebten, über deren Verwandtschaftsgrade ich nicht ganz vollkommen im Klaren bin, die aber je nach dem Alter, entweder Onkel und Tante oder Vetter und Bäschen genannt wurden. Da lebten in Marburg zwei Brüder, die zwei Schwestern, Cousinen meiner Mutter, geheiratet hatten, mit Namen Hille — Onkel Kreisrat und Onkel Landesgerichtsrat. Bei Onkel Kreisrat wurde auf dem Wege nach Wetter eingestellt — Tante Kreisrat war uns sehr sympathisch, Onkel weniger, denn er war ein furchtbar strenger Herr, der sehr auf das Äußere hielt und das Haus umzukehren im stande war, wenn die feinen Stiefel seiner kleinen, zierlichen Füße nicht gehörig glänzten. Die Schreiber mußten den Tisch decken, servieren und nach dem ersten Fleischgerichte weggehen, wenn sie nicht besonders zum Bleiben eingeladen wurden. Der Kreisrat liebte große Gesellschaften, geräuschvolle Vergnügungen; die Kreisrätin zuckte die Achseln, wagte aber nicht zu widersprechen. Einst war großes Essen. Man war schon an der Suppe, als der Kreisrat beim Überblicken der Tafel bemerkte, daß der Senf fehle. „Heinrich!" herschte er dem am

unteren Ende der Tafel sitzenden Schreiber zu, der erschreckt in die Höhe fuhr und sich in Positur stellte, „Heinrich! Gehen Sie einmal hinunter in den Garten und holen Sie eine Leiter!“ Der Schreiber keucht endlich zum großen Erstaunen der Gäste mit einer langen Leiter in den Saal. „So! Stellen Sie die Leiter an die Wand! — — Steigen Sie hinauf!“ Als der Schreiber auf der letzten Sprosse stand, „drehen Sie sich um! — So, nun sehen Sie einmal zu, was auf dem Tische fehlt!“

Zwei andere Cousinen meiner Mutter waren, die eine an den Pfarrer Decher, anfangs in Hausen bei Gießen, die andere, Tante Malchen, eine liebliche Erscheinung bis in ihr hohes Alter, an den Hofgerichtsrat Müller in Gießen, eine dritte an einen Advokaten Theobald in Darmstadt verheiratet — alle mit Kindern gesegnet. Und es waren weitere Verwandtschaftsgrade da, Onkel Moller, der bekannte Architekt in Darmstadt, mit seiner lispelnden Lippensprache, Onkel Gladbach, ein in französisches Quecksilber übersetzter Hannoveraner mit seiner Gattin, der Tante Sus, die stets im Strickbeutel die letzte Theaterrezension mit sich trug, Tante Hannchen, eine alte Jungfer, welche in ihrem hohen Alter genau so verhutzelt und vertrocknet aussah, wie die Pfannkuchenfee in Grimms Märchen und die, als ich sie zum letztenmale sah, meiner Frau fast einen Lachkrampf zuzog, indem sie erst um Erlaubnis fragte, mich küssen zu dürfen und dann vertraulich zu ihr sagte: „Wie hast du denn den da nehmen können? Ist er immer noch so ein Krawaller?“

Noch in unseren Knabenjahren war das Hessenland weitauf, weitab übersät mit Onkeln und Tanten, Vettern und Bäschen. Von Kassel an erstreckte sich die Verwandtschaft bis gen Heidelberg und man sagte von uns, wir könnten sechs Wochen lang zu Fuß im Lande herumreisen, täglich an einem andern Orte nächten und dennoch nie gezwungen sein, ein Wirtshaus zu betreten. Aber es war ein merklicher Unterschied zwischen Nord und Süd einerseits und zwischen den Follenius und den Vogt anderseits.

Im Norden, in Kurhessen, war alles steifer, förmlicher und zugleich knapper. Das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern schien uns ein weit gebundeneres, strengeres; die Zungen mußten mehr im Zaume gehalten, die Regeln der Etikette strenger beobachtet werden. Die Väter sprachen selbst zu älteren und verheirateten Söhnen noch immer im Tone des Gebieters, der unbedingten Gehorsam fordert. Dem äußeren Scheine wurde mehr geopfert — „In Kurhessen,“ sagt der Spruchreim im Volksmunde, „in Kurhessen
Giebt's große Schüsseln und wenig zu essen.“

Hüben und drüben waren die meisten Oheime Staats- und Verwaltungsbeamte, Pfarrer und Richter — aber welcher Unterschied in dem Auftreten der Männer, besonders geringeren Leuten gegenüber! Die Standesunterschiede wurden in Kurhessen viel mehr beobachtet; in den Dörfern und Städtchen kamen wir nie in irgend welche Beziehungen zu den Bauern, wie dies im Süden der Fall war. Wir wurden überall ja wohl mit gleicher Liebe empfangen, aber im Norden fühlte man doch eine gewisse Formkälte, während die Temperatur der Herzen im Süden wärmer war. Man hatte bei längerem Aufenthalte etwa ein Gefühl, wie ein mir bekanntes kleines Mädchen aus Frankreich, das von seinen Großeltern auf das Land zu Bekannten mitgenommen wurde. „Grand'maman," sagte es nach einigen Tagen zu seiner Großmutter, „allons un peu dans la forêt — je crève ici de sagesse!" Und nach all dem Lieben und Guten, was man bei den kurhessischen Verwandten genossen hatte, machte sich doch ein dunkles Empfinden geltend, dem die große Schauspielerin Rachel eines Tages Worte lieh, als sie von England zurückkehrend, ihrem Direktor Buloz um den Hals fiel und ausrief: „Ah! J'éprouve un furieux besoin de m'encanailler!"

Der Teil von Kurhessen, von dem ich hier spreche, gravitierte um Marburg, die darmstädtische Provinz Oberhessen um Gießen. Wenn Leopold von Buch recht hatte mit seiner Definition von Nord- und Süddeutschland, wonach man im ersteren den Wein aus Fußgläsern, im letzteren aus Wassergläsern trinke, so zog die Grenze der beiden Hälften von Deutschland genau zwischen den nur 24 Kilometer von einander entfernten Universitätsstädten durch. Der Marburger Student war nobel nach der Façon von Göttingen, der Gießener Studiosus hatte seinen Zug nach Heidelberg, wo er gleiches Leben und Sitten fand.

Der Unterschied zwischen den beiden Stammfamilien war nicht minder bedeutend. Fast alle waren hochgewachsene, kräftige Gestalten — Auszehrung, Skropheln und dergleichen Krankheiten waren kaum in einige angeheiratete Zweige hineingebracht worden, dem ursprünglichen Stamm aber durchaus fremd — man starb an Lungenentzündungen und ähnlichen, nicht konstitutionellen Krankheiten und erreichte im allgemeinen ein ziemlich hohes Alter. Die Follenius waren blond, die Vogt braun — unter beiden gab es in beiden Geschlechtern idealisch schöne Menschen. Als Kaiser Franz, von dem sogenannten Befreiungskriege zurückkehrend, in Heidelberg von der Universität gefeiert wurde, fiel ihm unter den Studentendeputationen mein Oheim Adolf Ludwig Follen so auf, daß er,

wie einer seiner Begleiter sich ausdrückte, „ihn abreißen und nach Wien einschicken ließ.“ Ich weiß nicht, ob das Porträt des Demagogen noch jetzt in Wien in den kaiserlichen Sammlungen existiert.

Die geistigen Anlagen waren sehr verschieden. In den Follenius war offenbar ein regeres Aufnehmen, eine gewisse Neigung zum Außergewöhnlichen, Romantischen und Poetischen im Leben, verbunden mit unverhüllten Tendenzen zur Domination und unumschränkten Herrschaft. Schneidender Witz, der aber häufig auch verwundete, sprunghafte Beweglichkeit der Unterhaltung, schroffe Übergänge von heftigem Jähzorn zu überströmender Zärtlichkeit charakterisierten die Beziehungen zu den Follenius. Man war mit dem Großvater, mit den Oheimen und Tanten in beständigem Kreuzfeuer und je nach der Laune konnte man für dieselbe Antwort oder Frage als „verfluchter Junge“ zur Thüre hinausgeworfen oder an das Herz gedrückt werden. Die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft, die allen eigen war, führte die einen zur Dichtkunst, die andern zu den bildenden Künsten und der Verschönerung des Lebens, die dritten zu Übertreibungen, die häufig an die Grenze der Münchhausiaden anstreiften, aber dennoch der soliden Grundlage, auf welchem das Leben dieser Beamten und Staatsangestellten aufgebaut war, keinen Eintrag thaten. Manchmal, wenn man eine glückliche Saite angeschlagen hatte, konnte man sich versucht fühlen, infolge der außerordentlichen Schmeicheleien und Anpreisungen sich für besonders begabt zu halten — aber das dauerte nicht lange — der Fall von der geträumten Höhe kam gewiß nach.

Das Leben bei den Vogt war ruhiger, selbst, wenn ich so mich ausdrücken soll, philiströser und in engeren Grenzen eingeschlossen. Die Auffassung war vielleicht weniger schnell und sprunghaft, dafür aber auch eingehender und solider; man ließ sich nicht leicht durch Chimären hinreißen, hielt aber um so fester an der gewonnenen Einsicht und ließ sich nicht durch Gefühlswallungen, sondern nur durch Gründe überzeugen. Man litt weder Übertreibungen, noch Aufschneidereien; mit scharfem Verstande kritisierte man Menschen und Dinge und fand bald die Schwächen der Personen, wie diejenigen der Beweisführungen heraus. Für Litteratur und Poesie hatte man nur wenig Sinn, für Kunst noch weniger; den meisten Mitgliedern der Familie Vogt war dies sogar ein durchaus fremdes Feld. Aber Naturwissenschaften, Landbau, Mathematik, kurz alle positiven Wissenschaften standen in höchstem Ansehen, das Handwerk wurde geschätzt, jeder hatte seine Liebhaberei, die in freien Stunden betrieben und manchmal bis in die Nähe des Kunstgewerbes gesteigert wurde.

Hartnäckige, ausdauernde Arbeiter waren alle, Männer wie Frauen, stetig und fest — aber die harte Arbeit störte ebensowenig den heiteren Frohsinn und den fröhlichen Lebensgenuß als dies bei den Follenius der Fall war. Handhabten diese die Ironie, so war bei den Vogts die gemütliche Neckerei an der Tagesordnung — das eine wie das andere hatte die gute Seite, daß man niemals eine zu gute Meinung von sich selbst fassen konnte und daß, wenn man einmal solche Gedanken gehabt haben sollte, man sogleich ausreichend geduckt wurde. Hier aber, wie bei den andern, schliff eine warme Liebe die Ecken der Charaktere ab — nur war dieselbe nicht so demonstrativ, wie bei den Follenius; man wußte, daß man sich lieb hatte, man sagte es sich aber nicht, weil es sich ganz von selbst verstand.

Die Vaterstadt.

Die Vaterstadt, ihre Bewohner und die Universität.

Ich wurde am 5. Juli 1817 in Gießen, Großherzogtum Hessen, als das älteste von neun Geschwistern geboren. Ein Brüderchen starb im Alter von sechs Jahren in Gießen am Scharlach, die jüngste, unverheiratete Schwester in Bern, 36 Jahre alt — wir Überbleibenden, vier Brüder und drei Schwestern, wurden nach und nach in beide Welten zerstreut. Bis zu dem Jahre 1835, wo mein Vater nach Bern übersiedelte und später das schweizerische Bürgerrecht erwarb, lebte er in Gießen als Professor an der medizinischen Fakultät. Der Überzug fand im Frühjahr 1835 mit meinen sieben Geschwistern zu Ostern statt; ich folgte erst im Juli desselben Jahres nach. Ich habe also meine ganze Jugendzeit und, da ich im Herbste 1833 Student wurde, meine beiden ersten Universitätsjahre in Gießen zugebracht.

Meine Vaterstadt war damals ein kleines, winkliges Nest von etwa 6000 Einwohnern, die fast ausschließlich von der Universität lebten und nebenbei etwas Ackerbau, Garten- und Viehzucht trieben. Bis zum Ende der napoleonischen Kriege war Gießen eine Festung mit Wall und Graben gewesen, die aber, auf allen Seiten von Höhen beherrscht, der neueren Artillerie nicht standhalten konnte. Die Festungswerke wurden also geschleift, die Festungsgräben bis auf einen kleinen Rest, den man leicht überspringen konnte, zugeworfen und auf dem so gewonnenen Terrain Gärten angelegt, während das Glacis zu einem mit Bäumen besetzten Spaziergang umgewandelt wurde, welcher „die Schoor" oder „Schur"

hieß, jetzt aber in wissenschaftlicher Weise, wie es einem Brennpunkte des geistigen Lebens in Deutschland geziemt, als Nord-, Ost-, Süd- und West-Anlage bezeichnet wird.

Gießen liegt in nicht unfreundlichem Thalkessel am Ufer der Lahn, über welche damals eine hohe Katzenbuckelbrücke führte, die nur den einen Übelstand hatte, daß beim Steigen des Wassers die beiden Zugänge, hüben und drüben, überschwemmt wurden, so daß man gerade dann nicht zu der Brücke gelangen konnte, wenn man sie am nötigsten hatte. Bei gewöhnlichem Wasserstande wurde sie nur von den Fußgängern benutzt; die Wagen fuhren durch eine benachbarte Furt unter der Brücke. Ein breiter Gürtel von Wiesen, vielfach von Gräben durchzogen, umspannte die Stadt und bot im Winter vortreffliche Eisbahnen, im Frühling und Herbste reichste Gelegenheit zum Steigenlassen von Papierdrachen, während die Lahn selbst im Sommer das Baden und Schwimmen begünstigte und in härteren Wintern Eisbahn bis nach Wetzlar abwärts und nach Marburg aufwärts bereitete.

Im Umkreise erhoben sich zuerst zwei kleinere Hügel, worunter besonders einer, der Trieb, mit dem angrenzenden Philosophenwäldchen, der beliebteste Tummelplatz der Jugend und des Rindviehes war und dann, etwa in der Entfernung einer Wegstunde, hohe Kegel von Basalt, meist mit alten Burgen gekrönt, hinter welchen noch höhere Schieferberge sich auftürmten. In einer Stunde erreichte man einerseits den Schiffenberg, ein früheres Deutsch-Ordenshaus mit beliebter Wirtschaft, auf der andern Seite den Gleiberg und Fetzberg, beide mit pittoresken Ruinen besetzt, in etwas größerer Entfernung auf dem Wege nach Marburg hin, den Staufenberg, ebenfalls außer einem noch bewohnbaren Schlosse eine Ruine tragend, während der hohe Rücken des Dünsberges alle überragt. Eine Stunde lahnaufwärts lag noch an dem Ufer des Flusses selbst eine reizende Ruine, die Badenburg, der obligate Sammelplatz der Gießer Welt am zweiten Pfingstfeiertage. Gut gepflegte Wälder zogen sich an den Bergkuppen hinan oder bildeten ersehnte Ruhepunkte zwischen den Feldern, die zur Zeit der Repsblüte ein sehr buntscheckiges Äußere zeigten.

Ich lasse mir nicht gerne die Gegend von Gießen schänden und habe niemals begreifen können, wie Herr Franzos in einem Buche über den Dichter Georg Büchner dessen jammervolles Los beklagen konnte, als er von Straßburg nach Gießen überziehen mußte. Die glatte, reizlose Gegend der elsässischen Landeshauptstadt, die ich während eines längeren

Aufenthaltes dort genugsam kennen lernte, läßt sich gar nicht vergleichen mit der reichen Abwechslung von Thälern und Gebirgsformen, die meiner Vaterstadt eine Menge schöner Punkte gewährt hat, welche mit leichter Mühe zu Fuß und zu Wagen sich erreichen lassen und den Besuchern zugleich Labung und Erholung bieten. Welch lauschiges Plätzchen, die Häuchelheimer Mühle, wo man in kühlem Grunde am Ufer des rauschenden Baches im Schatten einer gewaltigen Linde Kartoffel-Pfannkuchen verzehrte, deren primitiv-urwüchsige Vortrefflichkeit stets neue Gäste anlockte! War es nicht dort, wo im Sommer 1833 das neugegründete Corps „Palatia“ aufzog, mit grün-rot-goldenen Bändern, Pfeifenquasten und Mützen, etwas verächtlich an einer Gruppe kneipender Burschen des Corps „Hassia“ vorübergehend, welche den unerhörten Unterschied boten, daß sie grün-rot-silberne Bänder, Pfeifenquasten und Mützen trugen? Einer der „Hessen“ war so frech, ein Ah! auszustoßen; ein tief beleidigter „Pfälzer“ hieb ihm auf — hüben und drüben stürzten zwölf Bursche nach und während ganzer zweier Jahre hatte man an den hundertundvierundzwanzig Skandälern auszupauken, welche dies unbedachte oder berechnete Ah! nach sich gezogen hatte. Hat jemals ein deutsches Gemüt sich an fetterer Dickmilch und dunklerem Waldesgrün gelabt als dem, das man auf dem Schiffenberg fand, zu dem man auf Wegen wandelte, reich umgeben von Erdbeeren und Heidelbeeren, von Waldmeister zur Anfertigung des Maitranks? Und der zweite Pfingsttag auf der Badenburg, welches Getümmel in und außer dem Wasser! Alles zog dann hinaus, Student und Philister, Professor und Beamter, Männer, Frauen und Kinder; man tanzte auf dem Rasen, trank aus unglaublichen Gefäßen und wenn die Klügeren sich mit Anbruch der Nacht auf den Heimweg begeben hatten, gab es die schönsten „Holzereien“, von welchen noch lange blaue Augen und blutige Schrammen berichteten.

Nein, ich lasse mir Gießens Umgegend nicht schänden und kann sie umso eher verteidigen, als ich das Innere meiner Vaterstadt, wie sie damals war, gänzlich preisgebe. In dem halben Jahrhundert, das seit meiner Knabenzeit verflossen ist, hat sie sich freilich fast vollständig umgewandelt und nur einige Gassen und Winkel zeugen noch von dem früheren Wesen, wo jeder Nachbar dem andern vorzubauen strebte, die oberen Stockwerke über die unteren hinüber hingen und die Häuser sich schwerfällig aneinander lehnten, um nicht umzufallen. Ich weiß noch heute nicht, wie es zuging, daß nicht täglich auf der „Mäuseburg“ sich ein Unglücksfall ereignete, in dieser engen, im rechten Winkel umbiegen-

den, steilen Stelle der Hauptstraße, wo zwei Wagen einander nicht ausweichen konnten und links und rechts an den Metzgerläden noch lange Holzarme mit furchtbaren Haken am Ende sich herausstreckten, an welchen ganze Schafe, Kälber und Viertel von Ochsen aufgehängt wurden, alle mit kleinen Papierfetzchen besetzt, auf denen mit hebräischen Buchstaben das Wort „Koscher“ geschrieben stand, zum sicheren Beweise, daß der Schlächter nach alt-testamentlichem Ritus das Tier „geschacht“ habe. Schreckliches Pflaster! Von Trottoirs war keine Rede; in der Mitte der Straße zog sich eine Reihe größerer Steine hin, welche Anlaß zu unzähligen Paukereien und Prügeleien gaben. Denn diese Steinreihe mußte der Respektsperson überlassen werden; Begegnende wichen sich in der Art aus, daß jeder einen Fuß auf dem großen Stein behielt, den andern aber daneben in den Kot setzte. Wer das nicht that, war ein Grobian und da feine Höflichkeit in keiner Schicht der Gesellschaft von Gießen kultiviert wurde, so mag die intime Geschichte manche Schmarre im Gesicht und manche Beule dieser eigentümlichen Struktur des Pflasters von Gießen zuschreiben.

Eine nicht geringe Eigentümlichkeit der Vaterstadt, die nicht gerade zum Wohlgeruche beitrug, waren die sogenannten „Winkel“, schmale Zwischenräume zwischen den Häusern, die sich nach oben hin verengten und in welche, Schwalbennestern gleich, von beiden Seiten her einfache Holzkäfige vorragten, auf denen man sich des irdischen Dranges entledigte. Der Winkel war gegen die Straße hin durch ein kniehohes Mäuerchen geschlossen, über dem eine Plankenthür angebracht war, hoch genug, um die Unterseite der in der Luft schwebenden Sitze den Blicken der auf der Straße gehenden Personen zu entziehen. — Von Zeit zu Zeit wurden die Hauseigentümer angehalten, ihre Winkel zu leeren. Leider hatte Gießen keine Garnison, ähnlich der bekannten „Stiefelgarde“ in Darmstadt, welche hohe, bis auf den halben Schenkel reichende Reiterstiefel mit Sporen trug, aber keine Pferde besaß und in dem Inneren des großherzoglichen Schlosses und des neuen „Palais“, welches Großherzog Ludwig II. bewohnte, Wache zu stehen hatte. Die Edlen benutzten ihre hohen Stiefel, um als Kloakenreiniger der Residenz ihre Löhnung zu verbessern. Merkwürdigerweise stank es beständig in den Gängen der großherzoglichen Residenz. Der Hofbaumeister Moller wurde beauftragt, die Abtritte einem gründlichen Umbau zu unterwerfen. Sechzigtausend Gulden wurden verbaut — es stank noch wie vor. Erst als die Stiefelgarde abgeschafft wurde, verschwanden die Gerüche und mit

ihnen merkwürdigerweise auch die weiße Dame, welche zuweilen im Schlosse spukte.

Gießen hatte keine solche Garnison — der Bürger besorgte selbst die Leerung seines Winkels und war — leider muß dies zugestanden werden — oft sehr lässig in Besorgung dieser Pflicht. Wenn dann im Sommer heftige Gewitterregen niederstürmten, so geschah es nicht selten, daß der Inhalt der Winkel über die niedrigen Mauern überquoll. Im Winter drohten andere Kalamitäten. Dann fror der Inhalt der Winkel zusammen und es bildeten sich, den in der Luft schwebenden Sitzen entsprechend, zapfenartige Erhöhungen, die in strengen Wintern zu schlanken Säulen anwuchsen. Ich erinnere mich, daß in dem furchtbaren Winter von 1829/30, wo die Kälte so intensiv war und so lange anhielt, zuerst der Abtritt im unteren, dann aber auch der im oberen Stockwerke unseres Hauses unbrauchbar wurde, weil die in mannigfachen Schattierungen marmorierten Eissäulen bis zur Höhe der Sitzbretter anwuchsen. Da der Holzhacker mit seinem Beile nicht gut ankommen konnte, so geriet die Mutter auf die Idee, die Säule durch heißes Wasser zu schmelzen, mußte aber zu ihrem Schrecken gewahren, daß dieselbe nur anwuchs, statt sich zu vermindern.

Das Leben des Gießener „Borjers und Ansässers“ war ein sehr einfaches. Die meisten hatten eine kleine Landwirtschaft; viele der Vermögenderen besaßen einen größeren Garten, gewonnen durch die Schleifung der Festungswerke, die einfach in der Weise bewerkstelligt worden war, daß jeder den Grund und Boden als Eigentum erhielt, den er auf eigene Kosten nach dem festgestellten allgemeinen Plane nivelliert hatte. Jeder Bürger hatte außerdem Anspruch auf ein Stück „Krautland“ in einer etwas sumpfigen Niederung. So kam es denn, daß die Land- und Gartenwirtschaft neben der Universität eine wesentliche Rolle spielte. Fast jede Bürgerfamilie fütterte ein oder mehrere Schweine, welche im Winter geschlachtet wurden — viele, die eine größere Ökonomie besaßen, hatten auch eine oder mehrere Kühe. Täglich ertönten die verschieden gestimmten Hörner des Schwein- und Kuhhirten durch die Straßen, öffneten sich Haus-, Hof- und Winkelthüren, um grunzende Schweine und schwerhinwandelndes Rindvieh zu entlassen — uns Buben immer zum Gaudium. Ein besonderes Vergnügen bestand darin, ein Schwein an dem Ringelschwanze zu fassen und sich von ihm durch die Straßen ziehen zu lassen. Ich habe da die ersten unbewußten Studien über tierische Anpassung gemacht, denn die Schweine von Gießen, durch diese gym-

nastischen Übungen der Schuljugend gewitzigt, zeigten ganz eigentümliche Bewegungen der Hinterteile des Körpers, die ich bei Schweinen anderer Herkunft nicht bemerkt habe.

Der erste Austrieb des Rindviehs im Frühjahre gestaltete sich zu einem allgemeinen Frühlingsfeste der Bevölkerung. Fiel der Tag außerhalb der Osterferien, so fanden keine Vorlesungen statt. In hellen Haufen begleitete man die Herde nach dem „Trieb", wo die Stiere um den Besitz der Alleinherrschaft zu kämpfen hatten. Oft begann der Strauß zwischen den mächtigen Tieren schon in den Straßen der Stadt, meist aber auf dem „großen Steinwege", der quer durch die Wiesen und mittelst einer Katzenbuckelbrücke über die „Wieseck", ein Nebenflüßchen der Lahn, führte. Ich erinnere mich eines der glänzendsten Stiergefechte dieser Art, wo beide Kämpfer auf der Mitte der Brücke zusammenstießen und nach hartem Ringen der eine durch einen Seitenstoß über die niedere Einfassung in das Wasser hinabgeworfen wurde unter grenzenlosem Jubel der Zuschauer.

Außer mit der Zucht des vierfüßigen Viehs beschäftigte sich der Bürger auch mit Gänsen und Hühnern. Wie hinsichtlich des Weines, so zieht sich auch eine ziemlich strenge Grenze zwischen Gansländern und Truthahnländern durch Europa. Im allgemeinen fallen zwar beide Linien zusammen — im einzelnen aber herrscht mancherlei Abweichung. Die Gans ist der Festbraten in den Ländern, wo kein Wein wächst, und trotz aller Sorgfalt in der Züchtung ist das Huhn und namentlich der Truthahn, schlecht, zähe und ungenießbar in denselben Gegenden. Die Gans ist ein Vogel des kalten, das Huhn des warmen Klimas. Der Bürger von Gießen mußte sehr arm sein, wenn er nicht zu Martini und Christtag seine gebratene Gans auf dem Tische hatte. Die Dörfer in der Umgegend, Langgöns, Kirchgöns, Pohlgöns und wie sie sonst alle heißen mochten, trieben die Züchtung der Gänse um der Federn willen in ausgedehntem Maße. So nudelte denn auch der Bürger die Gänse, die er verspeisen wollte. Aber eine Gans konnte nicht verzehrt werden, wenn sie nicht eine Zeitlang frei in der Kälte gehangen hatte, wohl gerupft und zur unmittelbaren Einlegung in die Bratpfanne zugerichtet. Während des ganzen Winters wütete ein stiller, nächtlicher Kampf zwischen Studenten nnd Bürgersfrauen — erstere alle erdenklichen Listen ersinnend, um die Gans von dem Fenster wegzustehlen, letztere ihren Kopf zermarternd, um ihren Braten zu retten. Man hing die Gänse oben in den zweiten und dritten Stock prahlerisch in Ketten auf — die Studenten kamen in der Nacht mit langen Stangen und Feuerhaken, an deren Ende

eine scharfe Sichel befestigt war und schnitten mit derselben dem armen Vogel die Beine ab, welche zum Hohngelächter der Vorübergehenden Morgens in der Luft baumelten. Superintendent Palmer hatte zur Zeit seines Rektorats im Vertrauen auf die Unverletzlichkeit seiner Würde eine überaus fette Gans, die ein Landpfarrer mit Mais für Se. Hochwürden genudelt hatte, an das Fenster des zweiten Stockes gehängt, wo sie provocierend über den Kirchenplatz hinüber glänzte. Die Gattin hatte vorsorglicherweise den fetten Braten so vernestelt, daß alle Mühe der Studenten während einiger Nächte vergeblich war. Da schellt es stürmisch eines Abends um elf Uhr an der Hausthüre. Palmer öffnet das Fenster: „Wer ist da?“ „Um Gotteswillen, Magnificenz, schreit eine Stimme von unten, sie sind an Ihrer Gans!“ Palmer rennt herzu, nestelt die Gans los — aber in dem Augenblicke, wo er sie hereinnehmen will, erhält er mit einer langen Stange einen starken Schlag auf seine vom Frost erstarrten Finger. Er läßt die Gans fallen und mit dem Rufe: „Danke, Magnificenz!“ verschwinden einige Spukgestalten, die sich in der Nische verborgen gehalten hatten. — Professor Grolman hatte seine Gans klugerweise an das Küchenfenster gehängt, welches sich in einen Hof öffnete, der von dem Hofe des Nachbarhauses durch eine hohe Quermauer getrennt war. Die Gans verschwand und das Gerücht verbreitete sich, daß Lutz Knapp, ein zu früh verstorbener Kneipgenosse Viktor Scheffels in Heidelberg, der Thäter gewesen sei. Professor Knapp, der in dem Nachbarhause wohnte, nahm seinen Bruder scharf in das Verhör — Lutz überzeugte seinen Bruder so sehr von der Unmöglichkeit seiner Thäterschaft, daß dieser beschloß, dem Kollegen Grolman einen Besuch zu machen, um auch diesen zu überzeugen. „Ich brachte alle meine Gründe vor,“ erzählte mir Knapp, „und Grolman seine lange Pfeife schmauchend, nickte immer beifälliger, so daß ich schon gewonnen Spiel zu haben glaubte.“ Als ich aber meine lange Demonstration mit den Worten schloß: „Kurz, ich glaube nicht, daß Lutz es gethan hat!“ da lächelte das Ungetüm ganz freundlich, puffte mir eine dicke Tabakswolke in das Gesicht und sagte: „Ich glaube es auch nicht, lieber Kollege — ich habe ihn aber auf der Mauer sitzen sehen!“ — Mir fielen die Flügel vom Leibe! Ich empfahl mich mit stummer Verbeugung und Grolman reichte mir die Hand zum Abschiede, als wollte er sagen: „Nichts für ungut, Kollege, wir haben es früher ebenso gemacht.“ — Als ich später nach Gießen als junger Professor kam, war der Satz Grolmans „Ich glaube es auch nicht — ich habe ihn aber auf der Mauer sitzen sehen,“ förmlich zum Sprichworte geworden.

Die Bürgerschaft von Gießen war liberal bis zu den Grenzen des Möglichen, das heißt bis zur Existenz der Universität. Von dieser lebten die Gewerbe und die Kaufleute; die einzige, in Gießen bestehende und von der Universität unabhängige Fabrik war damals die Tabaksfabrik von Gail, welche später erst eine so große Ausdehnung gewann. Kein Haus fast, das nicht einen oder mehrere Studenten beherbergte, welche oft auch die ganze Kost hatten; die wenigsten Professoren besaßen eigene Häuser; fast alle wohnten auf Miete. So war denn damals die Existenz Gießens wirklich an diejenige der Universität geknüpft und jedesmal, wenn die Opposition, in welcher sich der Gießener gefiel, eine gewisse Höhe erreicht hatte, setzte die Regierung einen Dämpfer auf, indem sie mit der Verlegung der Universität nach Darmstadt drohte. Man hatte den Leuten gut vorsagen, daß diese Verlegung keine leichte Sache, ja fast unmöglich sei — sie zogen jedesmal ihre Segel ein, sobald das Gerücht festere Consistenz gewann und hielten sich wenigstens still, um den Sturm, dessen Existenz sie sich einbildeten, vorübergehen zu lassen. Jetzt, wo Gießen Knotenpunkt mehrerer Eisenbahnen und Sitz einer bedeutenden, industriellen Thätigkeit geworden ist, jetzt bildet die sehr zusammengeschwundene und dem Verfalle zueilende Universität freilich nur ein unbedeutendes Anhängsel der Stadt — damals aber war sie der Mittelpunkt, um welchen sich das ganze Leben drehte. Wenn man bedenkt, daß in den Zeiten, von denen ich eben spreche, die Bevölkerung etwa 6000 Köpfe stark war, während die Universität über 600 Studenten zählte, so wird man dieses Verhältnis leicht begreiflich finden.

Trotz dieser vielfachen Berührungen kann man sich keine stärker einander abstoßende Kreise vorstellen, als Bürgerschaft und Universität. Der Student, hochnasig und voll von Komment und Korporationsgeist, stand den jüngeren Bürgersöhnen ebenso schroff gegenüber, als der Professor den älteren Bürgern. Zu den Bällen und Gesellschaften der einen wurden die andern nicht zugelassen; der Professor schaute auf den Bierbrauer, den Metzger, den Kaufmann von oben herab und der Bürger rächte sich dafür durch Schabernack und Verhöhnung der Schwachheiten und Bizarrerieen der Gelehrten, die freilich der Sonderlinge genug in ihren Reihen zählten. Die Titelsucht der Professoren wurde von den Bürgern in der Weise verhöhnt, daß die vorragenden Gewerbtreibenden mit dem Titel „Rat“ belegt wurden — es gab einen Wurstrat, Kappenrat, Bierrat, Dachrat u. s. w. Von den meisten dieser Würdenträger, deren ich eine große Zahl kannte, habe ich niemals den Namen erfahren —

die ganze Stadt kannte sie nur unter diesem Titel. Eine komische Person wurde gewiß als „Verrückter Hofrat" bezeichnet; kurz, der ganze Klassen- und Standesstolz, der die Deutschen in so unvorteilhafter und lächerlicher Weise vor den andern Völkern auszeichnet, trat hier in seiner ganzen Schroffheit unverhüllt zu Tage. Sogar der Umstand, daß viele vermögendere Bürgerssöhne entweder das Gymnasium durchliefen oder selbst studierten, änderte an der Sache wenig — die Standesunterschiede wurden, trotz aller Bemühungen der Einsichtigen und trotz der Gemeinsamkeit liberaler und revolutionärer Bestrebungen, die nach 1830 Platz griffen, mit Hartnäckigkeit festgehalten.

Mein Vater war der einzige Professor, der mit seiner Familie eine vermittelnde Stellung einnahm. Meine Mutter hatte ihre sämtlichen Jugendfreundinnen in der Stadt, einige unter ziemlich gedrückten und selbst ärmlichen Verhältnissen; als vielfach beschäftigter Arzt kam mein Vater in tägliche Berührung mit den bürgerlichen Kreisen; wir waren mit Knaben aus allen Ständen in den Schulen und im Gymnasium gewesen und statt uns abzuschließen, wie andere Professorensöhne oft gezwungen wurden, zu thun, waren unsere Eltern im Gegenteile stets eifrig bemüht, diese Beziehungen aufrecht zu erhalten. Die Bürger lohnten das reichlich durch unbegrenztes Vertrauen, welches sie in meinen Vater setzten; er wurde zum Gemeinderat und mehrmals zum Abgeordneten in die Kammer gewählt, die er aber nie betrat, weil ihm die Regierung stets den dazu nötigen Urlaub verweigerte. Man wußte, daß er unbedingt zur Opposition gehören würde und schloß ihn deshalb systematisch von jeder öffentlichen politischen Wirksamkeit aus. Sein Einfluß wurde dadurch nur um so größer und wie ihn einerseits die Bürgerschaft stützte und trug, so führte er sie anderseits größerer, politischer Selbständigkeit und gemessenem Fortschritt zu. Man nannte ihn deshalb scherzweise auch oft den „Großherzog von Gießen". Daß sich diese Zuneigung auch auf uns Kinder übertrug, war selbstverständlich — es erschien nur als ein Zufall, daß der Vater auch den Gelehrtenkreisen angehöre und neben Eulers Konrad und Reibers Wilhelm standen Vogts Karl und Emil als vollkommen gleichberechtigte Bürgerssöhne da.

Stadt und Universität waren von einer Menge sonderbarer Originale belebt, wie sie kaum wohl ein anderer Ort in ähnlicher Fülle aufzuweisen hatte. War es die Abgeschiedenheit in dem ringsum geschlossenen Thale der Lahn, war es die eigentümliche Luft, die man in Gießen atmete oder die historische Entwicklung innerhalb der Enge

umschließender Festungswälle, die als erzeugendes Moment zu Grunde lagen? — Ich möchte diese Fragen nicht entscheiden, aber so viel ist gewiß, daß alle diese „Räte“ aus der Bürgerschaft nicht minder komische Charaktere waren, als die „Hofräte“ und „Geheimräte“ der Universität und der höheren Beamtungen. Wer hörte nicht in den damaligen Zeiten von den Witzen Hans Büchners, eines baumlangen, riesenstarken, in allen Leibesübungen gewandten Mannes mit weißem Vollbarte, der ihm bis zu dem Gürtel herabhing, eine wahre Landsknechtsfigur mit einem dünnen Diskantstimmchen, das auf denjenigen, welcher es zum erstenmal hörte, die Wirkung einer Kinderpfeife machte? Die Witze bewegten sich alle, wie mein Großvater zu sagen pflegte, auf jenem unendlich ausgedehnten Felde, das dennoch nur einen winzigen Mittelpunkt hat und lassen sich schwarz auf weiß nicht wieder geben — aber sie trafen meist den Nagel auf den Kopf und gingen in Gießen noch lange um, nachdem Hans zu seinen Vätern versammelt war. Da bewegten sich als stehende Figuren bei allen Vorfällen eine Menge komischer Typen, deren vollständiges Register einen Band füllen könnte. Eine Hauptrolle spielte der Wurstrat Möhl, der begüterte Metzger, der dem Durstigen, mochte er nun Handwerker oder Student sein, gern ein Glas Apfelwein zahlte, weil er meines Großvaters Wort sich angeeignet hatte: „Ein satter Mensch, ein schöner Mensch!“ Bei dem Polendurchzuge im Jahre 1831 hatte sich der Wurstrat in einen solchen Enthusiasmus hineingearbeitet, daß man vorschlug, ihn künftighin „Möhlowitsch Wurstratski“ zu nennen. Bei demselben Anlasse wurde der Schuster Ott, der ebenfalls zur Polenzeit eine Czapka und eine Ulanenmütze zur Bethätigung seiner Gesinnungen trug, von dem Sohne des Professors Wilbrand in der Meinung, daß er ein wirklicher Pole sei, bis an das gastliche Haus seines Vaters geschleppt, wo er endlich durch die Frage: „Schuhe oder Stiefel, Herr Julius?“ der Täuschung ein Ende machte. — „Mein Geschäft geht gut,“ sagte Ott, „wir arbeiten zu dritt, ich bin der Vierte und ich sitze auf einem Fliese über einem Haufen vergrabener Papiere, unter welchen sich sehr wichtige Depeschen befinden.“ Der Journalträger Vogel ward der „narrige Vogel“ genannt, weil er im Gehen Journale und Zeitungen durchblätterte und sich hochtönende Phrasen daraus auflas, die er bei passenden oder unpassenden Gelegenheiten den staunenden Zuhörern an den Kopf warf. — „Nun, Frau Rektorin Magnificenz,“ sagte er zu meiner Mutter, als er sie kurze Zeit vor dem Ablaufe der Amtsdauer meines Vaters im Hause traf, „nun, Frau Rektorin Magnificenz, noch

einige Tage und Sie fallen in Ihr voriges Nichts zurück!“ — Als der Superintendent Büchner begraben wurde, begleitete der narrige Vogel meinen Vater vom Kirchhofe nach der Stadt zurück. „Das war ein Mann,“ sagte er schluchzend, „Nelson war ein großer Seeadmiral, aber ein solcher Kanzelredner war er nicht.“ Da rollte ferner durch die Straßen der Hofgerichtssekretär Bapst, „das Äpfelleibchen,“ (man nannte so in Teig eingewickelte und gebackene Äpfel) seiner runden, kurzen Gestalt wegen benannt, der bei dem Bauernkrawall im Jahre 1830 auf dem „Brand“ Wache stand und einen andern kleinen dicken Kerl, das „Theekännchen“, mit einem so furchtbaren „Werda!“ anbrüllte, daß das Theekännchen in die Kniee sank und sein Gewehr mit dem Rufe „Pardon“ ihm entgegenstreckte. Der Jugend Freude und Zielscheibe war das „Männchen“, ein kleiner Brauer, in dessen Hause wir einige Zeit wohnten und der meinem Onkel Eckhard, welcher mit ihm zankte, endlich mit überlegener Hoheit die Worte zurief: „Gauze dich satt!“ („Gauzen“ sagt der Gießener Dialekt statt „bellen“.) Dem Männchen stand als weibliches Element ebenbürtig zur Seite die „Fee Fanferlutsch“, eine böse alte Hexe, die immer fürchtete, sie möchte bestohlen werden, aber auf den Rat, sich einen Hund zu halten, antwortete: „Ich brauche keinen Hund, ich kann mir selber gauzen.“ Das musikalische Element repräsentierte der „Notenkopf“ Bauer, Stadtmusikus und Türmer, der aus dem ägyptischen Feldzuge einen Fadenwurm im Auge mitgebracht hatte, bei heftigem Winde durch das Schwanken des Turmes Seekrankheit bekam und in den Konzerten mit solcher Gewalt Fagott blies, daß stets mehr hörbarer Wind nebenaus ging, als in das Instrument. Mit seiner Musikbande mußte der „Notenkopf“ bei jeder Schlittenpartie auf einer „Wurst“ vorausfahren, welche regelmäßig an der scharfen Ecke der Mäusburg zerbrach, so daß der vorn sitzende Notenkopf lustig fagottend weiter fuhr, während seine Musikanten sich im Schnee wälzten.

Der im Gymnasium schwitzenden Jugend Zielscheibe war der Lektor Borrée, ein alter, verhutzelter Franzose mit einem kleinen Zöpfchen, das er unter dem hohen Kummetkragen seines zimmetbraunen Rockes verbarg, eifriger Liebhaber und Züchter von Kanarienvögeln und Buchfinken und der einzige Mensch damals in Gießen, der sich auf Kultivierung von Spalieren und Zwergbäumen verstand. Man plünderte schonungslos seinen Garten und pfiff den Vögeln, die er mit einer kleinen Drehorgel zu erziehen pflegte, stundenlang andere Melodien vor, welche die Vögel verwirrten, so daß der Lektor, sich die Haare raufend, wie wahnsinnig

schrie: „Sie ab' mir mein „Jesus", mein' „Zuversicht" verderbt und daraus gemacht mon désespoir!"

Die Universitätskreise erheiterte der Universitäts-Tanz- und Fechtmeister Bartholmée, ein einäugiges Ungetüm in selbstverfertigten Kleidern von seltsamem Schnitte, ehemals Regimentsschneider, „Mitglied der großen Armee und der Académie de danse de la Capitale", wie er sich selbst betitelte. Als Fechtmeister hatte er stets Händel mit den Studenten, die von seiner Fechtweise nichts wissen und die Miete für den Fechtboden nicht zahlen wollten; als Tanzmeister entzückte er die Jugend der höheren Kreise. „Hauss wär's mit die scheppe Knock!" war das erste Kommando. Die höheren Studien begannen bei der Quadrille. „Sie stell sick neben votre Dänserin in dritte Position; Sie mak ein elégante salut; Sie lançire ihr un regard meurtrier et puis: en avant deux!" Jährlich gab Bartholmée ein oder zwei Bälle, deren Anschlagszettel der ganzen Stadt zu lachen gaben. 1. Polonaise, ganz im Geiste jener großen Nation! 2. Mazurka in Sporen, wie es einem Reitervolke zukommt! 3. Menuett, nach den unverfälschten Traditionen des großen Königs! Am Schlusse des Zettels hieß es regelmäßig: Der unästhetische, aller Grazie Hohn sprechende, die Gesundheit zerstörende Kotillon ist für immer abgeschafft! — Wer nennt sie alle, diese Charakterfiguren, an welchen zehn Dickens sich ihre Finger hätten lahm schreiben können?

Dazwischen die ausgeprägtesten Judenphysiognomien, gehetztes und geplagtes Volk, mißhandelt von den Studenten, verhöhnt von der Straßenjugend, verachtet von den Bürgern und doch jedermann unentbehrlich bei großen und kleinen Geschäften, mit spitzen Worten sich der Feinde erwehrend und unendlich anhänglich und dienstfertig gegenüber einem jeden, der sich der in ihrer Person beleidigten Menschenwürde annahm. „Löb! Löb!" rief der Aaron, am frühen Morgen durch die Straße rennend, vor dem Fenster des allen Studenten bekannten Kleiderhändlers. Endlich streckte Löb den Kopf heraus mit der Frage: „Was wär?" — „Löb," antwortete Aaron, „komm 'runter, komm gleich mal 'runter, dem Heuchelheim hat sich vertrunken!" und Löb ging in die Stube zurück, öffnete die Thüre und rief in den oberen Stock seiner Tochter: „Sarche, komm 'runter mit des Kind von die Trepp'!" Und bald standen sie zusammen, der Aaron, der Löb, der Homberger, der den einzigen Schimmel hatte, auf welchem ein Chargierter bei Ausfahrten vorreiten konnte, welcher Schimmel allen praktischen Beispielen des Geheimrats von Löhr zu den

Pandekten als Unterlage diente: „Da nehme ich mir, meine Herren, des Hombergers Schimmel und reite darauf nach Wetzlar!“ Und es kamen hinzu der Itzig, den seine Frau auf dem Postwagen fragte, als der Postillon blies: „Itzigleben, blast's vorne oder blast's hinten?“ und der alte Süßkind, dieser Schmutzigste aller Schmutzigen und der Lindheimer und sie diwwerten über dem Heichelheim, der von der Lahnbrücke in die „Roßkaute“, die tiefste Stelle, hinabgesprungen war und im Springen geschrieen hatte: „Feuer! Feuer!“

Pöbel wie Bürgerschaft waren den Juden aufsässig und nur nach und nach konnten dieselben eine erst nur geduldete, jetzt geachtete Stellung in der Gesellschaft einnehmen. Aber in den Jahren meiner Kindheit, von denen ich hier spreche, war die Plage und der Hohn an der Tagesordnung und zum Teile waren die Geplagten wenigstens insofern schuldig, als sie die Mißhandlung herausforderten durch ihre Sitten und Gebräuche, ihr starres Festhalten an veralteten Traditionen. Noch heute steht mir lebhaft in der Erinnerung das Begräbnis einer Nachbarin von uns, der alten Itzigin, wie sie genannt wurde. Sie hatte uns manches „Sollste kriege die Misse mischinne! Sollste verschwarzen vor deiner Thür!“ zugerufen, wenn wir ihr einen jugendlichen Schabernack angethan hatten, aber wir standen dennoch auf gutem Fuße mit der Familie und der Schmerz, den diese bezeigte, fand unsere Teilnahme. Aber bald ging ein Geheul und Geschrei in dem Hause los, daß uns die Haare zu Berge standen. Wir wußten sehr wohl, daß die über achtzig Jahre alte Frau, die den ganzen Tag lang keifte und schalt, von ihren Glaubensgenossen nicht allzu geliebt sei — umsomehr störte uns die übertriebene Äußerung nicht vorhandener Gefühle. Dabei wogte es in dem Hause ein und aus, wie in einem Bienenstocke. Der Janhagel, die Bubenschaft, die Kindermägde sammelten sich vor dem Trauerhause, wo die ganze Judenschaft mit ängstlicher Hast auf- und niederrannte. „Sie schaben sie, weil sie am Schabbes gestorben ist!“ lief es durch die Menge. Jetzt erscheinen am Ende der Straße einige Träger, welche einen roh aus sechs Brettern zusammengenagelten Sarg auf den Schultern tragen und im Laufschritt nach dem Hause eilen. Kaum sind sie in der Thüre verschwunden, so bricht das Heulen und Wehklagen drinnen mit verdoppelter Heftigkeit los. Plötzlich verstummt alles — dann hört man heftiges Reden, Zanken, Schreien und schließlich stürzen dieselben Träger mit demselben Sarge zum Hause heraus und rennen wie besessen dahin, wo sie hergekommen. Furchtbares Hohngelächter der Menge. Die Alte, während des Lebens

krumm, wie ein Fiedelbogen, hatte sich im Tode gestreckt und der Sarg war zu kurz geraten. Eine Pause von einer Stunde, welche die Menge auf der Straße unendlich langweilt und zu Demonstrationen reizt. Nun rennen die Träger mit einem neuen Sarge zum Hause zurück unter höhnendem Jubel des Pöbels, dessen Haufe immer mehr anschwillt. Endlich erscheint der Zug unter der Thüre und immer im Laufschritte wird der Sarg fortgeschleppt, die Leidtragenden keuchend und schwitzend hintendrein. Der Drachenschwanz von Buben folgt mit Halloh und Jauchzen. Die Juden verschwinden auf der Höhe des Seltersberges, der Pöbel fängt an, sich zu verlaufen — da schallt plötzlich hundertstimmiges Geschrei aus der Ferne: „Sie bringen sie wieder, sie bringen sie wieder!“ Wie zu Tote gehetztes Wild stürmen die Sargträger mit ihrem Gefolge durch die Straße herunter, in das Trauerhaus hinein, wo aufs neue das Klagegeheul erschallt. Es jubelt durch die Menge: „Ein Schwein ist ihnen über den Weg gelaufen, deshalb mußten sie zurück!“ Unter den lebhaften Debatten, welche diese Erklärung erzeugt, erscheint der Sarg zum zweitenmale unter der Thüre und mit derselben, fast unanständigen Hast, rennen die Träger abermals mit ihm davon und hinter ihnen drein das Gefolge. Diesesmal kam die alte Itzigin nicht wieder — sie blieb draußen auf dem Kirchhofe.

Konnte es bei solchem Gebaren, das ganz an die orientalischen Sitten erinnert, an Hohn und Spott einer wirklich rohen Bevölkerung fehlen? Wir haben in demselben Hause, wo diese ärgerlichen Scenen sich abspielten, alljährlich das schöne und innig-zarte Laubhüttenfest mitgefeiert — welcher Kontrast! „Frau Professorin,“ sagte fast schluchzend der Sohn am andern Tage, als ihm meine Mutter freundschaftliche Vorstellungen über die unsinnige Leichenfeier machte, „Frau Professorin, es thut uns leid — es war doch die Mutter! Aber wir konnten nicht anders, von wegen der Verwandtschaft! Sie haben's gut!“

Bürgerschaft und Judenschaft hatten gesellschaftlich wohl nur sehr wenige Beziehungen zu einander, waren aber nichtsdestoweniger durch Gewerb und Handel eng miteinander vergattert. Die Juden waren ohne Zweifel rühriger und strebsamer, als die behäbige Bürgerschaft, die sich in dem altgewohnten, schon von den Vätern ausgefahrenen Geleise langsam weiter bewegte. Wenn aus Gießen eine betriebsame, industrielle Stadt geworden ist, von schönen Landhäusern, Villen und Gärten umgeben, so ist dies großenteils den Leuten zu danken, welche aus dem verachteten und mißhandelten Stande der niedrigen Handelsjuden sich empor-

arbeiteten durch Fleiß, Intelligenz, Nüchternheit und einträchtiges Familienleben. Der Bürger war zufrieden, wenn er seinen Sohn durch Gymnasium und Universität in die Laufbahn des Beamten, Richters oder Arztes leiten konnte, wo er immer in derselben Umgebung, in dem engen Rahmen des hessischen Vaterländchens sich herumtrieb; der Jude schickte seine Söhne, die zu Hause gehänselt und geplagt wurden und sich keine Hoffnung auf eine Anstellung machen konnten, nach Frankfurt oder weiter in das Ausland, sparte sich den Bissen vom Munde ab, um ihnen eine gediegene und praktische Ausbildung zu teil werden zu lassen. Der Bürgersohn, wenn er nicht in dem väterlichen Gewerbe blieb, hoffte auf eine „Versorgung" vom Staate aus; der Judensohn wußte, daß er zu weiterem Fortkommen nur auf sich selbst und seine Familie angewiesen war. So zogen denn die Juden die Christen nach zu weiterem Fortschritt und indem sie sich emporarbeiteten zu geachteten Lebensstellungen, zu werkthätigen Gliedern der Stadtgemeinde, zogen sie die andern nach auf dem Wege des Fortschrittes.

Der Bürgerschaft gegenüber stand die geschlossene Phalanx der Universität, Professoren und Studenten, an welche sich die Beamten, Richter, Advokaten und Ärzte anlehnten. Hier gab die Universität den Ton an.

Die Reihe der hervorragenden Persönlichkeiten aus den Universitätskreisen beginnt billig der Senior der theologischen Fakultät, Superintendent Palmer, ein kleines, kugelrundes Männchen mit gepudertem Haupte, kurzen Hosen, dicken, in schwarze Strümpfe gehüllten Waden und unverhältnismäßig großen Füßen, die in plumpen Schuhen mit ungeheueren silbernen Schnallen steckten. Er hatte die höchsten geistlichen Ehren inne, war zugleich Oberschulinspektor der Provinz und dennoch behauptete man in Gießen allgemein, es sei bei seiner Berufung vor langen Jahren eine Verwechslung vorgegangen — das Dekret sei für einen Namensvetter bestimmt gewesen, aber infolge mangelhafter Bezeichnung dem Unrechten zugestellt worden. Der Anekdoten über Palmer waren unzählige. Ein Freund meines Vaters war drei Stunden von Gießen, in Grüningen, als Pfarrer angestellt. Regelmäßig kam Pfarrer Hofmann einmal im Semester nach Gießen, machte ebenso regelmäßig dem Superintendenten Palmer einen Besuch und brachte eine oder selbst mehrere Enormitäten aus dem Gespräche mit diesem zurück, die zwar der Behauptung meines Vaters zufolge, großenteils erfunden waren, aber doch so vollständig zu dem Originale paßten, daß sie bald allgemein in

Kurs kamen. Hofmann, ein leidenschaftlicher Schachspieler, hatte sich ein Schachbrett zusammengestellt, von dessen schwarzen Feldern jedes eine Anekdote von Palmer enthielt. Auf dem letzten Felde stand die Phrase „Die schönsten Passagen ausgelassen." Auch dieser Satz war von Palmer. Ein Kandidat hatte eine Probepredigt gehalten, die von der Fakultät einstimmig für unannehmbar erklärt worden war. „Mir unbegreiflich," sagte endlich der Kandidat, „ich muß bekennen, daß die Predigt ein Plagiat ist von dem hochwürdigen Herrn Superintendenten." „Jawohl," sagte Palmer, „aber die schönsten Passagen ausgelassen!" Examenfragen Palmers waren ebenso sprichwörtlich, als manche andere seiner Aussprüche. „Wer lacht über Griechenland?" — Ein ewig heiterer Himmel! — „Was thun die Fürsten von Reuß?" — Sie teilen sich in drei Linien! — „Wann wurde Christus geboren?" — Gerade zur rechten Zeit, wie es der Wille war seines Vaters im Himmel! — „Herr Kandidat, ich werde Ihnen zeigen, wie man katechisieren muß. Sage, mein Kind, was war Christus?" Das Kind stockt verlegen. „Nun geben Sie Acht, Herr Kandidat, wie man auf Umwegen zu der richtigen Antwort gelangen muß! Sage, mein Kind, wie sieht der Schnee aus?" — Weiß! — „Ganz richtig, mein Kind, fahre so fort! Und nun die zweite Frage: Was war also Christus?" — Ein Schneemann! — „Nicht doch! Ein weiser Mann!"

„Herr Superintendent," sagte ein armer Schulmeister zu Palmer, „so kann es nicht mehr fortgehen! Ich habe den ganzen Tag über Stunden, keinen Nebenverdienst, acht lebendige Kinder und nur 60 Gulden Gehalt! Wenn ich nicht aufgebessert werde, muß ich mit meinen Kindern Hungers sterben!" — „Thun Sie das," antwortete Palmer, eine Thräne der Rührung im Auge zerdrückend, „thun Sie das! Sie werden Aufsehen erregen, Ihre Nachfolger werden es besser bekommen!"

In seinen Vorlesungen haspelte Palmer jahraus, jahrein stets dasselbe Heft ab. Hie und da stand an dem Rande: „Hier pflege ich einen Witz zu machen." Die Witze waren bei den Theologen seit Jahren bekannt und hatten ihre besondern Namen: Der Sauerkrautwitz, der Hasenwitz u. s. w. Wenn nun in der nächsten Stunde ein Hauptwitz kommen sollte, so wurde Hilfe aus andern Fakultäten requiriert und das Auditorium bis zur letzten Ecke gefüllt. Ein Student folgte dem Vortrage auf einer Abschrift des Heftes. In dem Augenblicke, wo der Witz losgehen sollte, gab er ein Zeichen. Brüllender, nicht enden wollender Beifall brach los. Palmer beschwichtigte den Sturm mit Haupt und Hand

und sagte dann, selbstgefällig lächelnd: „So warten Sie doch, meine Herren! Ich habe den Witz ja noch nicht gemacht!“

Eines Tages schaukelte sich Hochwürden auf einem Stuhle, strampelte mit den kurzen Beinchen dazu und fiel mit dem Kopfe gegen eine scharfe Ecke, so daß er sich eine nicht unbedeutende Schädelwunde beibrachte. Mein Vater behandelte ihn; die Wunde heilte schnell und gut und hatte sich fast geschlossen. Frau Palmer fragte meinen Vater beim Weggehen in der Hausflur, wie er ihren Mann finde. „Vortrefflich, Frau Geheimerätin,“ antwortete mein Vater, „die Wunde könnte nicht besser gehen. Nur eines beunruhigt mich. Ich finde die Gedanken noch sehr unklar, unzusammenhängend, einen gewissen Mangel an Fassungskraft . . .“ „Oh,“ sagte die Geheimerätin lächelnd, „nehmen Sie sich das nicht zu Herzen — so ist er immer gewesen!“

Der direkte Gegensatz zu dieser dicken, aber hohlen Kirchenampel war der Prälat Schmidt, zum Unterschiede von dem gleichnamigen Professor der Physik, der als Luft-Schmidt bezeichnet wurde, der „Himmel-Schmidt“ genannt. Ein langes, mageres Kirchenlicht, ganz Verstand und ganz Gelehrsamkeit, voll sarkastischen Witzes und ohne den mindesten Anspruch auf äußere Würdigkeit. Die Kleider hingen ihm um den Leib, wie um eine Vogelscheuche, wenn er von seinem weißen Spitzhund begleitet, über den kleinen Steinweg dem Busch'schen Garten zuschritt, wo er allabendlich, Sommers wie Winters, in Gesellschaft anderer Professoren und namentlich des Staatsrechtslehrers Stickel, einen oder einige Schoppen zu vertilgen pflegte. In der ersten Kammer, welcher er als oberster protestantischer Würdenträger des Großherzogtums angehörte, pflegte er sich mit den Finanzangelegenheiten zu befassen, die er gründlich kannte. Mein Vater schickte mich manchmal zu ihm, um Bücher aus seiner reichen Bibliothek zu entnehmen oder zurückzubringen. Der Himmelschmidt saß dann in Unterhosen und Schlapppantoffeln mit einer langen, stets dampfenden Studentenpfeife in einem grasgrünen, rotgefütterten Schlafrocke vor seinem Schreibtische, eine große Hornbrille mit achteckigen Gläsern auf die Stirne geschoben, neben sich eine große Tasse mit kaltem Milchkaffee. Der Spitz lag zu seinen Füßen. „Was willst du, mein Junge?“ „Der Vater schickt mich, zu fragen, ob Sie ihm nicht das Buch leihen wollten?“ und damit reichte ich ihm den Titel auf einem Streifen Papier. „Ich denke, ich habe es — komm'!“ Nun entwickelte sich die lange Gestalt, packte den Schlafrock zusammen und stieß eine Thüre auf, die zu einem großen Saale führte, wo seine aus mehreren tausend Bän-

den bestehende Bibliothek in einem wirren Haufen zusammenlag. Schmidt klappte die Brille herunter und umging den Haufen, von dem Hunde gefolgt, wie ein Fischreiher mit langen und langsamen Schritten einen Weiher umkreist. Plötzlich fuhr er zu und zog das Buch aus dem Haufen heraus. Brachte man ihm einen Band zurück, so betrachtete er ihn aufmerksam und warf ihn dann auf den Haufen.

Schmidt las Kirchengeschichte und sein Kollegium war sehr besucht. Aber nach der Meinung Aller hatte er nur einen sehr geringen Respekt vor dem Christentume und that sein Möglichstes, um die jungen Leute vom Studium der Theologie abzubringen. Mit ätzendem Spott behandelte er die Dogmen und deren Entstehungsgeschichte. Eines Morgens meldete sich ein Student bei ihm, der das Dogma der Dreieinigkeit nicht rund bringen konnte und sich deshalb in seinem Gewissen beschwert fühlte. Schmidt hörte ihn ruhig an, rauchte nur stärker und rührte in seinem Kaffee. Als der Student geendet, sagte er ebenso ruhig: „Sie sehen, ich trinke eben Kaffee!“ — „Bitte tausendmal um Verzeihung, Herr Prälat,“ sagte der Student. „Ich will Sie gewiß nicht stören — aber dürfte ich vielleicht nach Tische.“ . . . „Da trinke ich auch Kaffee,“ sagte Schmidt sehr bestimmt. „Dann könnte ich ja wohl am Abend?“ . . . „Ich trinke den ganzen Tag Kaffee!“ antwortete Schmidt sich aufrichtend und eine gewaltige Rauchwolke aufstoßend. Bestürzt, verlegen, sprachlos warf sich der Student zur Thüre hinaus und glaubte ein kurzes, heiseres Hohngelächter hinter sich drein zu vernehmen. Die Dreieinigkeit aber blieb im Kaffee liegen.

Der kleine Steinweg führte über Wiesen, welche im Frühjahre und Herbste meist überschwemmt waren. In dunklen Nächten sah man dann einen phantastischen Zug vom Busch'schen Garten gegen die Stadt sich bewegen. Voraus der Himmelschmidt mit einer kleinen Blendlaterne in der Hand, deren Licht er so lenkte, daß es auf den weißen Spitz fiel, der den Herren in der Dunkelheit den Weg zeigen mußte. Dem folgte der dicke, blaurot gedunsene Stickel, dessen Staatsrecht bei der Aufhebung des deutschen Kaiserreichs und namentlich des Reichskammergerichtes ebenso endete, wie die französische Revolution Dahlmanns mit Mirabeau — was nachher folgte, war abnormer Wust; der „Luft-Schmidt“, der Physiker, der einen Teil seines Lebens damit verbrachte, auf dem Estrich des alten Schlosses, in einem wüsten Raume, den er sein Laboratorium nannte, Thermometer zu verfertigen, die er dann in die Luft puffte, wenn er den Zuhörern die Erwärmung des Wassers über 100 Grad in dem Papin-

schen Topfe demonstrieren wollte; Professoren aus allen Fakultäten, nur keine Theologen. Diese mieden den Himmel-Schmidt wie Gift; denn wo er nur eines seiner engeren Kollegen ansichtig wurde, verspottete und verhöhnte er denselben derart „um des Glaubens willen“, daß er gerne das Weite suchte.

Und dennoch hatten die meisten derselben des Glaubens nur wenig; — mit Ausnahme Palmers, der gar keine Meinung haben konnte, waren die andern höchst rationalistisch angehaucht. So der alte Kuenoel, noch jetzt, wie ich höre, eine Autorität in England. Er war ausnahmsweise reich, hatte ein großes Haus auf dem Selterswege und ein Landgut in Kleinlinden, einem Dorfe eine halbe Stunde von Gießen, wohin er in großen Suwaroff-Stiefeln mit Quasten zu Fuße ging, während seine Frau mit einem befreundeten Stallmeister im Wagen nachfuhr. An der Kirche von Kleinlinden war ein heidnisches Götzenbild eingemauert, ein Symbol Swantewit's, wie die Archäologen behaupteten, dem Kuenoel freundlich zunickte, wenn er vorüberging; aber seinem Hause schräg gegenüber stand ein Bauernhaus, das ihn regelmäßig ärgerte wegen der Sprüche, die ein Dorfkünstler außen auf den Wänden angebracht hatte. Unter dem Giebel stand:

Der Friede, die Liebe, die Dreie, das Recht,
Diese viere die haben sich schlafen gelecht!

Jedesmal ärgerte sich Kuenoel über die so schändlich mißhandelte Treue und über das, des Reimes wegen angebrachte ch in dem letzten Worte. War es hier die Form, so war es in dem Verse der Langseite der Inhalt, der ihn störte. Dort hieß es:

Der Kaiser will haben seinen Triwut.
Der Edelmann spricht: Ich habe frei Gut!
Der Pfaff' spricht: Ich bin ganz frei!
Der Jud' treibt die Betrügerei.
Der Arme spricht: Ich habe nichts!
Der Reiche spricht: Ich gebe nichts!
Der Bauer spricht: Daß Gott möcht' walten!
Ich muß die Andern all' erhalten!

„Ich gehöre auch zu den Pfaffen und muß doch zahlen,“ sagte Kuenoel; „wie kann der Kerl solche Lügen auf die Straße hinausschreien? Dummheit oder Bosheit!“

Das war überhaupt sein Wort. Das Detachement Soldaten, welches das Zuchthaus zu bewachen hatte, war in einer Seitenstraße seinem Hause

gegenüber kaserniert. Es ist dasselbe Detachement, über welches Liebig seine berühmten Berechnungen angestellt hat, in denen er Brot und Wurst, welches die Soldaten von den Köchinnen erhielten, mit tiefer Menschenkenntnis im Gewichte den festen Exkrementen gleichsetzte. Abends neun Uhr kam der Trommler aus der Seitengasse hervor und schlug vor dem Kuenoelschen Hause den Zapfenstreich. Bei der ersten Gelegenheit fiel der geistliche Herr über den Offizier her, welcher das Detachement befehligte. „Warum trommelt der Mensch vor meinem Hause und vor den Fenstern meiner Studierstube, Herr Major? Das ist entweder Dummheit oder Bosheit!" — „Aber ich bitte, Herr Geheimrat," sagte der kleine Major, sich aufblasend, „das ist keine Dummheit! Das ist Dienst! Und der Mann ist ein ganz gescheiter Kerl!" — „So ist es Bosheit!" — „Herr Geheimrat," sagte der Major verlegen, „es ist auch keine Bosheit. Der Mann hat gar nichts gegen Sie. Er will Sie nicht stören — aber er muß da trommeln. Das ist der Dienst, keine Bosheit!" „So ist es Dummheit," sagte Kuenoel, den Zeigefinger aufhebend, „Dummheit oder Bosheit — ein drittes giebt es nicht."

Kuenoel las ein berühmtes Kolleg über die Auferstehung und deren Bedeutung für Exegese und Hermeneutik. Zur Schlußvorlesung wurden auch Studenten aus andern Fakultäten zusammengetrommelt. „Wir haben nun gesehen," sagte Kuenoel zum Schlusse, „was sämtliche Autoritäten über diesen weittragenden, aber außerordentlich schwierigen Gegenstand vorgebracht haben, von den apokryphen Verfassern der Evangelien bis zu den Kirchenvätern und von diesen bis zu dem Engländer Leichtfutt — L-i-g-h-t-f-o-o-t — und wir haben nun den Schluß zu ziehen. Resultat ist, meine Herren," — dabei hob er die Hand auf und streckte, statt des Zeigefingers, den kleinen Finger gerade in die Höhe — „Resultat ist . . . daß wir von dieser Sache nichts wissen und überhaupt gar nichts wissen können!"

Der Hebraist Pfannkuchen gab zugleich Unterricht am Gymnasium für die zukünftigen Theologen. „Cellarius," sagte er zu einem derselben, warum haben Sie Ihre hebräischen Buchstaben schon wieder nicht gelernt?" — „Herr Professor," antwortete Cellarius kaltblütig, „sie sind mir zu garstig!" Pfannkuchen geriet über diese unehrbietige Antwort in solchen Schrecken, daß er von Stund' an das Gymnasium aufgab und sich nur der Universität widmete. Hier las er jahraus, jahrein über die Psalmen Davids im allgemeinen und über den Psalm „Hätte ich Flügel der Morgenröte" im besonderen. „Nicht wahr, meine Herren, das ist

schön! Oh! Es ist sehr schön! Zu schön! Rührend schön!“ Wenn er diese Worte hervorgestoßen hatte, geriet er in ein krampfhaftes Weinen und Schluchzen und die Rührung über die Schönheit des Psalms nahm schließlich so sehr überhand, daß der gute Mann nicht weiter konnte. Die Studenten rannten nach Wasser, nach Eau de Cologne, klopften ihm auf den Rücken — schließlich beruhigte sich Pfannkuchen, war aber so angegriffen, daß er die Stunde nicht fortsetzen konnte. In der zweiten Stunde Wiederholung der Scene. Die Studenten kamen nicht wieder und Pfannkuchen setzte seine Studien über die Psalmen Davids einsam fort, ohne durch Vorlesungen in seinen Arbeiten gestört zu werden.

Die populärste Figur der theologischen Fakultät war der Stadtpfarrer Doktor Engel, ganz allgemein das „Engelche“ genannt, mit einem fleischigen Luthergesichte, hoher, kreischender Tenorstimme und besonders deshalb den Bewohnern lieb und wert, weil er den spezifischen Gießener Dialekt mit seltener Vollkommenheit nicht nur sprach, sondern auch bis auf die Kanzel verpflanzte, wenigstens in dem letzten Teile seiner Predigten, wenn er in das Feuer kam. „Aich sein der Ihne uff Frankfort gemacht,“ sagte das Engelchen statt „ich bin nach Frankfurt gereist“. Damit gewann er alle Herzen. Eine Heirat oder Taufe, aber namentlich ein Leichenbegängnis ohne das Engelchen waren ganz undenkbare Sachen. Für die Studenten fing die Rede unweigerlich an: „Wir stehen hier an dem geöffneten Grabe eines Jünglinges“ mit einem scharfen Accent auf der letzten Silbe und dann ging sie, je nach der Jahreszeit, auf die Blätter über, welche von den Bäumen fallen, oder auf die Blümchen, welche nach dem Todesschlafe der Natur aus dem Boden sprießen, aber das Opfer eines Frühlingsfrostes werden. Der Name brachte es schon mit sich, daß das Engelchen von dem Teufel nicht viel wissen wollte und die gesunde Natur, mit welcher es sich den Freuden des Lebens bei Hochzeits- und Kindstaufschmäusen überließ, mochte es mit sich bringen, daß es dem mit dem Teufel eng zusammenhängenden Mysticismus und Pietismus, der übrigens in Gießen damals keine Anhänger oder doch nur sehr wenige zählte, nicht grün war. „Mein,“ sagte er, „bleibt mir vom Leibe mit dem Kopfhängen und Augenverdrehen!“ Einem pietistischen Kandidaten, der ihm seine Probepredigt zur Durchsicht zugestellt hatte, gab er sie nach einigen Tagen mit vielen roten Strichen verziert zurück. „Sonst recht gut,“ sagte er ihm, „aber das schwarze Kerlchen lassen wir besser weg!“ Er hatte in der That den Teufel, die Hölle

und den ganzen Apparat der Schrecken, welchen der Kandidat häufig angebracht hatte, ohne weiteres durchgestrichen.

Mit den kirchlichen Zuständen in Gießen war das Engelchen überhaupt sehr zufrieden. Die Männer aus den gebildeten Ständen gingen nur zur Konfirmation ihrer Kinder in die Kirche, da Taufen und Hochzeiten allgemein im Hause gehalten wurden; vor den Kirchthüren stellten sich Studenten und Bürgerssöhne auf, um die zur Predigt gehenden Mädchen zu betrachten; nachmittags fanden sich nur einige alte Weiber ein und denen schickte das Engelchen einen Kandidaten, „um ihnen etwas vorzuprepeln," wie er sich ausdrückte, während er über Land ging oder bei schlechtem Wetter mit einigen Freunden Solo spielte. Sonst eine herzensgute Seele, hilfreich und heiter, der mit seiner Frau im besten Einvernehmen lebte, obgleich er beständig über sie spottete. „Ach," sagte die Kirchenrätin, „ich bin heute so dumm — ich habe einen furchtbaren Schnupfen." „Sie hat das ganze Jahr den Schnupfen," fügte das Engelchen hinzu. — Als seine Gattin zu sterben kam, sagte er am Vorabend zum Arzte: „Die Frau gefällt mir nicht! Es ist Matthäi am letzten, Doktor! Heute nacht giebt sie ab!" Der Doktor meinte, so weit sei es noch nicht, obgleich die Krankheit allerdings gefährlich sei. „Possen!" sagte das Engelchen. „Mir machst du kein X für ein U! Wollen wir wetten?" Die Kirchenrätin starb in der Nacht. Als der Doktor am andern Morgen früh kam, stand das Engelchen an der Treppe. „Etsch," rief er hinunter, „Etsch!" und schabte dem Doktor ein Rübchen. „Hab' ich's nicht gesagt? Hab' ich meine Wette gewonnen? Um vier Uhr hat sie „gebäckert"! Dabei liefen ihm die hellen Thränen über die Wangen herunter.

Die glänzendsten Leistungen lieferte das Engelchen in der Vorbereitung verurteilter Verbrecher zu ihrem Todesgange. Der Großherzog Ludwig I., dessen Denksäule auf dem Hauptplatz von Darmstadt steht, ließ scharfe Justiz üben und die Richter schienen nicht geneigt, Milderungsgründe anzunehmen. Der Kriminalrichter, welcher die Untersuchungen führte, wohnte in einem Hause mit den Eltern eines meiner Schulkameraden. Er ließ sich fast täglich, aus reiner Bequemlichkeit, die Untersuchungsgefangenen vorführen und es gab fast keine Untersuchung, ohne daß eine Bank, welche in dem Hofe stand, unter dem Jammergeschrei der Geprügelten ausgiebig benutzt wurde. Hinrichtungen mit dem Schwerte waren gewöhnliche Vorkommnisse. Man köpfte nicht nur wegen Mordes und Todschlages, sondern auch wegen Beraubungen des Ärars ohne Blut-

vergießen. Man ließ dazu einen berühmten Scharfrichter von Frankfurt kommen, einen Schüler des bekannten Chirurgen Langenbeck von Göttingen (Oheim des später so berühmt gewordenen Berliner Chirurgen) und da dieser mit meinem Vater in Würzburg Medizin studiert hatte, so verfehlte er nie, am Abend vor einer Hinrichtung bei uns vorzusprechen und ein Plauderstündchen zu halten. Seine Glanzleistung hatte er in Gießen vollbracht, wo er eine ganze Familie, den Vater, zwei Söhne und zwei Neffen, nacheinander „putzte". Obgleich mein Vater uns streng verboten hatte, diesen gräßlichen Schauspielen beizuwohnen, so konnte er es doch nicht ganz verhindern. Ich habe damals und später, in Bern, einigen solcher Hinrichtungen beigewohnt und niemals gesehen, daß dieselben auf die nach tausenden zählenden Zuschauer einen anderen Eindruck gemacht hätten, als denjenigen des Ekels. Die meisten konnten Tage hindurch kein Fleisch essen! Unsere Vettern, die ehrsamen Mitglieder der Metzgerzunft, waren vielleicht aus diesem Grunde entschiedene Gegner der Todesstrafe. Der Großherzog Ludwig hielt dieselbe aufrecht, vielleicht in Erinnerung an die wilden Zeiten, die unmittelbar nach den langen Kriegen ausgebrochen waren, wo die Schinderhannes und andere Räuber mit ihren Banden das Land unsicher machten und arge Greuelthaten verübten.

Ein trotziger Bursche, Namens Heß, sollte geköpft werden. Das Engelchen lag krank zu Bette — ein anderer Pfarrer sollte ihn vorbereiten. Der Bursche war störrig und wollte sich durchaus nicht binden und auf den Stuhl setzen lassen. Da erschien plötzlich das Engelchen als Retter in der Not. „Heß!" sagte er, „laß dich köpfen! Wie kannst du dich nur so ungebärdig stellen? Du kannst doch nicht verlangen, daß der Scharfrichter Hofmann, den man expreß aus Frankfurt hat herkommen lassen und dem man hundert Gulden dafür bezahlen muß, unverrichteter Sache wieder heimfahren soll? Ich bitte dich, Heß, laß dich köpfen! Thu's um meinetwillen! Es ist ja nur ein Augenblick, dann ist es vorbei! Komm, Heß, laß dich köpfen!" Und Heß wurde sanft, wie ein Lamm, sagte: „Ja! Herr Pfarrer!" setzte sich auf den Stuhl und ließ sich köpfen! Das Engelchen erzählte aber nachher, es habe in seinem Bette die Nachricht erhalten, Heß wolle sich nur am Nachmittage, nicht aber am Morgen köpfen lassen, weil viele Weibsleute aus seinem, etwas entfernten Dorfe zur Hinrichtung kommen sollten, die nicht wieder nach Hause gehen könnten, wenn die Exekution auf den Nachmittag verschoben werde! Er wollte den „Menschern" das Vergnügen nicht gönnen!

Die juristische Fakultät war fast ausschließlich aus katholischen Westfalen zusammengesetzt, die auch zu der medizinischen Fakultät einige Mitglieder gestellt hatten. Das Münsterland hatte während einiger Zeit zu Hessen-Darmstadt gehört, war aber dann, in dem Wiener Frieden, wenn ich nicht irre, gegen die Rheinprovinz vertauscht worden. Manche Angestellte waren aber bei dem Tausche in Hessen geblieben, statt nach Preußen überzutreten.

Diese Westfalen paßten zu den Hessen, wie eine Faust auf das Auge. Während in dem Lande sonst die größte Toleranz, ja ein allgemeiner Indifferentismus in religiösen Dingen herrschte, man einen jeden nach seiner Façon selig oder auch nicht selig werden ließ, brachte dieses bigotte, zelotische Volk eine Gärung in den gemütlich ruhenden Teig, die nach und nach weiter um sich griff und hie und da in hellen Flammen aufloderte. Dabei waren die meisten dieser Westfalen serviles Pack, ohne eine Spur selbständiger Gesinnung, aber schlau, gewandt und hinterlistig, unterwürfig gegen Hochgestellte, herrisch gegen Untergebene, voll von Standesvorurteilen, habsüchtig, sparsam und knickerig und schon dadurch den Eingeborenen weit überlegen, die gern aus dem Vollen schnitzten, lebten und leben ließen. Sie hielten zusammen, diese westfälischen Kreuzköpfe, wie Froschlaich und ließen kein Mittel unbenutzt, um zur Herrschaft zu gelangen. Das gelang ihnen denn auch nach und nach vollständig; sie regierten in Darmstadt den Hof und das Land, wie in Gießen die Universität und waren überall die Förderer der blinden Reaktion. Ihre Blütezeit fand diese westfälisch-katholische Koterie in der Zeit des Wirkens des Bischofs von Ketteler in Mainz, dessen Berufung ihr Werk war. Mit diesem Namen braucht man nur diejenigen der Freiherren von Ahrens und von Linde zu verbinden, um eine ganze Periode der hessen-darmstädtischen Geschichte zu charakterisieren. Die beiden Genannten waren nacheinander Kanzler der Universität, mit außerordentlichen Vollmachten in politischer Beziehung ausgerüstet, wahre Schweißhunde der Mainzer Zentralkommission und der Metternich'schen Löschpolitik. Aber sie gehörten nicht zu den komischen Originalen — im Gegenteile. Herr von Ahrens war ein schöner Mann, gewandt in allen Leibesübungen, ein trefflicher Schütze, der die gespannte Doppelflinte vor sich auf den Boden legte, zwei Eier in die Höhe warf und sie zerschoß, ehe sie im Falle den Boden erreichten, den Weibsen nicht abhold, sogar, wie man behauptete, in manche ärgerliche Alimentationshändel verwickelt, kurz ein Kavalier. Herr von Linde, der später Minister und Bundes-

tagsgesandter wurde, war ein feiner, lauernder Diplomat, der nur für seine Schnupftabaksdose Interesse zu haben schien und einem mit der größten Kaltblütigkeit die unverschämtesten Lügen in das Gesicht sagte. Als ich im Jahre 1847 nach Gießen berufen worden war, machte ich dem Minister von Linde in Darmstadt einen Besuch. Er sprach mir, immer seine Dose drehend, fast mit Thränen in den Augen von meinem Vater, welch' lieber Kollege er ihm gewesen, wie unendlich er seinen Weggang von der Landesuniversität bedauert habe — und doch war derselbe Linde es gewesen, der wesentlich dazu beigetragen hatte, meinen Vater ziehen zu lassen, der ihn noch am Tage vor der Überschreitung der hessischen Grenze wegen Landesverrats und politischer Umtriebe hatte wollen arretieren lassen! Dann sprach er von dem unendlichen Vergnügen, welches ihm meine Berufung gemacht habe, zu welcher mitgewirkt zu haben er sich stets zum Verdienst anrechnen werde und doch wußte ich von Liebig selbst, daß dieser mit seinem Weggang gedroht hatte, wenn Linde ferner sich meiner Berufung widersetzen wolle und daß Linde ihm endlich gesagt hatte: „Meinetwegen! Aber Sie wissen nicht, Liebig, was Sie thun, daß Sie diese Teufelsbrut wieder in das Land hereinziehen!"

Zu dieser westfälischen Clique gehörte auch der spätere hessische Justizminister von Lindelof, der Behauptung meines Vaters zufolge, einer von denjenigen, mit deren Kopf man Wände einrennen könne, ohne daß sie etwas davon merkten. In der Stadt war er unter dem Namen „das Bügeleisen" bekannt. Er hatte ungemein große, platte, auswärtsgestellte Füße, auf welchen er unermüdlich im Kreise um die Stadt herumschlurrte und, wie die Gießer zu sagen pflegten, „die Schoor glatt bügelte." „Es mag Wetter sein, welches es wolle," behauptete meine am Thor wohnende Tante, „wenn ich nur den Kopf zum Fenster hinausstrecke, um ein bißchen ‚spazieren zu gucken' (sie ging nicht gern zu Fuße), so sehe ich den Lindelof die Chaussee abbügeln. Ich war neulich, als ich große Wäsche hatte, recht in Versuchung, ihn hereinzurufen und seine Hilfe in Anspruch zu nehmen."

Die Komik der Juristenfakultät, die an dem dicken, stets in Erstickungsgefahr schwebenden Stickel schon einen wesentlichen Zuwachs hatte, gipfelte indessen in dem Geheimerat von Löhr, ganz allgemein „das Löhrche" genannt. Es war ein kleines, dünnes Männchen mit spitzem Kopfe, der von schlicht herabfallenden, dünnen, braunen Haaren eingerahmt und stets auf die linke Schulter geneigt war. Ausgezeichneter

Romanist, war er in allen andern Dingen von einer unglaublichen Naivetät, die von allen bis zu dem Briefträger herab, in schonungsloser Weise mißbraucht und ausgenutzt wurde. Da seine beiden ältesten Söhne meine Spielkameraden waren und die Gärten der beiden Häuser fast zusammenstießen, so gehört das Löhrche zu meinen frühesten Erinnerungen. Es hatte stets mehrere „Hundelche", auf deren Rechnung alle möglichen Unthaten geschrieben wurden. Wir hatten die Erdbeeren im Garten abgeweidet und waren gerade damit fertig geworden, als das Löhrche kam und sich auch einige suchen wollte. Es fand keine. „Ihr habt mir gewiß wieder alle Erdbeeren gemaust," sagte es, mit dem Pfeifenrohre drohend. „Gewiß nicht, Vater," antwortete Ferdinand, „wir haben keine angerührt; die Hunde haben sie gefressen. Sieh' nur, wie das Coralliche mit der Nase am Boden schnuffelt." „Wahrhaftig, ja!" rief das Löhrche; „das muß ich doch dem Kollegen Wilbrand sagen, der kann es in seine Naturgeschichte setzen!" — Sein Auditorium war an das Haus angebaut und eine Thür führte aus dem Studierzimmer direkt auf das Katheder, dessen Brüstung so hoch war, daß man kaum die Spitze des Kopfes sah, wenn Löhr auf seinem Sessel saß. Die Studenten unterhielten sich lärmend — plötzlich verbreitete sich ein Geruch von kölnischem Wasser, womit sich Löhr beim Vortrage die Stirne zu waschen pflegte, eine Hand erschien über dem Katheder, umherschwankend, wie der Mastbaum eines Schiffes beim Sturme und dann erschall die seltsame, dünn quickende, in fließendem Speichel brodelnde Stimme: „Meine Herren! Gute Morje, meine Herren!" Löhr ist nie mit einem Kollegium zu Ende gekommen — er las nicht nur im nächsten Semester noch einen „Schwanz", sondern häufig sogar einen „Schwanz vom Schwanze" und meistens wurden zweistündige Kollegien (zwei Stunden per Tag!) in den letzten Wochen des Semesters sechsstündig! — Die Beispiele wurden aus nächster Nähe genommen, wenn sie nicht Hombergers Schimmel betrafen, auf dem er nach Wetzlar ritt, was sich bei der Persönlichkeit außerordentlich komisch ausnahm. „Pars pro toto, meine Herren! Nehmen wir einmal an, wir wollen hier in der Gasse einen Kuchen machen. Der Nachbar Krug, Sie wissen, der Hofgerichtsrat, der giebt das Salz, weil er ein gescheiter Mann ist, guter Jurist, meine Herren! Der Nachbar Kuenoel giebt die Butter — das kann er auch, er hat ja ein Gut in Kleinlinden und Kühe im Stalle — so geht's mit den Theologen — eigentlich sollten sie den Weinberg des Herrn bebauen, hier zu Lande aber müssen sie sich auf die Viehzucht legen hä, hä, hä! Der Nachbar Moter, der Major, zieht

Hühner, gerade so, wie früher Soldaten, der liefert die Eier und der andere Nachbar, der Ausscheller Moll, der kann mit dem Sechsbätzner, für den er sich heiser schreit, nichts liefern, aber er kann den Kuchen zum Bäcker Ludwig tragen, der ihn bäckt — da haben beide ihren Teil dran — ich, meine Herren, ich liefere das Mehl, das ist die Hauptsache — nun, meine Herren, ist der Kuchen gebacken und er soll geteilt werden — was meinen Sie, was geschieht? Nach römischem Recht, Ulpian sagt's deutlich? Mein ist er, ganz mein, all mein und der alte Kriegsknecht, der Moter, der übrigens ein charmanter Mann ist, nur ein bischen taub, der mag noch so sehr fluchen — es hilft ihm alles nichts, der Kuchen ist mein! Warum? Weil ich die Hauptsache gegeben habe, das Mehl! Hier ist's klar, meine Herren, die Hauptsache an einem Kuchen ist das Mehl! Aber manchmal fragt es sich, was die Hauptsache ist? Es giebt sogar Fälle, wo das gar nicht herauszubringen ist! Da stehen dann die Ochsen am Berge, sogar das Reichskammergericht, ha! ha! ha!"

So wie meine Oheime als Studenten das Löhrche gekannt hatten, so kannte ich es als Knabe, als Student, als Kollege im Jahre 1847. Es hatte kaum gebrechlicher, schmächtiger werden können, als es dreißig Jahre vorher gewesen war. Onkel Paul hatte einmal das „Coralliche" erwischt, als es ihn nach den Waden biß. Er hielt es am Nacken in die Höhe und bearbeitete es mit der andern Hand, so daß das Tier jämmerlich heulte. „Um Gotteswillen, Herr Follenius, was machen Sie da?" rief das herbeieilende Löhrche. „Das Hundsvieh hat mich beißen wollen," sagte der Onkel, indem er das Tier beiseite schleuderte. „Beißen?" sagte das Löhrche, „das ist ja recht unartig! Aber es wird wirklich seit einiger Zeit unartig, das Coralli-che! Ich wollte, Herr Follenius, Sie kämen alle acht Tage einmal und prügelten es gehörig ab — es wächst mir sonst noch ganz über den Kopf hinaus!"

Als ich im Sommer 1836 vor die Frage gestellt war: Flüchten oder Nicht—flüchten? riet mir Liebig, zum Geheimrat von Löhr zu gehen und diesen zu fragen, ob er vielleicht etwas von meiner bevorstehenden Verhaftung wisse? Ich ging. „Freundchen," sagte er lächelnd, „ich weiß von nichts. Es sollte mir leid thun, wenn sie dich einsteckten, schon deines Vaters wegen, den ich immer sehr gerne gehabt habe. Dir könnte es vielleicht nicht schaden, wenn's nicht zu lang dauerte. Aber wenn ich es recht bedenke — da ist der Georgi — er hat nie etwas vom römischen Recht verstanden und ich begreife nicht, wie man ihn nichtsdestoweniger zum Universitätsrichter hat machen können! Also

mach's wie du willst — ich kann dir nichts garantieren — wenn du aber gehen solltest, so grüße deinen Vater recht schön von mir, he, he, he! Und laß dich nicht ertappen, sonst kommst du an den Krabben!" —

Zwölf Jahre später sollte ich mir ein Auditorium einrichten neben dem zoologischen Museum. Es fehlte an Bänken. „Geheimrat von Löhr muß welche haben — gehen Sie zu ihm," sagte mir der Ökonom der Universität. Löhr empfing mich in herzlichster Weise in dem alten Studierzimmer. Alles lag voll Büchern. Ein alter Hund, der mir unter dem Namen „Delto" vorgestellt wurde, mußte mir Platz machen trotz seines Knurrens, das sich in einem großen Kropfe zum Teil verlor. Das Löhrche streichelte mir zärtlich die Wangen: „Wie groß du geworden bist! Hast wahrhaftig einen Bart! Gelt, du bist doch froh, wieder hier zu sein, statt in der Schweiz, wo sie einander totschießen wie die Wachteln!" Ich trug meine Bitte vor, nachdem ich mich vergeblich abgemüht hatte, einer langen Pfeife, die er mir anbot, einige Luft abzugewinnen. „Bänke für die Zoologie?" sagte er. „Wir wollen sehen. Kathrine, komm mit der Leiter!" Eine stämmige Magd in kurzem Rocke der Landestracht erschien mit der Leiter. Ich trat zurück, um ihm den Vortritt zu lassen. „Nein," sagte das Löhrche, „geh nur voraus — wegen den guten Sitten! he! he! he!" Der Zug ordnete sich — ich nahm den Geheimrat am Arm, dann folgte der Hund, zuletzt die Magd mit der Leiter. Als wir oben waren, sagte Löhr, sich halb umdrehend: „Du wärst nun besser unten geblieben! — Ich meine den Delto!" fügte er hinzu, als er sah, daß ich stutzte. Oben angekommen, wurde die Leiter an eine Bodenluke gestellt. Die Magd wollte hinauf; er hielt sie am Rocke: „Nein, der Herr Professor soll selber hinauf," sagte er unwillig. „Ich sehe nichts!" rief ich. In diesem Augenblicke trat der jüngste Sohn aus der Thüre einer Mansarde. „Was macht Ihr denn da, Vater?" „Ich will dir's gleich sagen, muß euch aber erst vorstellen. Das ist mein Egid — der auf der Leiter ist der Professor Vogt. Er sucht Bänke für das Auditorium. Weißt du, wo sie sind?„ „Man hat sie ja zerschlagen und den Ziegenstall daraus gemacht!" „Wahrhaftig! Ja, lieber Kollege, es thut mir leid!" „Mir auch," sagte ich, „aber ich tröste mich mit dem Gedanken, daß die Bänke dennoch einem zoologischen Zwecke gedient haben!" Das Löhrche wollte sich ausschütten vor Lachen. „Du bist noch immer der Alte! Ich wollte, du kämest alle Woche einmal, um ein paar Witze zu machen! Es ist alles jetzt so dumm geworden bei den schlechten Zeiten! Komm Delto!" Damit nahm er den Köter

unter den Arm. „Vorhin hast du dich gewundert? Aber, weißt du, mit dem Kropf kann er wohl die Treppen hinauf, aber nicht mehr hinunter und dann stellt er sich oben hin und heult, und wenn ich ihn nicht hinunter trage, so kommt Egid und giebt ihm einen Tritt. Man hat sein Kreuz auf dieser Welt!“

Den Reigen der juristischen Fakultät schloß Professor von Grolman, Sohn eines ausgezeichneten Kriminalisten und späteren Ministers. Er war ein flotter Student gewesen und eine fürchterliche Schmarre über die Wange herab durch beide Lippen hindurch zeugte von seinen früheren Thaten oder vielmehr von seiner Ungeschicklichkeit im Fechten. Man sah ihn nie ohne eine lange Korps-Pfeife mit dicken grün-rot-weißen Quasten, die er zuweilen aus dem Munde nahm, um einen Hieb in die Luft zu thun. Ich habe ihn schon bei Gelegenheit eines Gansdiebstahles erwähnt. Morgens war die Schmarre blaß, nachmittags wurde sie hochrot, abends, nach langer Sitzung im Fettstübchen, wo er stets der letzte war, dunkel violett, und diese Färbung war das Zeichen, daß man ihn heimführen müsse. „Die Professur ist eine Lumperei,“ pflegte er zu sagen. „Nächstens muß mir Cotta ein Landgut kaufen für mein Handbuch des Staatsrechtes! Ich habe Vorarbeiten dazu gemacht, so hoch!“ Dabei hob er die Hand über den Kopf. „Mein Kollege Marezoll lacht darüber! Aber ich werde den Kerl nächstens fordern und ihm eine Tiefquarte durch sein unverschämtes Maul hauen, daß er sich die Lippen hinter seinen langen Ohren zusammenbinden kann.“ Die Quantität des Getränkes ging ihm über die Qualität. Bei dem großen Festessen der Universität am Namenstage des Großherzogs, dem Ludwigstage, lieferte der Fiskus Champagner, mit welchem des regierenden Herrn Gesundheit getrunken wurde. „Kollege,“ sagte Grolman zu seinem Nachbar, „wollen wir uns eine Flasche „Kutscher“ bestellen? Ich kann das süße Zeug nicht saufen!“ Sein Staatsrecht ist, soviel ich weiß, bei den Vorarbeiten stehen geblieben und Cotta hat ihm kein Landhaus gekauft. Aber er war ein beliebter Dozent und auch sonst wohl gelitten trotz oder vielleicht auch wegen seines burschikosen Auftretens.

Senior der medizinischen Fakultät war der „alte Nebel“, ein würdiges, bemoostes Haupt, der sich mehr mit Antiquitäten als mit Medizin beschäftigte, ein schönes, klassisches, ciceronianisches Latein schrieb und sprach und deshalb überall vorgeschoben wurde, wenn es galt, durch derlei Kenntnisse zu imponieren. Seine Medizin hielt bei Boerhave und van Swieten stille; wenn man ihm von einem neuen Buche sprach, so

sagte er selbstzufrieden: „Das kaufe ich in zwanzig Jahren ganz wohlfeil bei einem Antiquar.“ Seine Examenfragen waren schrecklich: „Herr Kandidat, was sind Krötenköpfe?“ Wenn dann der verzweifelnde Kandidat nach irgend einer Erklärung herumsuchte und endlich hervorstotterte: „Eine Art von Mißgeburten!“ dann drehte sich der alte Nebel triumphierend zu seinen Kollegen herum, als wollte er sagen: „Seht ihr, der junge Mann hat doch den van Swieten gelesen!“ Er selbst las zwar mehrere Kollegia, brachte aber stets nur eines zustande: Über Tacitus' Germania — das natürlich von den meisten Medizinern belegt, aber nur von Philologen besucht wurde. Ein herzensguter, grundehrlicher Mann, bis auf Antiquitäten und Siegel — aber da war es zu Ende mit der Ehrlichkeit; er stahl wie eine Ratz, d. h. er sammelte, wo es nur immer war, auch in andern Sammlungen, ohne Arg und Falsch, aus reiner Freude an den Dingen. Sonst auch berühmt wegen seines Abscheu's gegen das Wasser und die Seife — wenn er so still vergnügt bei festlichen Gelegenheiten da saß und langsam die flach ausgestreckten Hände an einander rieb, fiel es unten heraus wie Anis und Kümmelsamen. Die Gattin zwang ihn von Zeit zu Zeit, ein frisches Hemde anzulegen; er zog es regelmäßig über das schmutzige an, das er am Leibe behielt und erst wenn er aufgebauscht war, wie ein zorniger Schwan und Rock, Weste und Hose nicht mehr zuknöpfen konnte, entschloß er sich, mit einemmale das halbe Dutzend von Hemden abzulegen, welches er nach und nach angesammelt hatte. Einst sollte ein Maskenball gegeben werden und Nebel hatte sich in den Kopf gesetzt, ebenfalls dort zu erscheinen. Aber welche Maske wählen? Er konnte zu keinem Entschlusse kommen und konsultierte die älteren Herren, welche sich im sogenannten „Fettstübchen“ des Kasino allabendlich zusammenfanden. „Wasche dich,“ sagte Hofgerichtsrat Pilger, „kein Mensch wird dich erkennen!“ — Als die Naturforscherversammlung in Heidelberg statthatte, beschloß Nebel mit meinem Vater die Reise dorthin zu Fuße zu machen, unterwegs verschiedene alte Kulturstätten, wie namentlich das Kloster Lorsch zu besuchen und zuletzt bei meinem Großvater Follenius in Heppenheim, wo dieser damals wohnte, einzufallen. Wir Jungen waren dorthin durch den Odenwald dirigiert worden und so kamen wir zum Mittagessen zusammen, legten unsere Ranzen ab und tafelten. Die alten Herren waren sehr munter, die Sitzung zog sich lange hin und die Großmutter hatte sich unterdessen daran gemacht, unsere Ranzen auszupacken. „Karl,“ rief sie endlich, „ich hätte nicht gedacht, daß du ein solcher Schweinepelz

wärest. Wie kann man ein Hemde so lange tragen, bis es ganz schwarz geworden ist! Pfui, schäme dich!“ So zankend, zerrte sie an einem schauderhaft mißhandelten Stück Weißzeug. „Erlauben Sie, Frau Hofrätin,“ sagte Nebel kaltblütig, „das ist ja wohl mein Ranzen, den Sie da auspacken!“ Und es war so. Die Großmutter erschöpfte sich in verlegenen Entschuldigungen, Nebel aber erhob sein Glas und sagte: „Auf Ihr Wohl, Frau Hofrätin! Ich fühle mich hier wie zu Hause! Ich glaubte, meine Frau zu hören!“

Professor Balser war meines Vaters spezieller Lehrer gewesen und väterlicher Freund der Familie geblieben; ein ungemein wohlwollender, liebenswürdiger Mann, der nur insofern der Schrecken meiner Mutter war, als er stets in dem Augenblicke in das Haus trat, wo man sich zu Tische gesetzt hatte, meinem Vater dann „nur ein Wort“ sagen wollte und ihn während einer Glockenstunde festhielt, während welcher das Essen „verbrotzelte und verhutzelte“, wir Kinder unruhig wurden und tausend Unfug trieben, so daß endlich oben alles drunter und drüber ging, während unten Balser mit dem Vater plauderte und ihn am Rockknopfe festhielt. Namentlich über physische Kindererziehung waren die beiden nicht einig: Balser war für die Abhärtung und ließ seine, ohnedem zarten Kinder, selbst die Mädchen, im härtesten Winter ohne Strümpfe umherlaufen, während mein Vater uns, fast mehr als nötig, mit Wechseln der Strümpfe und Warmhalten der Füße plagte. Wenn ich die Resultate in das Auge fasse, so will es mir fast scheinen, als hätte mein Vater recht gehabt.

Balser war als Augenarzt weit berühmt; er hatte zugleich die einzige Klinik, die damals in Gießen vorhanden war, eine Poliklinik; denn ein Spital, in welchem die Studenten Kranke hätten sehen und untersuchen können, existierte nicht. Widerspruch oder Unverständnis mochte er nicht wohl leiden. „Du hast wohl zuweilen kalte Füße, liebes Kind?“ sagte er mit gewinnender Freundlichkeit zu einer Patientin. „Ich, kalte Füße? Nein!“ — „Besinne dich, meine Liebe, du hast wohl nicht darauf Achtung gegeben. Kalte Füße?“ „Aber gewiß nicht, Herr Geheimerat!“ — „Abends, wenn du in das Bett gehst?“ — „Ich habe gewiß nicht kalt!“ Balser, mit erhöhter Stimme. „Ich frage nach kalten Füßen. Hast du nicht kalte Füße? Abends, beim Schlafengehen, kalte Füße?!“ — Das Mädchen, weinerlich: „Gewiß nicht, nein, gewiß nicht!“ Balser, sie zornig am Arme schüttelnd: „Dummes Ding! Du mußt kalte Füße haben!“

In politischen Dingen gehörte Balser zu einer gemäßigten, liberalen Opposition, der Klasse der sogenannten Biedermänner, deren Haupt der spätere Minister Jaup und deren Kanal der Geheimerat Schleiermacher, Privatsekretär des Großherzogs waren. Mein Vater stand viel weiter links, aber in dem kleinen Kriege gegen die Westfalen hielten beide Männer eng zusammen und die innige Freundschaft, welche sie verband, ist nie auch nur einen Augenblick getrübt worden. Für mich war der „alte Balser“ von höchster Bedeutung — ich verdanke ihm meine erste Einführung in die Naturwissenschaften. Balser besaß eine prachtvolle Schmetterlingsammlung nebst den schönen, damals schon erschienenen Kupferwerken von Esper, Ochsenheimer u. s. w. und seine besondere Liebhaberei bestand in der Züchtung von Raupen und Puppen. Wir wurden bald seine Leibjäger, ich nebst einigen Kameraden; wir streiften in allen Freistunden in Feld, Wiese und Wald umher und brachten ihm triumphierend unsere Beute. Gab er uns doch für eine schöne Raupe den aufgespannten Schmetterling! Aber wir mußten auch Futter bringen, die Raupen besorgen helfen und wenn wir hübsch aufgemerkt hatten, so zeigte er uns zur Belohnung die Sammlung, gab uns die Namen und bezeichnete uns Fundorte und Erscheinungszeiten. Stundenlang konnte der sonst vielbeschäftigte Mann sich in dieser Weise mit uns unterhalten. War es ein Wunder, wenn wir ebenfalls zu Hause Raupenzwinger anlegten, Pappkästen fertigten, kurz mit Leib und Seele uns dem Aufziehen, Sammeln, Bestimmen hingaben und so nach und nach zu den Naturwissenschaften hingezogen wurden?

Der westfälischen Koterie gehörten die beiden Schwäger, der Naturforscher Wilbrand und der Geburtshelfer von Ritgen an, ersterer mehr als passives, letzterer als aktives Mitglied.

Es ist heutzutage wahrhaft unglaublich, welche Menge von Wissenschaften Professor Wilbrand, allgemein „das Äffken“ genannt, wenn auch nicht bewältigte, so doch lehrte. Als Professor der Botanik war er zugleich Direktor des botanischen Gartens und Leiter der botanischen Exkursionen, bei denen er eine unglaubliche Zähigkeit im Dauerlauf entwickelte und stets sein Handbuch der Botanik in einem Lederfutterale mitschleppte, um die Namen der Kompositen und Kreuzblüter nachzuschlagen, die ihn immerhin in einige Verlegenheit setzten; als Lehrer der Zoologie las er großenteils ein anderes, ebenfalls von ihm verfertigtes Handbuch vor, das er mit Bemerkungen über seine „Äffken“ würzte, denn er hielt beständig eine oder mehrere zahme Meerkatzen zu Hause, während

in dem sogenannten Museum ein paar Dutzend Bälge von den Motten erbarmungslos zugerichtet wurden; als Professor der Anatomie und Direktor der anatomischen Theaters hielt er sich im Winter etwa anderthalb Stunden in einem scheußlichen Lokale auf, welchem von Zeit zu Zeit ein Leichnam aus dem Zuchthause von Marienschloß zugeführt wurde, an dem man so lange herumschnitzelte, bis die Pferde auf der Reitbahn, die vor den Fenstern dieser sogenannten Anatomie sich hinzog, vor dem Gestanke scheuten; als Professor der Physiologie las er ein drittes, von ihm verfertigtes Lehrbuch vor, das seiner poetischen Sprache wegen gerühmt wurde; als Professor der vergleichenden Anatomie diktierte er ein Heft mit „eigenen Ideen“ und als ob an alle dem nicht genug gewesen wäre, schlug er auch von Zeit zu Zeit noch ein Publikum über Naturphilosophie an, das eigentlich die Quintessenz seiner sämtlichen Kollegien enthielt. Denn Wilbrand übertrumpfte noch den guten Oken und die sämtlichen andern Naturphilosophen und das in dem schauderhaftesten westfälischen S-kinken-Dialekt, der jemals in einem Bauernhause des Münsterlandes in das Feld geführt worden ist. Alles reduzierte sich auf: Nordpol, Dunkelpol — Südpol, Lichtpol — in der Mitte „magnetisker Indifferens bonkt.“ Das leugnete noch im Jahre 1834 und 1835, als ich bei ihm Kolleg hörte, den Kreislauf des Blutes, die Aufnahme von Sauerstoff bei der Atmung und ähnliche Dinge! „Sauerstoff ist ja kein Stoff! Ich kann ihn nicht sehen! Das ist nur eine Erscheinung!“ Liebig wurde wütend, wenn man ihm solche Äußerungen hinterbrachte. „Herr Kandidat,“ fragte er meinen Vetter beim Doktorexamen, „was ist vorzüglicher, das geistige Auge oder das leibliche Auge?“ „Das geistige, Herr geheimer Medizinalrat.“ — „Jawohl, jawohl, ganz recht. Nun denn, wenn Sie mit Ihrem leiblichen Auge die Zirkulation des Blutes im Mikroskope geschaut haben und ich habe mit meinem geistigen Auge geschaut, daß diese Zirkulation nicht existiert, nicht existieren kann, so habe ich doch wohl recht und Sie unrecht!“ Von einem physiologischen Experiment war keine Rede; das Mikroskop zeigte nur Trugbilder, sogar die gewöhnliche, hausbackene, menschliche Anatomie wurde in seltsamster Weise verhunzt, da der Prosektor Wernekink sich zuweilen den lästerlichen Spaß machte, die Muskeln und Bänder in anderer Weise abzuteilen, als Wilbrand es gewohnt war. Dann zupfte dieser in der Vorlesung an vier, fünf Muskeln mit der Pinzette hin und her, während er sein Pensum dazu hersagte, das zu der Präparation paßte, wie die Faust auf's Auge. Mein Vater war Prosektor gewesen und hatte besonders topo-

graphische Anatomie in Beziehung auf Chirurgie gründlich studiert — er war erstaunt über den Wirrwarr, den ich aus der Wilbrandschen Vorlesung nach Hause brachte. Er demonstrierte mir einmal an den Tafeln von Scarpa die Bruchgegend und als er hier eine gewisse Zahl von Bändern und Sehnenausbreitungen genannt hatte, die mir ganz fremd waren, sagte er lächelnd: „Frage doch morgen einmal Wilbrand darnach!“ Ich that es und erhielt zur Antwort: „Das sind so einige von den kleinen Bändern an der Handwurzel!“

Der Glanzpunkt dieser anatomischen Vorlesung war die Demonstration der Ohrmuskeln. Der Sohn, der die Ohren brillant bewegen konnte, mußte dann erscheinen und man erzählte, daß die Scene in folgender Weise sich abspielte. Nach der Beschreibung der Ohrmuskeln sagte der Professor: „Diese Muskeln sind beim Mens-ken obsolet geworden. Der Mens-k kann die Ohren nicht bewegen, das können nur die Äffken. Jolios, mach's mal!“ Der unglückliche Jolios mußte dann aufstehen und mit den Ohren wedeln!

Zur Eröffnung der Vorlesung über Naturphilosophie erschien fast die ganze Studentenschaft. „Meine Haaren,“ fing Wildbrand in seinem breitesten Westfälisch an, „meine Haaren! De Philosophie kann nich gelahrt un nich gelarnt waren!“ Kaum war die Phrase beendet, so stand das Auditorium auf und ging weg — was hatte man noch in einem Kollegium zu thun, wo nichts gelehrt und nichts gelernt werden konnte?

Wenn Wilbrand klapperdürr und hager umherrannte, wie der Sturmwind, so schritt dagegen der Schwager, allgemein „das Ritgen“ genannt, würdevoll einher in eng anliegenden, ungarischen Hosen und Quastenstiefeln, fest überzeugt, daß seine Beine eine klassische Formschönheit entwickelten. „Meine beiden verehrten Herren Kollegen,“ pflegte der bissige Naegele in Heidelberg zu sagen, indem er mit den drei Fingern der rechten Hand über seine lange Nase herabstrich, „die Hebamme vom Main, der in ihrem Leben nichts eingefallen ist, als ihre Nase und der Zangenrupfer von der Lahn, der in seinem Leben nichts aufgebaut hat, als seine Waden.“ ... Die Hebamme war der unglückliche d'Outrepont von Würzburg und der Zangenrupfer das Ritgen von Gießen!

Das Ritgen galt für den größten Intriganten und zugleich den ärgsten Pedanten der Universität. Während die Bürgerschaft über das Äffken nur lachte, haßte sie förmlich den unumschränkten Gebieter des Gebärhauses — ob mit Recht, weiß ich nicht zu sagen. Die Suwarowstiefeln trage er nur, um die Flöhe abzuhalten, die an dem glattlackierten

Leder nicht haften könnten; die Hosen seien wattiert, der Rock ausgestopft, der ganze Kerl falsch wie ein Koburger Sechser. Wie gesagt, ich kenne keine bestimmten Anhaltspunkte dieses Hasses — nur so viel weiß ich, daß im Jahre 1848, als die Wogen hoch gingen, das Ritgen, der vorher so ultra-loyal gewesen war, plötzlich in einer Bürgerwehrmütze erschien und von Freiheit, Gleichheit und Einheit förmlich überlief. Außer ihm habe ich nur noch einen Menschen beharrlich während der ganzen Revolutionszeit in der Bürgerwehrmütze gesehen — das war der Ästhetiker Vischer, der in seiner Eitelkeit fest überzeugt war, die militärische Kopfbedeckung stehe ihm „zum Fressen“. Ob er sie auch später noch trug? statt des in Zürich, trotz einer Zeichnung, von dem verräterischen Hutmacher verhunzten Filzes?

In der philosophischen Fakultät stand als komische Figur der Mathematiker Umpfenbach voran, der „Unkenbauch“ genannt, trotz seiner langen, hageren Gestalt und der unermeßlichen Beine, auf welchen er nicht ging, sondern einherrannte und so einem der Pedellen Konkurrenz machte, welcher der „Windhund“ genannt wurde. Letzterer war sich seines Übernamens so bewußt, daß er, als ich ihn zum erstenmale nach meiner Berufung als Professor wieder sah und einigermaßen zögerte, ihn wieder zu erkennen, sich die Augen wischend mit gerührter Stimme sagte: „Ach Gott, Herr Professor, kennen Sie denn den alten Windhund nicht mehr?“ — Von Umpfenbach ging die Sage, daß er in einem Tage von Gießen nach Mainz (achtzehn Stunden!) zu Fuße renne, einige Stunden schlafe, der Traubenlese in einem Weinberge, der ihm gehörte, beiwohne und am dritten Tage Abends wieder zu Fuße in Gießen anlange, ohne auf beiden Touren etwas anderes zu sich genommen zu haben, als für einen Groschen Bier, Käse und Brot in einem Wirtshause zwischen Friedberg und Frankfurt. In meiner Knabenzeit sah man Liebig, der damals an Schlaflosigkeit litt, auf ärztlichen Befehl täglich mit Umpfenbach auf der Schoor spazieren. Liebig ging gemessenen Schrittes weiter; Umpfenbach umkreiste ihn, wie ein Hündchen, vorlaufend, zurückkehrend — er machte den Weg dreimal, während Liebig ihn einmal zurücklegte. Ein gutmütiger Hampelmann, hatte Umpfenbach eine rauhe, polternde, bellende Stimme; er stieß die Phrasen abgebrochen hervor, wie ein Gebelle und war so anfangs der Schreck der Stipendiaten, die er als Ephorus zu beaufsichtigen hatte. Aber nur die Füchse ließen sich durch das Gebelle einschüchtern und einmal darüber hinaus, plagten sie den armen Unkenbauch mit allen möglichen Reklamationen. Grund dazu mochte immerhin sein,

denn die meisten Stipendien (Gießen war daran sehr reich) wurden nicht in Geld ausgezahlt, sondern durch Anweisungen auf einen Mittagstisch ausgeglichen. Der geringere dieser Tische kostete 6 Kreuzer, der bessere 9 Kreuzer und zu Anfang jeden Semesters sah man den geplagten Umpfenbach durch die Straßen galoppieren, beschäftigt, Metzger, Bäcker oder Kneipwirte auszusuchen, welche zu diesem Preise den Magen der Jünger der Wissenschaft befriedigen wollten. „Herr Ephorus," sagte eines Tages ein Stipendiat, die Nase genannt, „ich bitte, mir einen andern Tisch anzuweisen. Ich kann das Zungensüppchen, das Weidig uns täglich vorsetzt, nicht mehr vertragen!" „Wieso?" bellte Umpfenbach, „Zungensuppe? Vortrefflich! Es giebt keine bessere Fleischbrühe!" „So meine ich es nicht," sagte die Nase. „Wie meinen Sie's denn? Glauben Sie etwa, daß man Hörner in der Zungensuppe kocht?" „Ich nenne die Suppe Zungensüppchen, Herr Ephorus, weil sie gerade so schmeckt, wie wenn ich die Zunge beim Regnen zum Fenster hinausstrecke!" — Herr Ephorus," kam ein anderer, sich die Wange reibend. „Was haben Sie?" „Ich habe mir einen Zahn ausgebissen!" „Was geht das mich an? Gehen Sie zum Chirurgen!" „Doch, Herr Ephorus, es geht Sie an. Sie wissen, ich bin so kurzsichtig! Heute komme ich in der Dämmerung nach Hause, will mein Nachtessen verzehren, ergreife statt eines Wurstzipfels, den ich vor mir zu sehen glaubte, die Schelle und beiße mir den Zahn aus!" „Wie ist es aber möglich, in eine Schelle zu beißen? Sie waren wohl angesäuselt?" — „O nein, Herr Ephorus! Aber die Wurst, die uns Möhl zum Nachtessen zu geben pflegt, ist so hart, daß ein solcher Irrtum leicht begreiflich ist!" — Meinem Vetter Konstantin Reiz, der als k. k. österreichischer Generalkonsul in Chartum starb, wurde Wohlverhaltens wegen das Stipendium entzogen. Nach einiger Zeit meldete er sich bei Umpfenbach, dem es mit Konstantin ging, wie dem Kanzler Herzog Pasquier mit dem Marquis de Boissy. Boissy hatte den alten Präsidenten der Pairskammer so nervös gemacht, daß dieser ihn zur Ordnung rief, auch wenn er noch gar nicht gesprochen hatte. „Herr Ephorus," sagte Konstantin, ich komme wegen des Stipendiums . . ." „Ganz unnötig, ganz unnötig! Bekommen es nicht wieder! Nein! Niemals!" — „Aber, Herr Ephorus, ich will es ja gar nicht wieder haben!" „Was? Nicht wieder? Was wollen Sie dann?" Ich wollte nur fragen, Herr Ephorus, ob derjenige, welcher nach mir das Stipendium bekommen hat, es auch essen kann?" „Brauchen gar nicht zu fragen," schrie Umpfenbach wütend, indem

er die Thüre aufriß, „brauchen gar nicht zu fragen! Wird schon gegessen werden!“

Der Philosoph Hillebrand verdient einer besonderen Erwähnung. Ein hochgebildeter Mann von feinsten Umgangsformen und liebenswürdigstem Wesen, war der Unglückliche als moderner Prometheus an den rauhen Felsen des Gymnasiums von Gießen festgeschmiedet, wo ihm die Geier, „Klassenbuben“ genannt, täglich die vom reinsten Klassizismus erfüllte Leber mit den greulichsten Barbarismen zerfleischten. Von Hillebrand als Pädagogiarch soll später die Rede sein. An der Universität, wo Hillebrands Kollegien zu den besuchtesten gehörten, lag der Professor der Philosophie in beständigem Kampfe einerseits mit der „Barbaren-Kohorte“ der Chemiker unter Liebigs Leitung, anderseits mit den Privatdozenten, welche ebenfalls Logik und Psychologie lesen wollten. Letzteres war nämlich nebst allgemeiner Geschichte und Mathematik Zwangskolleg für alle Studenten ohne Ausnahme und diese drei Kollegien somit die einträglichsten, was für Professoren mit zahlreichem Kindersegen, wie Hillebrand, oder für hungernde Privatdozenten kein unwichtiger Punkt war. So existierte zur damaligen Zeit ein außerordentlicher Professor der Forstwissenschaft, der unverheiratet war, den Titel hatte, aber keinen Gehalt bezog und nichtsdestoweniger gezwungen werden sollte, nicht nur eine jährliche Summe zur Witwenkasse, sondern auch ein beträchtliches Einkaufsgeld zu zahlen. Der Arme sah kein anderes Mittel, dem sicheren finanziellen Ruin zu entgehen, als Kollegien über Geschichte, Mathematik, Logik und Psychologie anzuschlagen, zu welchen sich natürlich alle Forstmänner, Chemiker und überhaupt alles Volk meldete, das wußte, daß der Extraordinarius nur das Honorar, nicht aber einen fleißigen Besuch der Vorlesungen beanspruchte. Hillebrand geriet außer Rand und Band über diesen Einbruch der Barbaren-Kohorte in sein Heiligtum; sein historischer Kollege, der unter dem Vorwande allgemeiner Geschichte den Studenten Vorlesungen über Portugal hielt, mit welchem Lande er sich speziell beschäftigt hatte, machte Chorus und ein erbitterter Krieg teilte die Universität während einiger Zeit in zwei Lager, der endlich dadurch geschlichtet wurde, daß der Extraordinarius der Forstwissenschaft eine Gratifikation und Gehalt erhielt, dagegen das Versprechen geben mußte, ferner weder Logik noch Geschichte zu lesen. — Damit hörte aber der Krieg zwischen Liebig und Hillebrand, zwischen Klassikern und Realisten nicht auf. Er entbrannte bei allen Gelegenheiten, bei den Doktorprüfungen der Chemiker, den Bedürfnissen des Laboratoriums — kurz überall, wo

die bizarre Zusammenschweißung der philosophischen Fakultät auf den deutschen Universitäten Gelegenheit dazu bot. Nur einmal erfolgte ein Waffenstillstand bei Gelegenheit eines Festessens, welches der Erbauer eines neuen Hauses am Seltersberge gab. Der Festgeber hatte die Schleusen seines Weinkellers in reichstem Maße geöffnet, die Herren waren in rosigster Laune, sangen: „Seid umschlungen, Millionen!“ und Liebig, seinen philosophischen Erbfeind in der Nähe gewahrend, setzte einer ihn umgebenden Gruppe mit erhöhter Stimme auseinander, wie er seine Erfolge in den Naturwissenschaften und speziell in der Chemie doch nur seiner klassischen und philosophischen Bildung verdanke. Hillebrand hörte aufmerksam zu und als Liebig seiner Gewohnheit nach seine längere Rede mit der Frage geschlossen hatte: „Sie verstehen?“ durchbrach Hillebrand den Kreis, schüttelte Liebig freundschaftlich an den Schultern und sagte mit feinster Ironie: „Kollege! Freuen Sie sich Ihres Instinktes!“

Die klassische Philologie war durch den „Professor eloquentiae“ Osann vertreten. Wenn je ein Titel den Schalk hinter ihm hatte, so war es dieser. Kahlköpfig, mit zwinkernden Augen und einem, von einem Ohre zum andern reichenden, von dünnen Lippen eingerahmten Munde, hatte Osann die Gewohnheit, seine außerordentlich große Nase mit ungemessenen Quantitäten von Schnupftabak zu füllen, den er überall verstreute, so daß man seinen Wegen der braunschwarzen Spur nach hätte folgen können, die er hinter sich ließ. Dazu eine näselnde, gequetschte Stimme, die sich am Ende eines jeden Satzes in ein rasselndes Murmeln auflöste. Dann zog Osann ein rot gewürfeltes, baumwollenes Schnupftuch von der Größe einer Serviette aus der Tasche (die böse Welt behauptete, seine Frau benutze die abgenutzten Bettüberzüge, um ihm Schnupftücher daraus zu nähen), breitete dasselbe sorgfältig auf dem Pulte oder den Knieen aus, schlug das ganze Tuch über die kahle Stirne, mit zwei Fingern den Ort haltend, welcher der Reihe nach besetzt werden sollte, schneuzte sich mit Donnergedröhn, dem ein quiekender Trompetenton folgte, entwickelte dann aus der anderen Tasche eine sargähnliche Dose von Buchsbaumholz, füllte die Nase und begann einen zweiten Satz, dem ein gleiches Ende bereitet wurde. Man kann sich denken, welche Wirkung die lateinischen Reden machen mußten, welche der Professor eloquentiae bei feierlichen Gelegenheiten vom Stapel laufen ließ!

Kollaborator am philologischen Seminar war Dr. Otto, eine Art von Zwerg, allgemein das „Doktorche Ottoche“ oder auch „das Kohlebraterche“ genannt, von dem, wie von Palmer, behauptet wurde, er sei

bei der Berufung verwechselt worden. Er war die allgemeine Zielscheibe schlechter Witze von Straßenjungen, Gymnasiasten, Studenten und Mädchen, die er durch seine, gar nicht zu der Figur passende Patzigkeit und seine auffällige Verliebtheit herausforderte. Einer meiner Studiengenossen wohnte neben ihm auf derselben Flur. Eines Tages ruft die Magd mehrmals nach dem Doktorchen, das gerade mit intimen häuslichen Angelegenheiten außer seiner Stube beschäftigt, nicht sogleich Antwort geben konnte. Ärgerlich reißt Schlome (so wurde mein Freund genannt) die Thüre auf: „Sehen Sie einmal in der Waschschüssel nach, ob er nicht darin ertrunken ist!“ Rasend vor Zorn, springt das Ottoche von seinem Sitze hervor, die Hosen mit der einen Hand haltend und mit der andern in der Luft fuchtelnd: „Sie haben mich beleidigt! Sie müssen sich mit mir schlagen! Auf krumme Säbel!“ — Schlome, ein guter Schläger, will sich vor Lachen ausschütten; aber das Ottoche dringt, immer gellender schreiend, auf ihn ein, während die Hausgenossen, vor Lachen berstend, sich versammeln. Endlich reißt Schlome die Geduld; er packt den kleinen Wüterich, der die Hose fahren läßt, um sich mit beiden Händen zu wehren, giebt ihm einige Schläge mit der flachen Hand auf den entblößten, unnennbaren Teil seines Körpers, schleudert ihn in seine Stube und sagt: „Hole dir jetzt einen krummen Säbel!“ Einige Tage darauf ward Schlome vor das Universitätsgericht geladen, aber die Beisitzer des hohen Gerichtes konnten bei Erzählung des Vorganges den notwendigen Ernst nicht bewahren und entließen ihn mit einem Verweise.

Zur philosophischen Fakultät gehörten noch, außer meinem Lehrer Liebig, von welchem später die Rede sein soll, die sogenannten „Forstpolacken“, an ihrer Spitze Oberforstrat Hundeshagen, der als wissenschaftlicher Forstmann einen bedeutenden Ruf hatte, aber seines bizarren Charakters und seiner Grobheit wegen weder unter den Studenten, noch unter seinen Kollegen beliebt war. Alle Forstpolacken trugen kurze, grüne Röcke und kultivierten mit einer Art von Begeisterung ihre Schnurrbärte, da sie damals die einzigen unter allen Studenten waren, welche in ihren späteren Berufsstellungen diese Zierde der Oberlippe beibehalten durften. Hundeshagen war ein furchtbarer Hypochonder, durch seine köperlichen Leiden, gegen die er mit der Verzweiflungswut eines früher riesig starken Körpers reagierte, auf das äußerste erregt und gereizt. Mein Vater, der ihn ärztlich behandelte, erzählte oft seltsame Dinge von seinem stets zunehmenden Jähzorne. Hundeshagen konnte in wahre Wut geraten, wenn jemand mit seinen Fingern an der Nase herumkrabbelte. „Warum

stecken Sie die Finger in die Nase?“ brüllte er eines Tages, von dem Katheder herunterstürzend, einen seiner Forstpolacken an, der sich den Schnurrbart strich; „das ist eine schmutzige Gewohnheit! Das thun meine Kinder auch, wenn der Mond wechselt und sie Würmer haben!“ — Einer meiner Studiengenossen, der seinen langen, blonden Schnurrbart beständig drehte und wohlgefällig über die Nase auf ihn herabschielte, befand sich zum erstenmale ungewarnt in Hundeshagens Vorlesung, hatte sich auf die erste Bank gesetzt und strich, aufmerksam zuhörend, beständig seinen Schnurrbart. Hundeshagen, stets sprechend, blickt ihn immer grimmiger an. Plötzlich stützt sich der Professor mit beiden Händen auf die Brüstung des Katheders und schwingt sich mit einem gewaltigen Satze, der einem Turnlehrer Ehre gemacht haben würde, darüber hinweg, so daß er bolzengerade vor dem erschreckten Studenten steht. „Wie heißen Sie?“ brüllt er diesen mit geballten Fäusten und einer wahren Stentorstimme an. „Dittmar,“ antwortet dieser zitternd. „Freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen!“ herrscht ihn Hundeshagen mit höhnischem Grinsen an und kehrt auf seinen Sitz zurück. „Donnerwetter,“ sagte Dittmar, als er die Scene erzählte, „zu dem gehe ich nicht mehr ins Kolleg! Ich glaube, er würde mich auffressen, wenn ich noch einmal mir den Schnurrbart drehte!“

Zwischen Universität und Bürgerschaft bewegte sich das zahlreiche Beamtentum, Mitglieder des Landgerichtes und des Hofgerichtes, Verwaltungsbeamten aller Art, die höheren mehr zu der Universität, die niederen mit den Advokaten mehr zu der Bürgerschaft haltend. Richter und Beamte thaten sich, glaube ich, nicht sehr wehe in ihrem Dienste. Die meisten waren echte Staatshämorrhoidarier, die zur bestimmten Stunde in ihrem Bureau erschienen, zum Frühschoppen und dann zum Essen gingen, Nachmittags nach dem Mittagsschläfchen ein wenig arbeiteten, dann kegelten oder spazierten, zu Hause zu Nacht speisten, später aber im „Fettstübchen“ ihren Wein oder ihr Bier tranken, über des Reiches Wohlfahrt und die Welthändel tiefe Gespräche führten oder ein Solo spielten und dann zufrieden mit ihrem Tagewerke zu Bette gingen, um am andern Tage genau dasselbe zu thun. Im ganzen ein harmloses Volk, froh eine Versorgung zu haben, in beschränkte Verhältnisse eingewöhnt, meist mit Kindern reich gesegnet und, wenn sie älter waren, um die Anstellung ihrer „Buben“ und die Unterbringung ihrer Mädchen besorgt, die meistens mit Studenten oder Accessisten verlobt waren und die Aussicht hatten, nach zehn- bis fünfzehnjähriger Brautschaft unter die Haube zu kommen. Es

waren noch manche Originale unter ihnen, die aber weniger durch vorspringende Eigenschaften, als durch Pedanterie und übertriebene Pünktlichkeit sich auszeichneten.

Die Frauenwelt Gießens teilte sich nach den Handarbeiten in zwei Hauptkategorieen — die verheirateten Frauen strickten, die unverheirateten Mädchen stickten. Beide Klassen tranken Kaffee, der durch geröstete Würfel von gelben Rüben verstärkt wurde; der Thee war entweder ein Luxus, durch welchen man sich auszuzeichnen suchte oder eine Tisane für Kranke. Die Frauen bewiesen ihre Tüchtigkeit dadurch, daß sie selbst in Konzerten und auf Bällen strickten; eine Frau ohne Strickstrumpf wäre als ein sittlich verwahrlostes Wesen angesehen worden. Was die Mädchen, besonders während der langen Brautstände, Alles stickten, war unglaublich — wenn eine Familie drei oder vier Mädchen hatte, so war alles gestickt im Hause, an den Möbeln und an den Personen, von den Strumpfbändern der weiblichen Angehörigen bis zu den Hosenträgern der Geliebten.

Bis in die höchsten Kreise der Gesellschaft hinein war das Leben außerordentlich einfach, aber behäbig, und meist auch fröhlich. Man aß auf Zinn mit zinnernen Löffeln und eisernen Gabeln; erst als meine Eltern im Jahre 1835 nach Bern übersiedelten, wurde das Zinn in unserem Hause beseitigt und das Porzellan eingeführt, was anfangs zu vieler Heiterkeit Veranlassung gab, da man auf den glatten Porzellantellern nicht den gehörigen Halt für die Gabeln fand und bei einem Seitendrucke die Fleischstücke über den Tisch flogen. Man aß fünfmal im Tage — morgens früh Kaffee oder Milch mit Brot, um zehn Uhr die Kinder ein Stück Brot mit Früchten oder mit Zwetschenhonig bestrichen; mittags Suppe, Gemüse und meist gekochtes Fleisch (Braten war ein Luxus), nachmittags vier Uhr wurde etwa das Zehnuhr wiederholt und abends war die Grundlage des Nachtessens meist Wurst oder kaltes Fleisch mit Kartoffeln. Niemals wurde bei den Mahlzeiten etwas anderes getrunken, als Wasser; nur wenn Fremde zu Besuch waren, kam Wein oder Bier auf den Tisch; sonst wurden diese Getränke nur von den älteren Herren und zwar außerhalb des Hauses genossen. Bei festlichen Gelegenheiten freilich, Hochzeiten, Kindtaufen, am Ludwigstage und auf Bällen ließ man sich nicht lumpen und meistens kehrte dann die Gesellschaft in mehr oder minder aufgeregtem Zustande nach Hause.

Man vergnügte sich viel — die Frauen in Kaffeegesellschaften und Kränzchen, die Männer beim Kegelspiel und bei den Karten. Wenn das

Wetter nur irgend es erlaubte, mußte Sonntag Nachmittags ausgewandert werden nach einem der zahlreichen Orte, welche um Gießen innerhalb eines Kreises von einer Stunde Weges verteilt sind: Schiffenberg, Badenburg, Gleiberg, Haardt, Heuchelheimer Mühle, Kleinlinden und wie sie alle heißen mögen. Dickmilch war dort im Sommer am meisten beliebt — es kamen Sonntage vor, wo auf dem Schiffenberg tausend, etwa einen Schoppen Dickmilch enthaltende irdene Töpfe ausgeschenkt wurden. Hier mischten sich nun alle Stände: Professoren, Studenten, Beamte und Bürger und wenn alles in Freundlichkeit begann, mit gemeinsamen Gesellschaftsspielen, Tanzen und ähnlichen Vergnügungen sich fortspann, so will ich nicht behaupten, daß es immer so endete — es gab manche großartige „Keilerei" und „Holzerei" mit ausgerissenen Stuhlbeinen und ähnlichen Waffen — aber meistens behelligte man die Polizei und das Gericht nicht mit solchen Händeln und war der Ansicht des Bürgerkapitäns, der von einem Durchgeprügelten sagte: „Sei' Fäng' hat er — die nimmt em kä Mensch mehr ab!"

Ich bin der Meinung, daß das Individuum nicht nur das Produkt seiner Ahnen, sondern auch seiner Umgebung ist und daß die zuerst einwirkenden Eindrücke auch diejenigen sind, welche den größten und nachhaltigsten Einfluß üben. Behäbigkeit, Gutmütigkeit und fröhlicher Humor waren die Grundlagen der Gießener Gesellschaft in allen Ständen. Freilich artete die Urwüchsigkeit oft in Grobheit und Roheit aus; aber dies war nur eine rauhe Hülle, die einen tüchtigen Kern umschloß.

Die Knabenzeit.

Meine frühesten Erinnerungen reichen in ein Haus auf dem sogenannten Selterswege zurück, in dessen zweitem Stocke meine Eltern zur Miete wohnten. Der Besitzer war ein Maurermeister und in dem Hofe fanden sich beständig große Sandhaufen, die unser liebster Tummelplatz waren. Der Seltersweg, damals der neueste Stadtteil, war hauptsächlich von Beamten bewohnt, die alle einen reichen Kindersegen aufzuweisen hatten; die Häuser standen auf ziemlich geräumigen Grundstücken, Höfe und Gärten dienten als Spielplätze. Unser Hof lieferte das beste Material zu architektonischen Bestrebungen; der Maurermeister Wolf sah uns seelenvergnügt zu, wenn wir eine künstliche Pfütze herstellten, Lehm kneteten, Mauern und Gewölbe aufführten, unter welche wir krochen, wie Eskimos unter ihre Schneehütten und bat um gut Wetter für uns, wenn die mütterliche Zuchtrute durch einen dicken Überzug von gelbem Lehm, Kalk und Sand auf unsern Kleidern herausgefordert wurde. Der alte Major Moter, unser unmittelbarer Hausnachbar, ein eifriger Baumzüchter und Gartenkünstler, war stocktaub; sein Hof wurde also für die lärmenden Spiele, Gaiswerfen, Sautreiben, Barlaufen und Schlagball ausersehen. Seine drei Söhne, Ed, Motz und Nuß, die beiden Söhne seiner verwitweten Schwägerin, Landrätin von Zangen, sowie die drei Söhne unseres Gegenüber, des Hofgerichtsrates Pilger, lieferten ein beträchtliches Kontingent zu der Rotte vom Seltersberge. Den Major amüsierten unsere Spiele königlich; je toller es herging, desto besser! Freilich geschah es dann manchmal, daß die Majorin auf der einen, die Landrätin auf der andern Seite, händeringend hervorstürzten, denn beide Frauen litten an Nervenkopfweh und daß die gellende Stimme der Frau Majorin den Lärm übertönte: „Aber um Gotteswillen, Moter, wie kannst du leiden,

daß die Jungen einen solchen furchtbaren Spektakel machen? Der Kopf zerspringt mir!“ Der Major versicherte dann regelmäßig und wahrheitsgetreu, er habe nichts gehört — aber wenn die Majorin recht schlimmes Kopfweh hatte, so halfen alle Versicherungen nichts; ihrem ältesten Rangen versetzte sie einen Tritt, packte die beiden andern am Schopfe und zerrte sie in das Haus, um sie dort zur Strafe in das Bette zu legen, während uns der Befehl zugeherrscht wurde: „Ihr fremden Schlingel, geht nach Hause!“ — Das half aber wenig. Da der Major zu ebener Erde wohnte, so sprangen die von der Mutter in's Bett beförderten Rangen sofort aus dem Fenster, während sie dieselben eingeschlossen zu haben wähnte und nach einer Viertelstunde war das Spiel wieder im Gange, zum großen Vergnügen des Majors, der besänftigend brummte: „Nun, macht's aber nicht zu arg!“

Ein Universitätsgebäude existierte damals in Gießen nicht. Jeder Professor las in seiner Wohnung und in den Zwischenstunden sah man stets Trupps von den Studenten durch die Straße galoppieren, um sich aus einem Kolleg in das andere zu begeben. Meines Vaters Kollegstube war also bei schlechtem Wetter oder in Winterszeiten der hauptsächliche Sammelplatz für die thatendurstige Jugend des Seltersweges. Dort wurden die strategischen Pläne zu den Schlachten mit den „Stadtbuben“ ausgeheckt, welche die Stadtschule besuchten und nicht zum späteren Besuche des Gymnasiums bestimmt waren, und wenn es in der Stube ganz stille wurde, so pflegte die Mutter zu dem Vater zu sagen: „Geh' doch einmal hinüber, Wilhelm, und sieh zu, was die Teufelsjungen treiben — sie machen gar keinen Lärmen und sind mäuschenstille! Sie planen gewiß wieder allerlei dumme Streiche!“ In der That brachen sich bei solchen Gelegenheiten die feinsten Gedanken Bahn.

Mein Vater, der damals an seiner Pharmakodynamik emsig arbeitete, hatte mit einigen Bekannten eine Jagd gemietet, einen sumpfigen Wald an der Lahn, den sogenannten Hasler, in unmittelbarer Nähe Gießens, wo er sich Bewegung machte. Er war ein guter Schütze, brachte fast immer etwas heim und hielt einen Hühnerhund, den er trefflich zu dressieren verstand. Hektor, ein schönes, großes, langbehangenes Tier, war mein besonderer Liebling. Er vergalt die Mißhandlungen, die er aus kindischem Unverstand erleiden mußte, mit rührender Anhänglichkeit, begleitete mich in die Schule und wieder nach Hause und wachte mit Eifersucht über mein Wohlergehen. In die Balgereien und Prügeleien der Knaben mischte er sich niemals ungerufen ein; wenn ich aber unten

lag und die andern auf mir herumtrommelten, so packte er auf den Ruf: Hektor! denjenigen, der mich am härtesten bedrängte, an dem Rocke, schleuderte ihn mit einer Kopfbewegung auf die Seite und schaffte mir so bald Luft. Niemals biß er einen Knaben — als aber eines Tages ein Arbeiter, der in den Hof trat, mich mit beiden Armen emporhob und küssen wollte, sprang er wie ein Tiger auf den Mann los, packte ihn an der Gurgel, riß ihn zusammen und hätte ihn erwürgt, wenn nicht auf mein Geschrei der Vater herbeigeeilt wäre, um dem wütenden Hunde das Maul aufzubrechen und den Mann zu befreien, der aus einigen Wunden blutete. Hektor hatte überhaupt seine eigene Kampfweise. Er biß stets nur einmal — dann aber verbiß er sich so, daß man ihm mit einem großen Schlüssel oder mit einem Stocke das Maul aufbrechen mußte. Auf einem Spaziergange wurde Hektor, der gemütlich hinter uns drein trottete, von dem Pinscher eines Bekannten, der sich uns anschloß, in ärgerlicher Weise geneckt. Lange ertrug er es geduldig, endlich fing er leise an zu knurren. „Um Gotteswillen, Kollege,“ sagte mein Vater, „rufen Sie Ihren Pinscher und trennen wir uns. Hektor wird böse, ich stehe für nichts!“ Trotz aller Warnungen beharrte der Kollege darauf, uns zu begleiten und seinem Pinscher nicht Einhalt zu thun. Plötzlich fuhr Hektor zu, packte den Pinscher am Nacken, schleppte ihn beiseits in eine tiefe Pfütze und ehe mein Vater herbei waten konnte, war der Necker erwürgt und zugleich ersäuft.

Es war natürlich, daß Hektor mir als das Ideal aller Hundevollkommenheiten erschien. Wir saßen in der Kollegstube, trieben Allotria, während Hektor, auf einem Tische liegend, mit ernsthafter Miene aus dem Fenster schaute. Es war das eine Lieblingsbeschäftigung von ihm, die ich auch an anderen großen Hunden beobachtet habe. „Wenn jetzt der Hektor herunterfiele,“ sagte einer meiner Kameraden, „bräche er doch wohl den Hals.“ „Was fällt dir ein?“ antwortete ich, „das thut dem Hektor gar nichts! Der springt noch viel höher herunter!“ — „Das wollen wir doch sehen!“ Ein Wort giebt das andere — jeder besteht auf seinem Satze — nur der Versuch kann entscheiden. Wir begeben uns also mit vereinten Kräften an den Hund, drücken, schieben und werfen ihn schließlich wirklich zum Fenster hinaus. Glücklicherweise fiel Hektor auf einen der großen, vor dem Hause aufgeschütteten Sandhaufen, sprang unversehrt auf, schüttelte sich, stürmte die Treppe herauf und war bald wieder in unserer Mitte, wo er mit den lebhaftesten Freudebezeugungen empfangen wurde. Nun rannen wir in hellen Haufen jubelnd, Hektor

voran, hinüber zum Vater, um ihm triumphierend Hektors Großthat zu erzählen. Ich habe erst später begriffen, warum ich eine gehörige Tracht Prügel und mein Widersacher einige Ohrfeigen erhielt — damals erschien mir diese Behandlung als ein schreckliches Unrecht. „Du begreifst doch, Karl," sagte die Mutter, als ich ihr heulend mein Leid klagte, „du begreifst doch, daß der Vater nicht dulden kann, daß ihr den Hektor zum Fenster hinauswerft! Er hätte ja doch den Hals oder ein Bein brechen können!" „Er hat aber nichts gebrochen, Mama, und ich wußte sehr wohl, daß er nichts brechen würde. Ich kenne den Hektor besser, als ihr!"

Ich erinnere mich auch einer sehr frühen Bethätigung meiner Anlagen zur Chirurgie und Anatomie. Daß wir alle sehr geschickt waren im Ausziehen unserer wacklig werdenden Milchzähne, versteht sich von selbst — es wurde dazu entweder die Beißzange aus dem Handwerkszeuge meines Vaters oder in besonders schwierigen Fällen eine Zimmerthüre benutzt. Man legte eine Fadenschlinge um den Zahn und knüpfte den Faden mit dem andern Ende an die Kinke einer geöffneten Thüre. Einer der Kameraden schlug die Thüre zu und der Zahn flog heraus, als wäre er aus einer Pistole geschossen. Aber es kam zu wichtigeren Operationen.

Ein Förster, den mein Vater behandelte, hatte mir eine junge Eule geschenkt, deren drollige Bewegungen uns das größte Vergnügen bereiteten. Wir stopften sie förmlich mit Fleisch, verwunderten uns über die Größe der Stücke, welche sie verschlingen konnte und kamen endlich auf den Gedanken, zu probieren, welches die Grenze sei, bis zu der man gehen könne. Eines Tages hatten wir ihr ein ungeheures Stück eingestopft. Das arme Tier fiel in Krämpfe und war offenbar in Erstickungsnot. Allgemeines Entsetzen! Man sucht, das Stück zu packen und herauszuziehen — es geht nicht. Mit einem Stöckchen wird versucht, das Stück hinabzurammen — es ist offenbar zu dick. Die Eule liegt in der letzten Atemnot. Ich renne hinüber, hole des Vaters Besteck, schneide der Eule den Hals auf und ziehe triumphierend das Stück mit einer Kernzange heraus. Die Operation war gelungen, der Patient aber unter unseren Händen verendet. Mein erstes Honorar für diese chirurgische Operation bestand abermals in einer, meiner unmaßgeblichen Ansicht nach, höchst ungerechten körperlichen Strafe, mit dem gemessenen Befehle, des Vaters Instrumente künftig in Ruhe zu lassen.

Unsere ersten Schuljahre wurden unter der Fuchtel eines Kandidaten zugebracht, der eine Privatschule mit etwa dreißig A-B-C-Schützen ein-

gerichtet hatte und Wohlgemuth hieß, aber nicht war, denn er litt an einer Lungenschwindsucht, auf deren tötliche Entwicklung unsere wilde Schar gewiß einen fördernden Einfluß übte. Unsere Eltern hatten uns gut predigen, daß der Kandidat geschont werden müsse; wir verstanden dies nur insofern, als wir ihm persönlich keinen Schabernack anthaten — aber wie man den Herrn Kandidaten auch damit schonen könne, daß man unter sich Frieden und Ruhe hielt, davon hatten wir nicht die leiseste Ahnung. Die Hauptbeschäftigung des Herrn Wohlgemuth bestand in Husten und Federschneiden; die Eltern, welche ihre Knaben besonders seiner Gnade empfehlen wollten, schenkten ihm Federmesser, Schleifsteine und Bündel von Gänsefedern; die Haselstecken, welche er ausgiebig zu unserer Besserung benutzte, schnitt er auf einsamen Spaziergängen selbst. Gewöhnliche kleine Unarten rührten ihn meistens nicht sehr. Leider aber hatte ihn die allzu gütige Mutter Natur mit einer außerordentlich feinen Nase begabt, welche vielleicht eine Quelle großer Genüsse, aber auch vieler Leiden für den armen Kandidaten war. Die Grundlage der Zwischenmahlzeiten, wenn ich so das Frühstück und das Vieruhrbrot nennen soll, bestand damals in Gießen und Umgegend aus sogenanntem Zwetschenhonig, in Darmstadt Latwerge genannt, einer zähen Kompote aus Zwetschen ohne Zucker. Morgens in der Frühe sah man in den Straßen zur Schule die gesamte Knabenwelt, das Ränzchen auf dem Rücken, mit großen Brotschnitten in der Hand, die bei den besseren Familien wohl zuerst mit einer dünnen Lage Butter, dann aber mit einer fingerdicken Schicht Zwetschenhonig belegt waren und es galt als ein Hauptstreich, einem Buttersöhnchen sein Stück zu entreißen und dafür das eigene, butterlose zu substituieren.

Das „Honigkochen“ war ein nationales Familienfest. Die Zwetschen wurden in großer Gesellschaft entkernt und dann in dem großen, mit ängstlicher Sorgfalt gereinigten Waschkessel mit Wasser gekocht, bis die äußere Haut locker war. Dann wurde die Masse durch ein großes, kupfernes Sieb gepreßt, auf welchem die Häute zurückblieben und in dem Kessel zu Syrupdicke abgedampft. Nun hieß es arbeiten! Je dicker die Masse wurde, desto näher kam die Gefahr des Anbrennens. Man hatte einen Honiglöffel — eine aus Holz geschnitzte Maschine, wie der Schnabel eines Löffelreihers gestaltet, die bis auf den Grund des Kessels reichte und im rechten Winkel an einem langen, wuchtigen Stiel befestigt war. Zwei bis drei Mann rührten beständig in dem brodelnden Breie und da die Kocherei oft die ganze Nacht hindurch dauerte, so wurden die

jungen Freunde des Hauses, Studenten und ihre Genossen, zur Frohne entboten. Der Vater spendete Tabak, Pfeifen und einen Glühwein, die Mutter Kuchen und kalte Küche und unablässig wurde gerührt, bis der Vater nach Eintauchen eines Löffels erklärte, die fadenziehende Masse sei gut. Das Feuer wurde dann herausgerissen, aber es mußte noch immer gerührt werden, bis der Kessel hinlänglich erkaltet war. Die Masse wurde dann in irdene Töpfe eingestrichen, mit Papier zugebunden und zum Gebrauche aufbewahrt. Im sogenannten Hinterlande stand der Zwetschenhonig so hoch in Ehren, daß bei dem Leichenmahl einer Frau Honig aufgetragen und gekostet wurde, den sie im Jahre ihrer Verheiratung gekocht hatte. Das Urteil über ihre Vortrefflichkeit als Hausfrau wurde nach der Güte des Honigs bemessen.

Es war ein furchtbares Nahrungsmittel, schwarz, zähe und derart mit Säure übersättigt, daß die Zähne stumpf davon wurden. Nun denke man sich dreißig Buben in einem engen Raume, die ein Frühstück von Milch und einer mit saurem Honig bestrichenen Schnitte von saurem Roggenbrote zu sich genommen hatten und nun über Vokabeln und Schriftvorlagen schwitzten! Welche Verdauungsprodukte! Welche Jäger'sche Seelenverduftung!

Plötzlich erhob der Kandidat das über seine Federn gebeugte Haupt und windete nach allen Seiten hin. Meistens versuchte der Schuldige, ihn auf eine falsche Fährte zu leiten, indem er mit dem Ausrufe: „Herr Kandidat!" auf einen seiner Nachbarn deutete. Dieser beeilte sich zu rufen: „Ich war's nicht!" aber der Kandidat verließ sich mehr auf seine Nase, als auf Anzeigen und Beteurungen. Er hatte die schmalen Bänke so disponiert, daß er hinter den Schülern durchgehen konnte und schnuffelte jedesmal richtig den Übelthäter heraus, dessen schuldigen Teil er dann mit dem Haselstocke bearbeitete. Wir beneideten auf Grund dieser Eigenschaft unseres Kandidaten die Stadtschüler, mit welchen wir, als höheren Ständen angehörig, stets in erbitterter Fehde lebten. Magister Koch's Nase war aus härterem Stoffe geformt. Wenn einer der Stadtschüler rief: „Herr Magister! Der Louis hat einen streichen lassen!" so war die Antwort des launigen Schultyrannen stets: „Lauf' ihm nach und beiß' ihm auf den Kamm!"

Aus der Schule des Kandidaten, der uns übrigens nicht allzusehr mit Arbeiten überhäufte, traten wir nach einigen Jahren in das Gymnasium über, oder wie man in Gießen sagte, in „die Klasse". Dieses aus vier Klassen bestehende Institut sollte uns an die Pforte der Uni-

versität und der Maturität führen. Jede Klasse hatte drei Ordnungen, die aber meistens zusammen in demselben Saale eines alten Deutsch-Ordenshauses unterrichtet wurden. Man blieb meistens zwei Jahre, oft noch länger, in derselben Klasse und rückte im günstigsten Falle von Semester zu Semester in den Ordnungen hinauf. Quarta wurde meist noch von Bürgerssöhnen besucht, welche sich nicht dem Studieren widmen, sondern nur eine höhere Bildung erlangen wollten; Tertia zählte nur wenige, Secunda und Prima keinen, der nicht später zur Universität zu gehen beabsichtigte.

Wir waren, offen gestanden, eine bitterböse Rotte ungezogener Gassenbuben, im ganzen Lande bekannt und berüchtigt. Das Gymnasium von Gießen war in jeder Beziehung das schlechteste des ganzen Großherzogtums Hessen. Vielleicht ist es gerade diesem Umstande zu danken, daß aus demselben gar manche und verhältnismäßig viele unabhängige und originelle Männer hervorgegangen sind. Lernen und Arbeiten war für die große Mehrzahl Nebensache; die meisten gingen nur darauf aus, die Mitschüler zu necken und die Lehrer zu ärgern. Durch das Studium der Charaktereigentümlichkeiten unserer Schultyrannen hatten wir bald einem jeden seine schwache Seite abgelauscht und nach einigen, freilich oft schmerzhaften Experimenten wußte man auch, wie man diese Schwächen treffen könne, ohne daß der Verwundete sich durch Strafen hätte rächen können. So war die ganze Gymnasiumszeit ein beständiger Krieg gegen die Lehrerschaft, der bald Einzelkämpfe oder Vorpostengefechte, bald schlau verabredete Massenoperationen in den Vordergrund treten ließ und in welchem nur zuweilen Waffenstillstände, aber nie ein dauernder Friede geschlossen wurde. Ich werde hierauf später, bei der Schilderung der einzelnen Vorgänge zurückkommen; vorläufig sei nur soviel festgestellt, daß dieser Charakter des Gießer Gymnasiums sich wenigstens in den nächsten Jahrzehnten durchaus erhalten hat. Bei der Lesung der humoristischen Schilderungen von Ernst Eckstein schien es mir oft, als würden Scenen aus meiner Jugendzeit erzählt. Ernst ist aber der Sohn eines meiner liebsten Genossen, Franz Eckstein, mit dem ich sämtliche Schulen und die ersten Universitätsjahre durchgemacht habe. Eine Generation hatte also keinen Unterschied gebracht.

Die wesentliche Beschäftigung außer der Schulzeit war in den niederen Klassen des Gymnasiums der Kampf mit den Stadtschülern, in den höheren die Nachahmung der studentischen Sitten und Gebräuche. Im Frühjahre traf man sich auf dem Trieb bei Barlaufen und Schlagball

im Sommer an den Badeplätzen an der Lahn, im Herbste auf dem breiten Wiesengürtel, der Gießen umgiebt, beim Steigenlassen von Drachen, im Winter auf den Gräben derselben Wiesen oder auf der Lahn beim Schlittschuhlaufen — sogar beim Eisgange steuerte man auf Eisschollen gegen einander und suchte sich gegenseitig die Fahrzeuge zu zertrümmern. Zuweilen gab es förmliche Schlachten; man schnallte einen Schlittschuh ab und hieb sich mit dieser Waffe die Köpfe blutig oder man rückte in geschlossenen Reihen auf den Trieb, wo man Schanzen aufwarf und sich mit Steinen, Stöcken, hölzernen Spießen und Schwertern bearbeitete. Verbotenes Lesen alberner Ritter- und Räuberromane weit mehr, als die Lesestunden in der Geschichte, hatten uns die Köpfe mit romantischem Kram gefüllt und so wurde dann in den langen Winterabenden geschnitzt, gepappt und gekleistert, um im Frühjahre den Stadtschülern mit Ritterhelmen, Schilden, Tartschen, Schwertern und Flambergen imponieren zu können. Die Einteilung der kämpfenden Heere war eine durchaus lokale und territoriale; die Bewohner einer Gasse hielten treu zusammen, hatten ihren besonderen Alarmpfiff und nach mancher Hauptschlacht, wo gehörige Püffe ausgeteilt worden waren, wurde es gefährlich, durch diejenigen Gassen zu gehen, wo die Gegner das Übergewicht hatten. Kam man ungerupft durch, so wurde man hoch gepriesen; wurde man aber überfallen und gehörig durchgebläut, so entfernte man sich mit dem Rufe: „Kommet mir einmal in meine Gasse!“

Mit dieser kriegerischen Thätigkeit, die sich meist aus Reibereien bei Spielen und Vergnügungen entwickelte, hielt die Übung der List und Verschlagenheit gleichen Schritt. Das Beispiel der spartanischen Jugend, für welche unsere Lehrer ohne Ausnahme schwärmten, begeisterte uns, wie für das Kriegsspiel, so auch für das Diebshandwerk. Verstehen wir uns recht: gestohlen wurde nicht, aber „gestrenzt“ oder „gestrippt“. Alles übrige Eigentum war für uns heilig — aber die Früchte der Gärten und Felder waren vogelfrei. Wir durften in den Gärten unserer Eltern so viele Erdbeeren, Kirschen, Pflaumen und Zwetschgen essen, als wir wollten, — aber wir zogen vor, abends über den Graben zu springen und denselben Garten auszurauben, der tagsüber uns offen stand. Der Gießer Bürger und Ansässer war das nicht anders gewohnt — wie der Araber dem Löwen einen Anteil an der Herde, so gab er den Buben einen Anteil an den Früchten. Nur wenn es zu toll wurde, legte er sich in den Hinterhalt; aber statt die Polizei mit der Geschichte zu behelligen, schaffte er sich selbst Recht, ohne daß die Eltern Einsprache er-

hoben hätten. „Herr Professor,“ klagte der Schneider Wagner, „gestern habe ich Ihren Karl erwischt, wie er mit ein paar anderen in meinen Zwetschgen war!“ — „Haben Sie die Racker gehörig durchgewalkt?“ — „Sie waren wie der Blitz über die Hecke. Denen komme ich nicht nach — die fangen den Teufel auf freiem Feld.“ — „Thut mir leid, lieber Wagner! Geben Sie das nächstemal besser acht und wenn Sie sie erwischen, so hängen sie ihnen einen Denkzettel an, daß sie ein paar Tage lang nicht sitzen können!“ — „Soll geschehen, Herr Professor. Nichts für ungut!“ Der Schneider verschwindet mit Dank für die gütige Erlaubnis. Bei der nächsten Begegnung sagt mein Vater: „Karl! Der Schneider Wagner ...“ Ich, schnell einfallend: „Soll er mir vielleicht Kleider anmessen?“ — „Er wird dir das nächstemal ein Senfpflaster von ungebrannter Asche anmessen! Hast du mich verstanden?“ Ich mit einem Sprunge aus der Thüre: „Ja, Vater!“ Für Ausflüchte oder Lügen hatte mein Vater eine feine Nase und eine schwere Hand; — bei tollen Streichen brummte er nur etwas in den Bart, ohne die Pfeife aus dem Munde zu nehmen, was immer das Präludium einer Züchtigung war; um Balgereien und Prügeleien kümmerte er sich gar nicht. „Die Stadtschüler und Klassisten prügeln sich auf dem Brand, Herr Professor, und Ihr Karl ist mitten drin!“ — „Um den ist mir nicht bange, Herr Vetter. Unkraut vergeht nicht und außerdem weiß ich, daß er immer für einen klugen Rückzug Vorsorge getroffen hat.“ — „Aber er hat ein Loch im Kopf und blutet, mit Verlaub zu sagen, wie eine Sau!“ — „Eine Schramme, Herr Vetter! Nun, wenn er das Blut ausgewaschen hat, wird er wohl nach Hause kommen und dann kann man's ihm wohl zunähen, wenn's nötig ist. Danke für die gütige Nachricht, Herr Vetter!“ Als ich nach Hause komme: „Karl, hast du etwas?“ — „Es ist nichts, Vater. Enter's Konrad ....“ „Schon gut. Geh zur Mutter und laß dir ein Butterbrot für den Schreck geben!“

Auch die Mutter nahm Klagen und Weinen nicht gerne ab. „Einfältiger Junge, du weinst? Ein Junge und Heulen! Thu' lieber einen tüchtigen Fluch, um dir das Herz zu erleichtern!“

Dagegen waren beide Eltern an der rechten Stelle, wenn es galt, wirkliche Leiden und Unfälle zu bekämpfen. Masern, Röteln, fliegende Blattern, Scharlach und wie die andern Kinderkrankheiten alle heißen mögen, machten wir alle der Reihe nach durch und da der Kinder viele waren, so stellte in solchen Fällen die Mutter die Betten der Kranken in das größte Zimmer und ihres in die Mitte, so daß sie jedem während

der Nacht Hilfe reichen konnte, ohne selbst ihr Bett zu verlassen. Da wir alle lebhaft und aufgeregt waren, im Schlafe strampelten und uns abdeckten, so wurde endlich im Rate der Eltern beschlossen, uns nachts in Ärmelsäcke zu stecken, die um den Hals zugebunden waren. Nun konnten wir uns herumwerfen und mit den Beinen fechten, so viel wir wollten, wir waren stets zugedeckt. Die Säcke haben uns, so vortrefflich sie vom Standpunkte der elterlichen Fürsorge waren, doch manchen Kummer verursacht, denn als die Kameraden einmal diese neue Art von Nachtkostüm entdeckt hatten, war der Spöttereien und Neckereien darüber kein Ende. Aber die Sache bewährte sich und bald steckten viele Kinder von Gießen ebenfalls in solchen Nachtsäcken, die meines Vaters Behauptung zufolge, manche Halsbräune und Erkältungskrankheiten verhüteten.

Mein nachgeborener Bruder Otto starb im sechsten Jahre am Scharlach, an dem wir anderen ebenfalls krank lagen. Es war das einzigemal, wo ich meinen Vater händeringend und weinend in der Stube auf und ab gehen sah, während die Mutter sich schluchzend über den Toten hingeworfen hatte. Aber nach einer Stunde etwa trocknete sich der Vater die Augen, ergriff die Mutter an der Hand und sagte: „Es ist genug, Luise! Wir können den armen Jungen nicht wieder lebendig machen. Die anderen sind auch krank!“ Mein Vater hat nie mehr von dem toten Otto gesprochen — aber die Mutter sagte später oft, er sei ihr schönster Junge gewesen, gut wie ein Engel, aber wild wie ein Teufel und es sei vielleicht gut, daß er gestorben, denn er habe mehr Anlage zu einem Räuberhauptmann gehabt, als alle übrigen Gießener Buben zusammengenommen, und das wolle etwas sagen.

Schrammen, Beulen und dergleichen Dinge kamen alltäglich vor — ich erinnere mich aber nur zweier größerer Unglücksfälle. Mein zweiter Bruder Emil war als kleiner Junge ein unbehilflicher Knopf mit einem gewaltig großen Kopfe. Er saß meistens auf den Sandhaufen im Hofe, spielte mit dem Hunde, schlang auch zum Zeitvertreibe den Sand händevoll hinab und watschelte dann im Hofe herum, wobei er fast regelmäßig von dem ihm nachrennenden Hunde umgeworfen wurde und auf den Kopf fiel. „Wie ein Hollundermännchen“, sagte die Mutter, stellt man ihn auf die Beine, so fällt er auf den Kopf!“ Aber einmal wurde er bewußtlos nach Hause gebracht; er war bei dem Baue eines Hauses auf die scharfe Ecke eines Haussteines gefallen und hatte einen gefährlichen Schädelbruch. Die Knochenlamelle war tief nach innen eingedrückt und der Vater beriet mit einigen Kollegen, ob trepaniert werden

sollte. Da aber die Knochen noch biegsam waren, geriet der Vater auf den Gedanken, das eingedrückte Stück mit einem Löffelstiele wieder aufzurichten. Die Operation gelang — nach zwei Monaten war die Wunde verharscht und Emil sollte des andern Tages in die Schule gehen. Er spielte bei der Mutter, die am Fenster nähte, kletterte auf ein Sofa, fiel auf die Ecke des Nähtischchens und öffnete die Bruchstelle wieder, deren Vernarbung nun lange Zeit dauerte. Aber nach dieser gefährlichen Krisis entwickelte sich Emil auffallend rasch und war bald ein Führer unter seinen Kameraden, deren Nachzügler er bis dahin gewesen war.

Noch ängstlicher war ein zweiter Unfall, der meinen jüngsten Bruder betraf. Im Gymnasium, dessen unterste Elementarklasse er besuchte, war eine Art Wendeltreppe, deren Geländer benutzt wurde, um darauf herunter zu rutschen. Der Junge bekam das Übergewicht und stürzte zwei Stockwerke hinab. Wäre er auf den mit Fliesen belegten Boden gefallen, so würde er unfehlbar den Kopf zerschellt haben. Der Pedell aber stand gerade unten, um diejenigen abzufassen, welche das streng verbotene Rutschen dennoch vornehmen würden. Der Junge fällt ihm auf die Schulter und renkt ihm den Arm aus; aber die Wucht des Falles war gebrochen. Ich war beim Vater zu Hause, als ein Mann atemlos gerannt kam: „Herr Professor, es ist ein Unglück passiert!“ — „Wo?“ „Sie bringen ihn!“ „Mein Junge!“ sagt der Vater, und zur Thüre eilend, ruft er: „Bringt Wasser und Schwämme und Tücher!“ Gustav wurde hereingebracht, wie tot. „Er atmet noch!“ sagt der Vater, nachdem er eine zeitlang gehorcht. „Wie ist er gefallen?“ „Dem Pedellen auf die Schulter! Dann überschlug er sich und fiel bolzengerade auf die Füße!“ — „Bruch der Schädelbasis,“ sagt der Vater, nachdem er die Glieder untersucht und heil gefunden hatte. „Gut! Nun wissen wir, was zu thun ist! Frauchen, laß schnell einen warmen Krug für die Füße füllen und Eis und einige Schweinsblasen holen!“ Das Gewünschte war sogleich zur Stelle und der Apparat regelmäßig angelegt. „So!“ sagte der Vater aufatmend, „jetzt können wir nichts weiter thun, als der Sache ihren Lauf lassen. Geht alle aus der Stube. Macht das Fenster auf. Frauchen, gieb ein bißchen acht.“ Draußen sagt er: „Was ist’s mit dem Pedellen? Hat er Schaden gelitten?“ — „Er hat den Arm ausgerenkt.“ — „So wollen wir ihn wieder einrichten,“ sprach er, nach dem Hute greifend. „Heinrich,“ wendete er sich zu einem uns verwandten Studenten der Medizin, „nimm Rollbinden und einige Schienen

und komm!“ — „Aber, Herr Professor,“ sagte zögernd einer der Anwesenden, „ihr Junge . . .“ „Lieber Freund,“ unterbrach ihn der Vater, ihm die Hand auf die Schulter legend, „ob er davonkommt, kann kein Mensch wissen! Aber wenn es geschehen sollte, was noch zweifelhaft ist, so wird er wenigstens zwölf Stunden im Coma liegen. Es ist ein bedeutender Bluterguß in der linken Schädelhälfte, denn die Wange ist gelähmt. Das Eis allein kann weiteren Erguß aufhalten und ich kann weiter nichts thun, als es erneuern, wenn es in einigen Stunden geschmolzen sein wird. Aber des Pedellen Arm muß sofort eingerichtet und verbunden werden, ehe die Entzündung eintritt. Komm Heinrich!“ — Nach einer Stunde war der Pedell versorgt und der Vater zurück. Er untersuchte aufmerksam den bewußtlosen Knaben, überzeugte sich, daß die Füße warm eingehüllt, die Blase auf dem Kopfe noch mit Eis gefüllt sei. „Was meinst du, Wilhelm?“ Er wiegte nur leise mit dem Haupte hin und her, drückte der Mutter die Hand und sagte dann ruhig: „Geh hinüber zu den andern Kindern und sorge, daß alles ruhig bleibt. Ich will einstweilen den Jungen besorgen.“ Nun saß er einige Stunden vor dem Bette, Puls und Atemzüge zählend, dann rief er die Mutter. „Der Puls hat sich etwas gehoben; es tritt einige Reaktion ein. Alle Hoffnung ist noch nicht verloren.“ — Die Mutter warf sich ihm still weinend um den Hals. „Nachher!“ sagte er, ihr einen Kuß auf die Stirne drückend und sie sanft abwehrend. „Jetzt heißt es: „Aufpassen! Lege dich zu Bette und suche zu schlafen. Wenn ich genug habe, werde ich dich wecken, um mich abzulösen. Doch halt! Bringe mir eine Flasche von dem alten Portwein herauf — vom Kaufmann Müller! Du weißt, links in der Ecke! Es wäre möglich, daß man ihn brauchen könnte!“ Der Knabe lag dreißig Stunden lang im Todesschlafe, dann trat Erbrechen ein. Man hatte ihm von Zeit zu Zeit etwas Portwein eingeflößt. Der Vater gab seine Verhaltungsmaßregeln, stopfte sich eine Pfeife und sagte nach einigen tiefen Zügen: „Ich glaube, Frauchen, wir bringen ihn durch! Im günstigsten Falle wird er immerhin sein Lebetag ein schiefes Maul behalten. Aber die Herren vom Gymnasium sind doch rechte Esel! Warum spannen sie nicht Drähte zwischen den Windungen der Treppe, daß die Jungen nicht darauf rutschen können. Aber erst muß sich einer den Kopf zerschellen, ehe diesen Philologen etwas einfällt, was nicht im Cicero steht.“

Nachdem wir einige Jahre zur Miete gewohnt, kaufte mein Vater das Follenius'sche Stammhaus, etwas weiter in der Stadt auf dem

Selterswege gelegen, von meinem Großvater, der als Landrichter nach Friedberg in der Wetterau versetzt worden war. Mit dem Hause brachte er noch einen großen Garten an sich, den der Großvater angelegt hatte, der aber ziemlich weit entfernt an dem Lahnthore lag. Durch diese Übersiedlung erhielt das Familienleben ein ziemlich verändertes Ansehen.

Das Haus selbst war in der seltsamsten Weise zusammengewürfelt. Von der Straße aus führte eine niedere Treppe auf die Hausflur, in welche sich rechts das Studierzimmer meines Vaters öffnete, links die sogenannte „blaue Stube“, die als Fremdenzimmer, Eßzimmer bei festlichen Gelegenheiten, anfangs auch als Wohnzimmer meiner Mutter benutzt wurde. Von der Flur führte nach hinten eine Treppe zur Küche hinab und durch eine Thüre in einen kleinen Hof, auf welchen ein Zwischenstock seine Fenster öffnete, wo unsere Schlafzimmer waren. Ein Knie der Treppe leitete in den zweiten Stock, dessen Straßenzimmer anfangs, während mehrerer Jahre, von einem alten Kriegsknechte, Hauptmann Schmidt und seiner Frau bewohnt waren, aber später, als die Kinderzahl wuchs und sich ausbreitete, ebenfalls von uns in Beschlag genommen wurden. Das Haus hatte so auf der Straßenseite nur zwei, auf der Hofseite dagegen drei Stockwerke. Meines Vaters Zimmer waren so disponiert, daß er ein Fenster auf den Hof, zwei auf die Straße und ein kleines Guckfensterchen auf die Flur hatte, also alles beobachten konnte, was im Hause ein- und ausging. Der Hof war einerseits von Waschküche, Holz-, Schweine- und Hühnerstall, anderseits von einem kleinen Gebäude eingefaßt, das nur eine Treppe, einen Bodenraum und zwei große, übereinander liegende Zimmer enthielt und kurzweg nur der „Bau“ genannt wurde. Hinter dem Hofe erstreckte sich ein kleines Gärtchen, dessen Ausgangsthüre in eine Sackgasse führte, welche noch jetzt den Namen „des Teufels Lustgärtchen“ führt. In diesem Garten ließ der Vater alsbald, zum größten Ärger der Herren von Ahrens, von Linde und anderer Demagogenschnuffler, eine Turnanstalt einrichten, auf welcher der später bekannt gewordene Turnlehrer Spieß, der damals in Gießen Student war, sich zuerst mit manchen Genossen aus der Burschenschaft übte. Das Turnen war damals als staatsgefährlich hoch verpönt — aber mein Vater behauptete siegreich seine Geräte gegen Polizeimaßregeln, Chicanen und Prozesse. Er turnte nie, behauptete aber, die Geräte seien zu seiner und seiner Kinder Gesundheit nötig und kein Mensch könne ihm verbieten, auf seinem eigenen Grund und Boden körperliche Übungen zu machen. Das sei schon recht, erwiderte man, aber es kämen auch

Studenten dahin und diesen sei das Turnen verboten. „Ich kann nichts dafür,“ entgegnete der Vater, „wenn die Kerle über die Hecke springen!“

Der „Bau“ war zwischen dem Backofen eines Bäckers, dessen Mauer von unzähligen Heimchen bevölkert war und der Scheuer einer großen Fuhrmannskneipe eingeklemmt, „Gasthaus zum Hirsch“ genannt. Das untere Zimmer hatte nur Fenster auf den Hof — es wurde des Vaters Kollegienzimmer und das gewöhnliche Eßzimmer; die obere Stube wurde uns älteren Knaben eingeräumt. Sie hatte ein hinteres, auf den Hof des Hirschwirtes sich öffnendes Fenster, unter dem ein ungeheurer, stets mit frischem Stroh belegter Düngerhaufen den ländlichsten Stallgeruch ausduftete. Hier hatten schon die Oheime Follenius als Gymnasiasten und Studenten gehaust und den Weg durch das Fenster genommen, wenn sie ungesehen aus- und eingehen wollten. Die Neffen fanden bald denselben Weg. Der Hirschwirt war unser bester Freund und gar manche Nachmittage im Winter, während der Vater uns bei unserer Arbeit glaubte, saßen wir drüben in der Kneipe bei den Fuhrleuten, die uns schöne Lieder lehrten.

Ach Tochter! Liebe Tochter! Was hast du gedenkt,
Daß du dich an die Landkutscher und die Fuhrleut' hast gehenkt?

Ach Mutter! Liebe Mutter! So sei doch gescheit,
Die Landkutscher und die Fuhrleut' das sind kreuzbrave Leut!

Das alte Lied: „Es steht ein Wirtshaus an dem Rhein“ war von einem vaterländischen Dichter in folgender Weise verändert worden:

Es wohnt der Hirschwirt an der Lahn,
Da klopfen alle Fuhrleut an!
Der Hirschwirt sitzt am Ofen,
Die Fuhrleut sitzen um den Tisch,
Den Wein will niemand — holen!

Der Hirschwirt war eine Art zweiter Vorsehung für uns. Wenn unser Gewissen durch das Bewußtsein begangener Übelthat und vorauszusehender Strafe bedrückt war, so gingen wir in den Hirsch und baten den Wirt um Fürsprache. Öfter übernahm er die Mission mit glücklichem Erfolge; zuweilen aber lehnte er jede Einmischung mit den Worten ab: „Nein, dafür mußt du von Gottes und Rechtswegen deine Prügel haben!“ Wenn man dann zu weinen anfing, so befahl er seiner Frau, uns zuerst „etwas Gutes“ zu geben und entließ uns nach Speisung und Tränkung mit dem Troste, daß wir die Züchtigung nun besser aushalten könnten. Mehreremale kam es vor, daß die Unterhandlungen nicht sogleich

zum Ziele führten. Dann behielt uns der Hirschwirt über Nacht, bettete uns in seinem eigenen Zimmer und gab uns nicht eher heraus, bis er die Zusicherung hatte, daß wir für diesesmal ungerupft davonkommen sollten. Die Eltern erhoben nicht allzu große Einsprache, denn sie wußten, daß der Hirschwirt streng auf Zucht und Ordnung in seinem Hause hielt und uns liebte, wie er seine eigenen Kinder liebte, die er verloren hatte. Er ließ uns Kaffee oder Chokolade kochen, setzte uns gute Dinge aus der wohlbestellten Küche vor, gestattete aber nie, daß man uns Bier, Wein oder gar Branntwein gebe, obgleich er selbst für die Flüssigkeiten eine ausgesprochene Vorliebe hatte. Einst bot mir einer der Fuhrleute sein Glas an. Zornig erhob sich der Hirschwirt, streckte seine wuchtige Faust gegen den Schuldigen und rief: „Christian! Laß das sein! Das sage ich euch, ihr Männer, das leide ich nicht! Die Buben haben noch Zeit genug, Volleulen zu werden, wie ihr, wenn sie einmal groß geworden sind! Wer sich noch einmal untersteht, den Buben etwas anzubieten, dem hau' ich eine Dachtel, daß er den Himmel für eine Baßgeige und den Kirchturm für eine Wagendeichsel ansehen soll!"

Die Schule und das Gymnasium hielten uns nur für die Stunden der Lektion selbst fest. Die ganze Zeit, welche uns Spiele, Balgereien, Raupensuchen und Schmetterlingfangen übrig ließen, wurde in dem großen Garten an der Lahn zugebracht, der eine Fülle von Obst bot, welches nicht nur uns, sondern unserer ganzen Gesellschaft zur Verfügung stand, freilich gegen Arbeitsleistung durch Wasserschleppen, Begießen, Wege putzen und ähnliche Beschäftigungen, mit welchen die Eltern vorangingen. Die Mutter hatte die Besorgung der Gemüse, mit Ausnahme des Spargelbeetes, das sich der Vater reserviert hatte, der außerdem die Baumzucht mit Eifer betrieb. Mit dem tauben Major Moter und einem Verwandten, dem Pfarrer Decher von Hausen bei Gießen, hatte er sich zur praktischen Hebung der Obstbaumzucht in der Gegend verbündet. Moter kultivierte Äpfel und Birnen, Decher Kirschen, mein Vater Pflaumen. Jeder hatte eine Baumschule, ließ Samen, Setzlinge und Propfreiser kommen aus Bollweiler, Hohenheim und anderen Orten und wenn ein Baum zum erstenmale Früchte getragen hatte, kamen die drei zusammen, kosteten und prüften, um zu entscheiden, ob man die Sorte den Nachbarn empfehlen könne oder nicht. In wenigen Jahren waren die drei Gärten berühmt, die Pfropfreiser gesucht, die stets bereitwillig gegeben wurden und als mein Vater Gießen verließ, wurde unser Garten zu

hohem Preise von dem Konditor Silbereisen gekauft, der in den vortrefflichen Obstsorten reichlichen Ersatz fand.

Vom Frühling bis zum Spätherbste war die Familie nachmittags nur im Garten anzutreffen. Man erzählte in der Stadt, daß mein Vater die Kranken examiniere, während er selbst auf einem Baum sitze und daß er so von oben herab die Zunge der Leidenden inspiziere. Wir hatten des Obstes so viel, daß der Vater einigen alten Freundinnen meiner Mutter den Ertrag einiger Bäume abgetreten hatte und daß dennoch des Kochens von Zwetschgenhonig, des Dörrens von Pflaumen, Zwetschgen, Birnen und Äpfeln kein Ende war, trotz der gewaltigen Mengen, welche frisch verzehrt wurden. Beide Eltern waren große Obstfreunde; die Mutter zog die Stachelbeeren, der Vater die Kirschen vor; aber beide waren der Ansicht, daß reifes Obst unter keinen Umständen schädlich sein könne. Sobald der Vater erklärt hatte, die Früchte seien reif, so waren sie unbeschränkt unserer Diskretion überlassen; wir durften schmausen nach Herzenslust.

Aber dieses ganze Treiben dauerte nur während der Schulzeit. Im Gymnasium zu Gießen war es Brauch, daß die Klassen am Samstage vor Beginn der Ferien um zehn Uhr morgens geschlossen wurden. Wir erschienen in der Klasse schon mit den für die Ferienzeit bepackten Ranzen, nachdem wir beim Frühstück von den Eltern Abschied genommen hatten und unmittelbar nach dem mit Sehnsucht erwarteten Schluß der Stunde wurde der Marsch angetreten zu irgend einem Onkel oder Vetter in der Nachbarschaft. Dauernheim, der bevorzugte Ferienaufenthalt, lag sieben Stunden entfernt, Gladenbach fünf Stunden, Friedberg und Marburg sechs Stunden — alle waren also noch an demselben Tage erreichbar. Die Eltern ließen uns ruhig ziehen; sie wußten, daß wir alle Wege und Stege kannten und überall wohl aufgenommen waren. Nach Dauernheim ging's über Grüningen, wo wir den Pfarrer zum Mittagessen überfielen, zuweilen auch den Sonntag über blieben, um mit des Pfarrers zahlreicher Nachkommenschaft einen vergnügten Tag zuzubringen. Man erzählte sich, die Frau Pfarrin habe sich die Sache praktisch eingerichtet. Sie bekomme ihre Kinder nur im Sommer und wiege sie dann in einer großen hölzernen Schüssel, die im Winter zur Aufnahme von Würsten und Schinken bestimmt sei. Ich habe schon Pfarrer Hofmanns Humor erzählt bei Gelegenheit von Palmer — aber nebenbei war er ein rechter Mann von Kopf und Herz, ein alter freiwilliger Jäger aus den letzten französischen Kriegen. Dessen wurde ich erst inne bei Gelegenheit eines

Mordes, welcher einmal während eines solchen Besuches vorfiel. Wir saßen am Frühstück, als in einem Hause, der Pfarrei schräg gegenüber, ein Schuß fiel und fast in demselben Augenblicke ein Mann aus der Thüre wankte, aus dessen Brust ein dicker Strom roten Blutes quoll. Der Mann stürzte vor der Thüre zusammen. Pfarrer Hofmann war mit einem Satze aus dem Fenster der Parterrewohnung gesprungen und rannte mit dem Rufe: „Herbei!“ dem Hause zu, dessen Thür geschlossen wurde. Der Pfarrer duckte sich hinter einer vorspringenden Ecke, denn in einem Fenster des Hauses erschien ein alter Mann mit einer Flinte, die er auf den Pfarrer anlegte. Dieser winkte den herbeieilenden Männern und heulenden Weibern zurück, sprach mit ihnen einige Worte, schrie seiner Frau, die uns an den Kleidern zurückhielt und ihn abrufen wollte, zu: „Halt's Maul!“ und schlich nun, unbewaffnet, aber von einigen Männern gefolgt, geduckt an den Häusern hin, wo ihn der Schuft mit der Flinte nicht visieren konnte. Dann sprang er mit einem riesigen Satze über die Straße, an das Haus hin, durch dessen Mauer er nun gedeckt war und stürmte die Treppe hinauf gegen die Hausthür. In diesem Augenblicke krachte ein zweiter Schuß. „Um Gotteswillen, mein Mann!“ schrie die Pfarrin und fiel in Ohnmacht. Der Pfarrer aber war unversehrt, trat mit einem Fußstoße die Thür ein und wollte hinein, als auf der Schwelle der alte Mann erschien, das rauchende Gewehr in der Hand, Kopf und Gesicht von Blut überströmt. Es war ein alter Säufer, der den Käufer seines versteigerten Hauses, einen jungen, braven, fleißigen Mann, niedergeschossen und dann sich selbst hatte ermorden wollen. Die Kinnlade war zerschmettert. Die Bauern wollten den Mörder in ihrer Wut umbringen; der Pfarrer hatte alle Mühe, ihn zu schützen, einen Notverband anzulegen und in das Ortsgefängnis bringen zu lassen. Er wurde später geheilt, verurteilt und mit dem Schwerte hingerichtet.

Unter den Vertröstungen der jungen Witwe und der Versorgung des Gemordeten verstrich der Vormittag. Der Pfarrer wies beim Essen die Vorwürfe seiner Frau etwas rauh zurück. „Du mußt mir nichts dreinreden! In solchen Fällen kann man nicht anders!“ sagte er. „Aber das schwerste steht noch bevor. Der Sohn des Mörders ist ein braver Schmied draußen auf dem Neuhofe. Ich muß hinaus, um es ihm selbst zu sagen, sonst thut sich der Mann, der Frau und Kinder hat, ein Leid an. Vorwärts, ihr Jungen, ihr müßt mit!“

Ich erinnere mich kaum einer ergreifenderen Szene aus meinem

Leben. Der Schmied brach zusammen und zitterte am ganzen Körper wie Espenlaub, als ihm der Pfarrer die traurige Begebenheit so schonend als möglich mitgeteilt hatte. „Ich kanns nicht ertragen,“ sagte er halblaut. „Doch!“ sagte der Pfarrer, „Ihr müßt! Bedenkt, Ihr habt Frau und Kinder! Aber Ihr sollt nicht hier bleiben, wo jeder mit Fingern auf Euch zeigen würde. Versprecht mir, nichts zu thun, bis ich mit Eurem Herrn geredet habe!“ Der Schmied drückte ihm die Hand. Nach einer halben Stunde erschien der Pfarrer wieder. „Schmied,“ sagte er, hier könnt Ihr nicht bleiben. Man würde Euch täglich die Unthat Eures Vaters vorwerfen. Ihr müßt mit Eurer Familie nach Amerika. Euer Herr kennt Euch als braven Mann. Er giebt Euch, was Ihr nötig habt, um Euch drüben zu etablieren. Geht hinein zu ihm. Es ist alles abgemacht. In acht Tagen schwimmt Ihr auf dem großen Wasser und fangt in Amerika ein neues Leben an. Gott befohlen! Kommt zu mir, ehe Ihr fortgeht!“

Von Grüningen aus führte unser Weg nach Münzenberg, wo uns die dicke Wirtin mit Kaffee regalierte, für welchen sie nie Bezahlung annahm, weil sie den Vater noch aus der Franzosenzeit her kannte, wo er als junger Doktor ein Militärspital im Kloster Arnsberg besorgte, in dessen Wirtschaft sie beschäftigt war. Die schöne Anna, wie sie genannt wurde, trug nach Landessitte eine Unzahl verschieden gefärbter und fein gefälteter, nur bis zum Knie reichender Röcke und himmelblaue Strümpfe mit roten Zwickeln und Litzen und wenn sie sich auf den Schemel setzen wollte, schwankte sie erst einigemal die Röcke hin und her und fiel dann so auf den Sitz nieder, daß die Röcke rund umher hingen, wie eine Crinoline. Dann erzählte sie uns, wie der Vater morgens in Arnsberg hoch zu Roß anzukommen pflegte, in dem Pförtnerhause gefrühstückt und sich umgekleidet habe und dann, mit einer großen Karbatsche bewaffnet, in das Spital gegangen sei, das wohl tausend Nervenfieberkranke beherbergt habe; wie er auf die oft unbändigen, in der Rekonvalescenz befindlichen Russen, die „Schnaps“ verlangten, losgehauen habe, bis sie auf den Knieen Pardon! gerufen hätten und wie die kranken Russen auf dem Bette gelegen hätten, zusammengekauert wie Hunde und die Decke übergezogen und er dann einen Hieb auf den Knäuel gegeben hätte. Fuhr dann der Kopf irgendwo heraus, so lebte der Russe noch — bewegte sich aber nichts, so war er tot! In die Franzosen-Abteilung aber habe er die Karbatsche nicht mitgenommen; denn das seien gar artige Leute gewesen und hätten immer Mademoiselle gesagt

und ihr die Hand geküßt, als wäre sie eine vornehme Dame, so daß sie sich fast geschämt hätte. Nach der Visite aber habe der Vater ein Bad genommen und sei davon geritten wie der Sturmwind, so daß sie manchmal gefürchtet hätte, er werde den Hals brechen. Er sei aber immer glücklich davon gekommen, weit besser als die andern Ärzte, die im Spital selbst gewohnt hätten und die alle gestorben seien, mit Ausnahme eines einzigen. „Aber der,“ fügte sie hinzu, „konnte gar nicht sterben, denn er hieß Deiwel und war auch einer.“

Der Vater hatte uns die Geschichte bestätigt, und uns gesagt, er habe nur aus hygienischen Gründen so gehandelt und schreibe seiner damaligen Lebensweise seine Erhaltung zu. Den Dr. Deibel aber kannten wir sehr wohl; er war ein gutmütiger, phlegmatischer Mann, Arzt in Gladenbach, und bei unserem Onkel wohlgelitten. Wir hüteten uns aber wohl, der dicken Wirtin ihren Glauben ausreden zu wollen.

Nach Gladenbach führte der Weg durch wilde Waldgegend, die zuweilen nicht ohne geheimes Grauen durchmessen wurde. In dem Eichwalde bei Krofdorf waren alle Wipfel der Bäume verdorrt, weil dort der Sage nach ein entarteter Sohn seine Mutter erschlagen und die Leiche den Schweinen vorgeworfen hatte, welche zur Eichelmast in großen Herden zusammengetrieben wurden. Dort war auch unser Klavierlehrer Felsing, ein bekannter Wilderer, einmal in großer Gefahr gewesen. Er hatte sich, mit einer Doppelflinte bewaffnet, von einem Schweinehirten betreten lassen, der zwei große, wilde Hunde hatte und gerne den Preis verdient hätte, welcher auf seinen Fang gesetzt war. Der Hirt hetzt den ersten Hund; Felsing läßt ihn herankommen und schießt ihn zusammen. „Aha!“ ruft der Hirt, seine Schippe schwingend und mit dem zweiten Hunde heranstürmend, „jetzt hab’ ich dich!“ Felsing läßt auch den zweiten Hund herankommen und schießt ihn vor den Kopf, daß er überkollert. „Teufel,“ ruft der Hirt, der die Doppelflinten noch nicht kannte und darauf gerechnet hatte, daß Felsing nicht wieder laden könne, „Teufel! Schießt du zweimal, schießt du auch dreimal!“ „Du hättest den Kerl sollen springen sehen, Karl,“ sagte Felsing, als er mir bei der Klavierstunde die Jagdgeschichte erzählte, „er warf die Beine in die Luft, wie ein angeschossener Hirsch und als ich hinter ihm drein beim Laden lachte, schleuderte er die Schippe weg und hielt sich die beiden Ohren zu, um mein Lachen nicht mehr zu hören!“

Hinter dem Krofdorfer Walde kam die Subach, eine finstere Waldschlucht, in welcher eine neuere Raubgeschichte gespielt hatte. Allmonatlich

wurden die in dem Hinterlande eingegangenen Staatsgelder auf einem Postkarren, den ein Gensdarm begleitete, nach Gießen spediert und von dort zur Hauptstaatskasse nach Darmstadt geleitet, von wo sie dann, aber in kleineren Sendungen verteilt, wieder den Rückweg nach der Provinz antraten. Ein alter Schäfer, Namens Geiz, hatte mit seinen beiden Söhnen, seinen zwei Neffen und einem Vetter den Postwagen in der Subach überfallen, den Postillon geknebelt und das Geld geraubt. Der Gensdarm hatte geschossen, stand aber im Verdachte, mit im Komplotte gewesen zu sein und nur blind geladen zu haben. Die ganze Bande wurde gefangen. Der Gensdarm erschoß sich, der Vetter entkam auf rätselhafteste Weise; der Schäfer Geiz mit seinen Söhnen und Neffen wurden enthauptet. Wir hatten die Exekution mit angesehen und ich muß gestehen, daß es uns einigermaßen gruselte, wenn wir durch die Subach gingen. Um uns Mut einzuflößen, stimmten wir dann mit hellen Lauten das Schinderhanneslied an, das August Becker, der rote August, von den Geizen selbst gelernt hatte.

Kann es etwas Schöner's geben
Auf der ganzen, weiten Welt,
Als ein lustig Räuberleben,
Morden um das liebe Geld!
Tag und Nacht herumzuschweifen,
Werte Beute anzugreifen,
Schießen, Hauen, Stechen tot —
Ist das nicht ein schön' Stück Brot?

Wenn wir an den Galgen gehen,
Kommt uns fast das Lachen an,
Wenn wir die dort oben sehen —
Einmal müssen wir auch dran!
Die da liegen in der Erden
Von den Würm' gefressen werden!
Besser trocknen an der Luft,
Als verfaulen in der Gruft!

Das Leben an beiden Hauptorten unserer Ferienzüge war ein sehr verschiedenes. In Dauernheim, einem großen und reichen Dorfe der Wetterau, herrschte die reine Idylle vor. Onkel Kolb bewirtschaftete ein großes Pfarrgut, das er erst später verpachtete, zu dessen Bestellung aber in meinen Knabenjahren die ganze Familie ihre Kräfte einsetzte. Ein Gespann von zwei trefflichen Pferden, ein Ochsengespann, ein zahlreicher Viehstand, Hühnerhof und Taubenschlag, sowie die Besorgung großer Obst-

und Gemüsegärten gaben einesteils Beschäftigung genug für alle, verbreiteten aber auch anderenteils überall einen sichtlichen Anstrich von Fülle und selbst Überfluß. Tante Nettchen und Tante Karoline nebst ihren drei Töchtern hatten übervoll mit dem Hauswesen und der Küche zu thun; die beiden Söhne beschäftigten sich, neben ihren Lehrstunden, mit der Besorgung der Äcker und des Viehstandes, sowie später mit der Beaufsichtigung der Knechte. Mit Ausnahme der Kleider und Schuhe lieferte das Haus Alles. Man hatte im Keller selbstgebrautes Bier und selbstgebrannte Zwetschen- und Getreideschnäpse; Butter und Käse wurden ebenso täglich hergestellt, wie in den betreffenden Zeiten das gedörrte Obst und die eingemachten Gemüse; jede Woche zweimal kam abends der Bäcker, mit dem viel Schabernack getrieben wurde, und machte den Teig in der Wohnstube an, der des andern Morgens zu trefflichem Hausbrote gebacken wurde. Da die Ferien um die großen Feste fielen, so wurden ungeheure Quantitäten verschiedener Kuchen gebacken, deren Bereitung stets alle Kräfte in Anspruch nahm. Streifereien in Feld und Wald, Besuche auf den benachbarten Dörfern, wo befreundete Familien von Pfarrern, Förstern und Ärzten wohnten, füllten die übrige Zeit aus.

Sehr häufig fanden im Sommer Familienzusammenkünfte in Dauernheim statt, die oft so zahlreich waren, daß man sich genötigt sah, nur die Respektspersonen in Betten zu logieren, das Grünzeug aber, nach den Geschlechtern getrennt, auf zwei Getreideböden unterzubringen, wo man in der lustigsten Weise auf der Streu die Nacht zubrachte. Forstinspektor Franz Pfaff von Jugenheim bei Darmstadt, den mein Onkel Kolb erzogen hatte, war dann meistens mit von der Partie und unter seiner Leitung war bald das ganze Dorf in heitere Laune gebracht. Die älteren Männer duzten unsere Väter und Onkel, die Buben uns Jungen. Neben der Landwirtschaft betrieben die meisten Bauern die Weberei und gar manchmal streckte ein ehrsamer Weber, wenn wir morgens mit dem Forstinspektor die Straße hinabtollten, den Kopf aus dem Fenster und fragte: „Franz, was wird heute Abend angestellt?" Man versammelte sich am Feierabend unter der Dorflinde, die an dem Fuße des Hügels stand, welcher das Pfarrhaus mit der Kirche krönte und harrte dort des Anstoßes, der von Oben gegeben wurde. Eines Abends sollte Trinkwasser von einem vor dem Dorfe gelegenen Brunnen geholt werden. Franz Pfaff hatte sich mit meinem Vater verabredet. Als wir unter der Linde ankamen, die Mägde und Mädchen mit Krügen in den Händen, sprang Franz auf den Rücken meines Onkels Alexander, mein Vater auf den

meines Onkels Eckhard, die Bauern folgten ihrem Beispiele und so zog unter unauslöschlichem Gelächter der weiblichen Bevölkerung die ganze Männerschaft zu dem Brunnen, wo dann die Pferde gewechselt und in gleicher Weise der Heimweg angetreten wurde.

Ausgelassenheiten und lustige Streiche dieser Art schadeten nicht im mindesten dem Respekte, mit welchem Onkel Kolb und die Tanten von seiten der Dörfler behandelt wurden. Jeder wußte, daß er im Pfarrhause guten Rat und thätige Hilfe fand. Der Onkel war zugleich Dorfrichter und oberster Administrator der Gemeinde. Während der ganzen Zeit seines Wirkens gab Dauernheim den Gerichten nichts zu schaffen. Der Pfarrer schlichtete als Schiedsrichter und man gab sich mit seinem Ausspruche zufrieden. Ich will zugeben, daß diese Rechtsprechung zuweilen nicht ganz glatt abging. Eine junge Bäuerin kam, als wir am Kaffeetische versammelt saßen, weinend und wehklagend. „Was ist, Margret?“ fragte Onkel Kolb. „Ach, Herr Pfarrer,“ schluchzte sie, „ich weiß zwar wohl, daß eine Frau Schläge haben muß, wenn sie gut werden soll, aber wie mich der Hannes behandelt hat, das ist doch zu arg!“ und mit diesen Worten hob sie die Röcke auf und präsentierte dem Onkel die mit dicken, roten Striemen gezeichneten Teile. „Schon gut,“ sagte der Onkel, indem er uns mit der Hand winkte, unserem Lachreize nicht freien Lauf zu lassen, „schon gut, Margret, sag' deinem Mann, er solle gleich herkommen!“ Die Bäuerin ging ab. „Hammartins Hannikel*),“ sagte der Onkel, „ist ein Flegel! Seine junge Frau so zuzurichten, nachdem er kaum ein paar Wochen verheiratet ist!“ „Seine Frau,“ sagte die Tante, „ist etwas schnell mit der Zunge bei der Hand — aber das ist in der That zu arg!“ „Sag' ihr das,“ meinte der Onkel, „ich werde dem Flegel unterdessen Mores lehren.“ Der Bauer kam, etwas gedrückt; der Onkel nahm ihn zu einem Privatverhör in seine, im oberen Stocke gelegene Studierstube. Wir hörten einigen Wortwechsel, dann ging die Thüre auf, einige tüchtige Ohrfeigen erschallten und mit einem Tritte flog der Bauer kopfüber die Treppe hinab. Der Friede war in dem Haushalte auf das Gründlichste hergestellt.

Es war ein freundliches und fröhliches Leben mit den Bauern und deren Familien. Fast alle betrieben außer ihrer Landwirtschaft noch die Weberei; einige arbeiteten auf dem Pfarrgute in ständiger Weise, wofür

*) Johann Martins Sohn Johann Nikolaus — so wurden nach alttestamentlicher Weise im Dorfe die männlichen Einwohner allgemein benannt. Von Vielen habe ich nie die Familiennamen erfahren.

ihnen, außer ihrem Tagelohne, ein Stückchen Land angewiesen wurde, das sie regelmäßig mit Flachs bestellten. Wir fuhren mit den Knechten auf das Land, arbeiteten mit ihnen, besonders in den Erntezeiten und hörten mit großem Vergnügen in den Ruhepausen die Erzählungen aus den Kriegeszeiten, die sie durchgelebt hatten und deren Wiederkehr sie nicht ungern gesehen hätten. Da sei alles flott gegangen, unbesehen habe man ihnen ihre Produkte zu hohen Preisen abgekauft. Sie hatten allerlei Volk gesehen, Franzosen und Preußen, Kroaten und Russen; oft waren die Truppen monatelang bei ihnen einquartiert. Die Franzosen hatten sie in der besten Erinnerung; das seien anstellige, flinke Kerlchen gewesen, mit wenigem zufrieden, wenn man ihnen nur ein freundliches Gesicht gemacht hätte; aber sonderbare Käuze! Da hätten sich, erzählte der Winde-Hannes, einmal zwei in einem Graben bis auf die Hosen ausgezogen, ein baumlanger Reiter mit einem langen Pallasch und ein kleiner Knirps mit einem kurzen Infanteriesäbel; ein dritter habe kommandiert und als der Reiter den Pallasch gehoben habe, hätte er geglaubt, er werde den Kleinen zu Kochstücken verhauen. Der sei aber unter dem Hiebe durchgesprungen und habe dem Langen seine Klinge in die Brust gerannt, daß er umgefallen sei, wie ein Stück Holz! Aber sie seien hinter den Weibsleuten hergewesen, wie toll und die hätten, zum großen Ärger der jungen Burschen, nicht immer Nein! gesagt. Auch die Russen seien nicht übel gewesen, gutmütig und dienstfertig, aber sie hätten immer essen wollen und wenn sie aus dem Quartier gegangen seien, hätte man das Holzwerk mit heißem Wasser abbrühen müssen wegen des Ungeziefers. Dessen hätten die Kroaten und Kosaken auch genug gehabt, aber nebenbei hätten sie gestohlen, wie die Katzen — nichts sei vor ihnen sicher gewesen. Die Preußen waren diesen Bauern förmlich verhaßt; mit allen Untugenden der andern hätten sie noch eine hochnasige Geringschätzung ihrer Wirte verbunden, die beständig tief verletzt habe. Immer unzufrieden, hätten sie niemanden ein gutes Wort, einen freundlichen Blick gegönnt und gethan, als seien sie die einzigen Herren im Lande.

Dauernheim war uns von allen Ferienaufenthalten der liebste; aber Gladenbach hatte auch seine Vorzüge. Es war dort das Getreibe einer kleinen Landstadt; Sitz eines Landgerichtes, Steuerkommissariates und eines Forstamtes — also etwa ein Dutzend Beamte nebst Ärzten, Apotheken und sonstigem Zubehör. Die Honoratioren versammelten sich Morgens bei dem Apotheker zu einem „vorzüglichen Schnäpschen" in einer Hinterstube, die mit lithographierten und schrecklich kolorierten Kräh-

winkeliaden geschmückt war. „Wie der Admiral von Krähwinkel mit seinen Getreuen in die See sticht" — „Wie der Landstand von Krähwinkel eine Rede voll Feuer hält" u. s. w. Auf dem ersten Tableau sah man den Admiral mit einer Hellebarde in das Wasser stechen; auf dem zweiten zeigte sich der Landstand in rednerischer Stellung mit einem brennenden Blatt Papier in der Hand. Dort wurde Stadt- und Staatsklatsch verhandelt; das große Wort in Kriegshändeln führte Dr. Zinsser, ein früherer Militärchirurg, ein Freund meines Vaters, der alljährlich nach Gießen kam, um dort das Doktorexamen zu machen, dann bei uns logierte, aber doch dreimal durchfiel, bevor es ihm gelang, endlich durchzudringen. Ich erinnere mich noch eines großen Aufruhrs unter der Gesellschaft, als Zinsser bei Gelegenheit einer Diskussion über die Belagerung der Citadelle von Antwerpen behauptete, dieselbe müsse unter allen Umständen fallen, weil sie nicht entsetzt werden könne. Die andern Würdenträger schwärmten alle für den Löwenmut Chassés — „Löwe hin, Löwe her," sagte Zinsser, „wenn er nichts zu fressen hat und seine Höhle ihm auf den Kopf fällt, so ist der Löwe fertig! Wollt ihr wetten?" Man wettete, Zinsser gewann und seit jener Zeit war er unbestrittene Autorität in allen strategischen Fragen. — Für meine Tante Lenchen war Zinsser ein stets bereiter Helfer. Wollte sie uns aus irgend einem Grunde aus dem Hause haben, so sagte sie unbefangen: „Dr. Zinsser hat eben anfragen lassen, ob ihr mit ihm ausfahren wolltet?" Wir rannten sogleich hinüber und der verschmitzte Doktor schwindelte uns allerlei vor und brachte uns dahin, daß wir stundenlang auf der Bank vor seinem Hause auf den Wagen warteten, während er durch die Hinterthüre entschlüpfte und seinen Geschäften nachging.

Gegenüber wohnte der Aktuar, der bei jeder Gelegenheit zu sagen pflegte: „Das ist ein Elend!" Abends kamen der Doktor und der Onkel mit dem Aktuar aus dem Kasino, einer rauchigen Bierstube mit schrecklicher Luft und noch schrecklicherem Getränke. An der Hausthüre des Onkels wünschte man sich gute Nacht. Nach einiger Zeit öffnete der Onkel das Fenster und schrie: „Aktuar! Aktuar!" Jener, in Zipfelmütze und Nachthemd, öffnete ebenfalls und rief: „Was giebt's?" — „Der Kaiser Franz ist auch gestorben!" — „Das ist ein Elend!" rief der Aktuar zornig und schloß das Fenster, während der Onkel erheitert zu Bette ging. Lange Jahre nach dem Tode des Kaisers Franz spielte das Stück noch immer.

Unmittelbarer Nachbar des Onkels war ein Förster Kuhn, ein durch

seine Roheit berüchtigter Geselle, der in väterlicher Zärtlichkeit seine eine Tochter den „Krautkopf“, die andere den „Kohlrabikopf“ nannte. Die beiden Nachbarn hatten beständigen Hader: der Förster fing des Onkels Katzen in Schlingen, der Onkel des Försters Bienen in Netzen oder schoß nach seinen Hunden, wenn sie auf sein Gebiet kamen. Dies war dem Förster um so unangenehmer, als er förmlicher Sklave seiner Hunde war. Auf der Jagd schleppte er beständig zwei Dächsel im Büchsenranzen mit, die an geeigneter Stelle losgelassen wurden. Man hörte die Dächsel Laut geben und folgte. Plötzlich ward es stille und dann folgte ein langgezogenes Geheul. Nun geriet Kuhn außer sich, warf die Mütze zur Erde und trampelte auf ihr herum, fluchte wie ein Heide, schwur, daß er die Racker zu Kochstücken verhauen werde u. s. w. Aber kein Fluchen, Rufen und Pfeifen half — die Dächsel heulten auf einer benachbarten Anhöhe. Endlich machte sich Kuhn auf, trollte fluchend hinüber und brachte die Dächsel im Büchsenranzen zurück. Die schlauen Tiere hatten die Gewohnheit angenommen, sich von ihrem Herrn tragen zu lassen, sobald sie die Spur des Hasen verloren hatten und blieben so lange heulend auf dem Platze sitzen, bis er sie abholte.

In dem Revier um Gladenbach hatte Kuhn nur einen einzigen Hasen übrig gelassen, den er den „schelen Haas“ nannte. „Karl,“ sagte er zu mir an einer Waldecke, „jetzt wird gleich der schele Haas herauskommen und an dir vorbeilaufen. Daß du mir nicht auf ihn schießt, sonst hast du's mit mir zu thun! Ich habe ihm vor ein paar Jahren ein Auge ausgeschossen und seit der Zeit hat er vor lauter Angst eine solche Diarrhöe bekommen, daß er ganz mager geworden ist und nur mehr Haut und Knochen hat. Er wäre zäh, wie Wagenleder. Ich spare ihn für den Großherzog, wenn der einmal hierher kommen sollte, um eine Hofjagd zu halten. Er hat in allen seinen Parken keinen solchen Prachtkerl und wenn er ihn schießt, so kann sich der Oberjägermeister hernach ein paar Zähne an ihm ausbeißen, zum Dank dafür, daß ich noch immer Unterförster bin. Ich wollte, der schele Haas steckte ihm schon in der Gurgel.“ Aber der Großherzog kam nicht und der „schele Haas“ überlebte noch Kuhn's Pensionierung. Ein angeschossener Hirsch hatte diesen überfallen, zu Boden geworfen und ihm die Augenzinke des Geweihs zwischen die Rippen gebohrt, während er ihm mit der Nase das Brustbein eindrückte. Kuhn siechte noch lange, aber der Hirsch hatte ihn dienstuntauglich gemacht. Er schwur bei allen Teufeln, derselbe habe in dem Augenblicke, wo er ihn niederbohrte, genau dieselbe Fratze gemacht,

wie der unterdessen selig verstorbene Oberjägermeister, wenn er ihm die Beförderung abschlug. Er war fest überzeugt, derselbe sei nach seinem Tode in den Hirsch gefahren, nur um ihm ein Leid anthun zu können.

Dem Onkel schräg gegenüber wohnte in einem kleinen Häuschen mit sehr niedrigen Stuben der Revierförster Venator, ein übermäßig langer Mann mit einer großen Nase, auf deren Rücken sich eine Grube befand, aus welcher drei Haare hervorgewachsen waren, die man „des Revierförsters Tannen“ nannte. Für die Vorherbestimmung des Wetters galten die Tannen mehr als das beste Barometer. Standen sie aufrecht, so gab es gut Wetter; krümmten sie sich, so war mit Sicherheit Regen zu erwarten. Venator war der gutmütigste Mensch von der Welt; rief man vor dem Fenster, so streckte er den Kopf aus dem oberen Flügel und beugte ihn lächelnd vor, um die drei Tannen zu zeigen. Er nahm uns gerne auf seinen Dienstgängen mit, lehrte uns Kiebitze und Moorschnepfen schießen, was seiner Ansicht nach die Grundlage jeder Erziehung sein müsse. Ich habe ihn nur einmal zornig gesehen. Die Oberforstdirektion in Darmstadt hatte beschlossen, daß die Revierförster besondere Dienstschränke für ihre Akten haben sollten und um eine, damals sehr beliebte Gleichförmigkeit zu erzielen, hatte sie die Dienstschränke in Darmstadt anfertigen lassen und jedem Förster einen solchen Schrank zugeschickt. Nun waren diese Modelle nach den Zimmern der Oberforstdirektion bemessen. Venator war außer sich, als das Ungetüm vor seinem Hause abgeladen wurde. „Akten?“ schrie er, „meine Bäume sind meine Akten!“ Der Schrank war wenigstens um einen Fuß zu hoch und ließ sich nirgends anbringen. Venator machte einen bissigen Bericht an die Oberforstdirektion, worin er um die Erlaubnis bat, den Dienstschrank als Pferdestall benutzen zu dürfen; er wolle auf seine Kosten ein Schieferdach darauf anbringen lassen. Er bekam einen Rüffel und ein Oberforstrat wurde beauftragt, einen Augenschein vorzunehmen. Dieser kam mit Extrapost gefahren, ging mit Venator, dessen Jugendfreund er war, auf die Jagd und berichtete dann, nachdem der Augenschein einige hundert Gulden gekostet hatte, der Oberforstdirektion, Venator habe ganz recht und er müsse der hohen Direktion überlassen, zu entscheiden, ob sie dem Revierförster Venator eine Dienstwohnung bauen lassen wolle, hoch genug, um den Dienstschrank darin unterbringen zu können, oder ob sie demselben ausnahmsweise und ohne Präjudiz für fernere Fälle in Berücksichtigung der besonderen Verhältnisse gestatten wolle, den Dienstschrank in entsprechender Weise zu verkürzen. Ich glaube, die hohe Oberforstdirektion

entschloß sich für eine neue Dienstwohnung, bin aber dessen nicht ganz sicher, denn als ich Venator zum letztenmale besuchte, stand der Dienstschrank noch immer in seiner ganzen Größe in der Wagenremise.

Ein armes Land, dieses hessische Hinterland! Öde Schieferberge mit dünnen Waldflecken, Moore und Heiden, magere Felder und Wiesen! Hie und da Eisenhütten, sonst aber nur Schiefergruben, die mit engen Mündungen gen Himmel gähnen, in die Tiefe sich mehr und mehr erweitern und schließlich voll Wasser laufen, so daß der Boden mit kleinen, runden Löchern besät scheint an vielen Stellen. Häufig kommen Unglücksfälle vor, denn erst, wenn jemand in einer solchen „Kaute“ ertrunken ist, umgiebt man sie mit einer Wehre. Die Bewohner meist arm und in elender Weise sich behelfend. Tante Lenchen hatte an einem, auf die Straße gehenden Fenster ein Schieberchen anbringen lassen, hinter welchem sie an jedem Morgen auf einem Brettchen eine bestimmte Anzahl von Hellern aufreihte. Die vorübergehenden Armen nahmen stillschweigend einen Heller, lüpften den Hut zum Danke und gingen weiter. Wenn die Heller verausgabt waren, schloß die Tante den Schieber. Niemand hätte mehr als einen Heller genommen — man hätte das für einen Diebstahl gehalten. Aber Holzfrevel war kein Diebstahl und Jagdfrevel auch nicht. Die Strafen für Holzfrevel mußten durch Arbeiten im Walde an Wegen und Kulturen abverdient werden. Aber Venator war nachsichtig. „Wie sollen denn die armen Leute durch den harten Winter kommen,“ sagte er, „wenn sie nicht Holz freveln. Kaufen können sie es nicht und Schiefer, die sie zur Genüge haben, brennen nicht. Wenn mir die Oberforstdirektion nicht von Zeit zu Zeit einen Hattischerif schickte, ließe ich nur diejenigen abfassen, die Holz stehlen, um es zu verkaufen! Die sind Diebe — die andern nicht! Aber was wissen die Herren in Darmstadt von den armen Leuten im Hinterlande, wo Fuchs und Hase sich gute Nacht wünschen?“

Schritt für Schritt ging es weiter auf dem Wege der Weisheit und Tugend von einer Bank des Gymnasiums auf die andere, von einem Jahre in das andere, dem ersehnten Ziele der Maturität entgegen. Scheinbar bekümmerten sich die Eltern durchaus nicht um unsere geistige Ausbildung; Klagen über die Lehrer wurden nicht angenommen, Hilfe bei den Arbeiten nicht geleistet — „Hilf dir selber!“ war das Motto. Man hielt uns nie von unseren Streifereien, Liebhabereien und Raufereien ab — wenn wir aber dabei unsere Arbeit versäumt hatten, Strafarbeiten

leisten, im Karzer sitzen mußten, so hieß es: „Geschieht dir recht! Erst arbeiten, dann spazieren gehen!“ Später wurden wir freilich inne, daß Vater und Mutter unseren Fortschritten aufmerksam folgten und der Vater namentlich manche Unterredung darüber mit den Lehrern gehabt haben mußte — aber dies geschah, ohne daß wir davon direkte Kenntnis erhielten.

Umsomehr fühlten wir die Sorge um anderweitige Ausbildung. Musik wurde früh angefangen; ich brachte es am Klavier bis zu der Ouverture des „Kalif von Bagdad“, wenn ich nicht irre, von Boieldieu, wurde aber dann davon dispensiert, weil mich das Fingern in nervöse Aufregung brachte und der Vater einsah, daß meine intensive Beschäftigung mit Raupen und Schmetterlingen zur Entwicklung meiner positiven Beobachtungsfähigkeit weit vorteilhafter sei. Meine Brüder und Schwestern waren dagegen alle musikalisch; mein Bruder Emil brachte es am weitesten, er wurde Virtuos auf dem Klavier, lernte ohne Lehrer Hautbois und andere Blasinstrumente, durch die er später im Theaterorchester von Bern aushalf und komponierte manche schöne Stücke; Bruder Adolf ließ das Klavier zu Gunsten des Waldhorns; Gustav befleißigte sich neben dem Klavier auf dem Piccolo. Meine Schwester Mathilde hatte eine schöne Stimme, so daß der Vater später zuweilen daran dachte, sie zur Sängerin ausbilden zu lassen; Sophie spielte trefflich Klavier, Luise nicht minder, und meine jüngste Schwester Auguste gab später Klavier- und Gesangunterricht. So klimperte, tutete und trillerte es beständig im ganzen Hause während der Freistunden, hüben und drüben im Bau. Die Mutter war eine große Freundin des Tanzes; „kommt, Kinder,“ hieß es öfter, „tanzen wir einmal!“ Der Vater folgte mit Interesse den Fechtübungen im Hofe, lehrte uns „stoßen“ mit dem Fleuret, worin er als Student in Würzburg Meister geworden war, und schaute den Turnübungen zu, in welchen ich von ihm das Zeugnis erhielt: „Stark in der Theorie, aber schwach in der Praxis.“ Das Baden im Sommer, das Schlittschuhlaufen im Winter war uns ohne Einschränkung gestattet. Professor Balser und mein Vater waren die besten Kenner der Eisbahn auf der Lahn, die fast in jedem Winter so zufror, daß man bis zu der eine Stunde entfernten Badenburg, ja bis nach Marburg gelangen konnte. Es organisierten sich große Schlittenpartien, wobei die Damen auf mit Läufen versehenen Stühlen oder Sesseln saßen und von den Schlittschuhläufern geschoben wurden. Schlittschuhlaufen für Damen wurde für höchst unanständig gehalten; ich erinnere mich einer kleinen, netten Holländerin, die fast noch ein Kind war und ein wahres Entsetzen

erregte, als sie mit Schlittschuhen erschien und mit uns an Schnelligkeit wetteiferte.

Es gehörte eine genaue Kenntnis des Stromlaufes dazu, um die sogenannten „Klänge“ zu vermeiden — seichte Stellen, wo nur eine dünne, aber spiegelglatte Eisdecke sich bildete, die fast unfehlbar beim Betreten einbrach. Eines Tages führte Professor Balser den Zug und bog bei einem solchen Klange rechts ab auf holpriges Eis. Ihm folgte der Familienschlitten, mit seinen beiden Töchtern besetzt und von zwei Studenten gestoßen. Durch das spiegelglatte Eis verführt, bogen diese ab und unmittelbar lagen Mädchen und Studenten im Wasser. Sie wurden sofort herausgezogen und mit Sturmeseile von den gewandtesten Läufern zur Badenburg geführt, wo wir bei unserer Ankunft die Verunglückten schon im Bette fanden, reichlich schwitzend. Tags darauf führte mein Vater, hielt den guten Weg ein, aber trotz seiner Warnung rannte ein junger Mann, der eine etwas ältere Dame führte, gerade auf das Loch zu. Er fiel mit dem Schlitten hinein, die Dame aber erhielt einen solchen Schwung, daß sie, auf dem Eise sitzend, bis an das gegenüberstehende Ufer geschleudert wurde, wo sie in dem Röhricht aufgehalten wurde. Nun war guter Rat teuer! Drüben saß die Dame in den Röhren, laut jammernd und um Hilfe schreiend; im Wasser strampelte der Student, der vergebens versuchte, wieder auf das Eis zu kommen, das immer wieder unter ihm einbrach, und niemand wagte, den Klang zu überschreiten. Dem Studenten war bald durch ein zugeworfenes Seil geholfen, aber die Dame konnte aus ihrer fatalen Situation nur auf einem weiten Umwege erlöst werden.

Es herrschten damals Zschokke'sche Erziehungsgrundsätze. Jeder von uns sollte ein Handwerk lernen. Mein Vater hatte große technische Fertigkeit, aber durchaus keinen Kunstgeschmack. Er betrieb mit Leidenschaft, bis in sein hohes Alter, die Fertigung von eingelegten Stroharbeiten. Onkel Kolb reservierte besonders schöne Weizen- und Roggenhalme, die grün, vor dem Blühen, geschnitten und sorgsam getrocknet wurden. Nachdem sie gespalten und teilweise gefärbt waren, wurden sie fein säuberlich auf steifes Papier geklebt und dann verschiedene Figuren ausgeschnitten, womit Nähtischchen und Spiegelrahmen belegt wurden. Das Geschenk eines solchen Möbels erschien als die höchste Gunst, die der Vater erwies, und in der That haben diese Arbeiten ein eigentümliches und reiches Gepräge. Der Vater fühlte nur zu gut, daß ihm die Kunst des Zeichnens abging, und er wollte, daß wir neben dem Hand-

werk uns dieselbe aneignen sollten. Aber wie dazu kommen in einem Neste, das keinen einzigen Menschen aufzuweisen hatte, welcher Unterricht hätte erteilen können? Der Vater kaufte Vorlagen, Bilderbogen zum Kolorieren, und nun arbeiteten Bleistift und Farbenkasten um die Wette.

Ich wurde zu einem Tischler, Emil zu einem Messerschmied in die Lehre gethan — ich brachte es bis zur Fertigung eines Spuckkästchens, Emil zu derjenigen von stählernen Fingerringen, auf die wir sehr stolz waren, bis sie durch den Schweiß verrosteten und unansehnlich wurden. Meister Köhler schrieb mir einen Lehrbrief, und die Mutter hatte wenigstens den Gewinnst davon, daß sie uns bei ihren häufigen „Gemütsveränderungen", wie man das Umstellen der Möbel nannte, als Hausknechte benutzen konnte. Der Vater war in diesem Punkte sehr konservativ und litt nicht, daß in seiner Stube irgend etwas verändert wurde. Die Mutter dagegen liebte den Wechsel; es war kein Zimmer im Hause, das nicht abwechselnd als Schlaf-, Eß- oder Wohnstube benutzt wurde. In dieser Beziehung war eine Äußerung von mir sprichwörtlich in der Familie geworden. Wir erhielten eines Tages, als wir schon in Bern wohnten und kräftige junge Leute waren, den Befehl, einen großen Schrank aus dem obersten Stockwerke in das untere zu bringen. Als wir mit Aufwand aller unserer Kräfte das Ungetüm nach stundenlanger Arbeit über die enge Wendeltreppe hinabgeschrotet hatten, rief ich hinauf: „Mutterchen! Sollen wir den Schrank jetzt auch gleich wieder hinaufbringen?" Der Vater wollte vor Lachen bersten, und wenn später die Mutter den Plan einer neuen Gemütsveränderung vorbrachte, sagte er nur freundlich lächelnd: „Man kann dann bei der Gelegenheit auch den Schrank wieder hinaufbringen!"

Je größer wir wurden, desto weiter dehnte sich auch der Raum unserer Ferienreisen aus. Der Großvater war nach seiner Pensionierung von Friedberg zuerst nach Darmstadt, dann sechs Stunden weiter nach Heppenheim gezogen, wo sein anderer Schwiegersohn, Küchler, Direktor der Mauth war. Als ich etwa zwölf und mein Bruder Emil neun Jahre alt war, wurde uns beim Beginn der Ferien ein Laufzettel eingehändigt, mit Angabe der Verwandten und Freunde, bei denen wir „die Hacke unterstellen" konnten und die so gewählt waren, daß die Etappen etwa sechs Stunden Weges betrugen. So zottelten wir denn nach Friedberg, Frankfurt, Darmstadt, Mainz, Worms, überall gut aufgenommen, verpflegt und öfter auch beschenkt, um endlich in Heppenheim bei dem Großvater und dem Onkel Küchler einzufallen und mit diesem

letzteren in der Bergstraße herumzuwandeln oder noch lieber, zu fahren, denn er hielt zwei treffliche Dienstpferde. Eines Tages saßen wir draußen auf dem Zollamt, als ein halbes Dutzend uns bekannter Studenten von Gießen des Weges kamen. „Wollt ihr mit nach Heidelberg, ihr Jungen?“ — „Warum nicht?“ Der Onkel giebt seine Zustimmung; ein Douanier wird abgeschickt, um unsere Ranzen bei der Großmutter zu holen; der Onkel läßt anspannen und fährt die ganze Gesellschaft etwa die Hälfte des Weges, um die verlorene Zeit einzubringen. Wir marschierten mit den Studenten weiter, die bei Schriesheim die Absicht kund gaben, das Schloß zu besichtigen, ohne Zweifel um uns los zu werden. Wir sollten nur einstweilen langsam nach Heidelberg weitergehen; sie würden uns schon einholen.

Wir waren schon öfter mit dem Onkel zu Wagen in Heidelberg gewesen und hatten dann im „Waldhorn“ vor der Stadt eingestellt. Wir sahen die Studenten nicht mehr und werden im Waldhorn abgewiesen — man logiere nicht dort. Wir gehen in den „Prinz Karl“, damals das erste Gasthaus, essen zu Nacht, schlafen und beschließen am andern Morgen nach Besichtigung des Schlosses, nach Mannheim zu gehen, wo wir den alten Itzstein besuchen sollten. Ich bezahle und sage dann zu meimem Bruder, während wir auf der Chaussee nach Mannheim weiter wandeln: „Emil! Von jetzt an mußt du zahlen, ich habe nur noch zwanzig Kreuzer.“ „Ich habe mein Geld der Großmutter zum Aufheben gegeben,“ antwortete dieser ruhig. Wir halten Rat. Mannheim war weit näher, als Heppenheim — es wird also beschlossen, nach Mannheim zu gehen. Wir treffen dort etwa um Mittagszeit ein, fragen uns in dieser langweiligsten aller Städte nach dem alten Itzstein durch und erhalten, statt eines erwarteten Mittagessens zur Beruhigung unserer knurrenden Mägen, die trostlose Auskunft, derselbe sei nach seinem Landgute Hallgarten bei Johannisberg abgereist.

Das Herz wollte uns brechen. Wir setzen uns auf die Haustreppe, weinen, schluchzen und heulen endlich wie die Schloßhunde. Eine Frau kommt heran; wir klagen ihr auf Befragen unser Leid, Onkel Itzstein sei verreist und wir wüßten nicht, was anfangen. „Wieso ist er denn euer Onkel,“ sagt die Frau. Das war freilich eine verworrene Geschichte. Itzstein wurde Onkel genannt, weil er der Onkel eines Fräuleins von Lasaulx war, mit welchem sich der Bruder meiner Mutter, Karl Follen, verlobt hatte, ehe er nach der Schweiz und später nach Amerika flüchten mußte. Das Verhältnis hatte sich gelöst, aber Anna von Lasaulx war

dem Manne ihrer Liebe treu geblieben, hatte uns mehrmals besucht und unter Thränen geliebkost, so daß sie gewissermaßen als Glied der Familie betrachtet wurde. Ob die Frau, die uns anredete, aus unseren verworrenen Angaben klar wurde, weiß ich nicht, möchte es auch sehr bezweifeln; sie sah aber doch ein, daß wir nicht gerade Vagabunden seien. „Der Hofgerichtsrat, euer Onkel," sagte sie endlich, „ist freilich fort, aber ich will euch zu seinem Schwiegersohne, dem Professor Eisenlohr führen, der ist noch hier."

Eisenlohr war damals Professor der Physik am Lyceum in Mannheim und einer der liebenswürdigsten Männer, den ich je kennen lernte. Bis zu seinem in hohem Alter erfolgten Tode bin ich mit dem alten Geheimrat, der alljährlich in die Schweiz kam, in Freundschaft verbunden geblieben. Er hatte große Freude an uns und behielt uns eine ganze Woche bei sich. „Solche Jungen lob' ich mir," sagte er, „die ihre Ferien nicht zu Hause versimpeln, sondern ein Loch in die Welt rennen! Euren Vater kenne ich, aber eure Mutter möcht' ich küssen dafür, daß sie euch jungen Füllen den Zügel auf den Hals wirft und euch herumspringen läßt nach eurem Gefallen, ohne zu befürchten, daß ihr irgendwo ein Bein brechen könntet! Kannst du fechten?" wandte er sich zu mir, als er sah, daß ich ein hölzernes Rapier, das sein Sohn, mit dem er gerade Übungen machte, in der Hand hielt, kritisch betrachtete. „Ich weiß nicht," antworte ich lächelnd. „Nun, so probier's einmal!" Da ich schon viel mit den Studenten in unserem Hofe gefochten hatte und er mir gegenüber nicht auf der Hut war, so gelang es mir, ihn auf die Wange zu treffen. „Schlaupeter!" rief er, sich die Backe reibend, „mit dir ist nicht gut Kirschen essen, wie ich sehe! Du wirfst mit den Steinen! Aber es geschieht mir recht und du bist ein braver Junge, daß du dich deiner Haut wehrst! Kommt, ihr werdet Hunger haben!" — Eisenlohr führte uns überall herum, beschäftigte uns, machte uns physikalische Experimente vor und geleitete uns endlich nach Schwetzingen, wo der alte Gartendirektor Zeiher uns eine Nacht über behielt und alle Wunder des Gartens zeigte, ja sogar die großen Wasser für uns springen ließ.

Der Tag unserer Abreise war gekommen. Eisenlohr hatte uns angekündigt, er gehe mit seinem Knaben ebenfalls nach Hallgarten, wo seine Frau schon weilte und hatte uns den Weg von Mannheim nach Heppenheim über Lorsch gründlich vordemonstriert. Wir hatten nicht gewagt, ihm unsere Armut einzugestehen und hielten nun beim Schlafengehen gründliche Beratung über unsere Lage. „Wir müssen der Magd ein

Trinkgeld geben," sagte Emil, „die Mutter hat es mir noch expreß gesagt, als wir fortgingen!" — „Aber wir haben nur noch zwanzig Kreuzer," erwiderte ich, und von Mannheim nach Heppenheim sind sieben Stunden! „Wenn wir nun unterwegs hungrig und durstig werden, was fangen wir dann an?" Endlich wurde beschlossen, morgens früh aufzustehen und den Augenblick abzupassen, wo die Magd die Hausthüre öffne, um Wasser an dem benachbarten Brunnen zu holen. Dann wollten wir, ohne Abschied zu nehmen, hinausschlüpfen und den Weg unter die Füße nehmen. Wir führten diesen abenteuerlichen Entschluß wirklich aus, gelangten, ohne gesehen zu werden, durch die Stadt über die Neckarbrücke und kamen richtig abends, erschöpft und hungrig, mit unsern zwanzig Kreuzern in Heppenheim an, da wir unterwegs nicht gewagt hatten, einzukehren und uns mit weißen Rüben begnügt hatten, welche wir auf dem Felde ausrissen. Wir fanden alle Verwandte in großer Aufregung, denn die Studenten waren von ihrer Spritztour nach Heidelberg zurückgekommen und hatten auf Befragen gestanden, daß sie uns in der Nähe dieser Stadt verloren hätten. Die Douaniers, welche der Onkel überall an die Grenze gesandt hatte, um Nachrichten einzuholen, waren unverrichteter Sache zurückgekehrt; in Heidelberg, wohin Onkel Küchler gefahren war, wußte man nichts von uns und schließlich hatte man gerade in Gießen bei unseren Elteru angefragt, als wir anlangten. Einige Tage später kam die Antwort meines Vaters: „Seid ohne Sorge, wie wir es sind. Unkraut vergeht nicht. Sie werden sich schon wieder einstellen!"

Wenn unsere Ferien beneidenswert glückliche Wochen, und Sonn- und Feiertage, nebst den Freistunden, meist fröhliche Augenblicke waren, so kann ich nicht das Gleiche von dem Gymnasium sagen, in dem ich acht Jahre, vielleicht sogar neun, zubrachte. Es war die täglich erneute Qual des Einpfropfens von Kenntnissen, die jeder sich beeilte, mit Verwünschungen abzuwerfen, sobald er der Anstalt entronnen war. Man kann wohl sagen, daß der ganze Unterricht in dem „Piuh", wie das Gymnasium genannt wurde, sich nur auf Latein und Griechisch beschränkte. Deutsch, Französisch, Geschichte, Geographie und Mathematik wurden nur als bedauerliches Nebenwerk angesehen, dessen Unterricht von Lehrern besorgt wurde, die weder Geschmack daran, noch Kenntnis in den einzelnen Fächern hatten, aber nach dem Wahlspruch: „Docendo discimus" sich diese Disziplinen zuteilen ließen, um einen kärglichen Begriff davon zu erhalten und ihre allerdings schmale Besoldung zu vermehren. In den unteren Klassen Lernen von Vokabeln, von Sätzen, von Verslein,

welche die grammatischen Regeln enthielten; in den höheren das trockenste Philologentum, das Varianten einpeitschte und sogar verlangte, daß wir die Nummer des in der vatikanischen oder Pariser Bibliothek vorhandenen Kodex wissen sollten, in welchem diese oder jene Lesart sich befand. Der ganze Charakter dieses Unterrichts geht aus den, meinem Gedächtnis unauslöschlich eingeprägten Worten hervor, mit welchen einer unserer Quälgeister, Dr. Völcker, in Sekunda uns ankündigte, daß er das Griechische übernommen habe. „Also ich habe das Griechische, ihr Jungen," sagte er, „nun sollt ihr mir aber auswendig lernen, bis ihr schwarz werdet!" Von Naturwissenschaften keine Spur; nur in dem letzten Semester wurde eine sogenannte Physik einstündig gelehrt, die aus possenhaften Experimenten bestand. Kann man sich vorstellen, daß einer dieser Philologen mir, als ich in Prima war, den ganz ernsthaften Vorschlag machte, ich solle mit ihm Plinius' Naturgeschichte übersetzen; er werde das Philologische, ich solle das Naturgeschichtliche übernehmen? Der Mann glaubte, weil ich eine Schmetterlingssammlung habe, sei ich aller zoologischen Weisheit voll! Als ich ganz aufgebläht von diesem Vorschlage, meinem Vater zu Hause die Kunde brachte, lachte derselbe zuerst aus vollem Halse, wurde aber dann zornig und sagte: „Dummer Junge! Sage deinem Dr. Winkler, er sei ein Rindvieh! Du kennst einige Raupen und die Namen von ein paar Hundert Schmetterlingsarten und nun meint dieser Esel, du wüßtest etwas von Naturgeschichte!" Wie es mit dem Deutschen bestellt war, mag folgender Vorfall beweisen. Wir sollten in Sekunda jeden Monat einen deutschen Aufsatz machen. Ich werde außer der Reihe aufgerufen und hatte natürlich keinen Aufsatz gemacht. Ich nehme ganz ernsthaft einige Blätter leeres Papier und lese einen nicht geschriebenen Aufsatz herunter — das tollste Zeug durcheinander, wie es mir in den Kopf kam. Der gelehrte Doktor merkte nicht, daß ein vierzehnjähriger Schlingel ihn auf diese Weise mit Reminiszenzen aus Ritter- und Räuber-Romanen, die damals unsere Lektüre bildeten, zum höchsten Ergötzen der ganzen Klasse hänselte! Aber es war begreiflich von einem Menschen, der uns als unerreichbares Muster folgende Übersetzung der bekannten Horaz'schen Ode gab: „Mäcenas, Sproß uralter Könige, du mein Schutz und süße Zierde mir!"

Das Gymnasium von Gießen war als das schlechteste im ganzen Lande anerkannt; aber aus dem Umstande, daß es doch viele Männer geliefert hat, welche sich einen Namen gemacht haben, zog einer meiner Bekannten den Schluß, eine Lehranstalt sei umso besser, je schlechter sie sei!

War es ein Wunder, daß bei dieser Lehrmethode und solchen Lehrern, wie ich sie sogleich näher schildern werde, die ganze Gymnasialzeit nur ein erbitterter kleiner Krieg zwischen Lehrern und Schülern war, in welchem von Seite der Lehrer in den unteren Klassen die Ohrfeige und der Haselstock, in den höheren Klassen das Karzer die Verteidigungsmittel waren, während wir auf nichts anderes sannen, als unsern Tyrannen jeden nur erdenklichen Schabernack zu spielen? Jede Strafrede, jede Szene, jede Untersuchung war ja eine kostbare Zeit, dem Moloch Unterricht abgewonnen, und wenn es uns gelungen war, eine ganze Stunde so zu vertrödeln, daß der Lehrer vor Zorn zitternd von dannen ging, so jubelten wir, als hätten wir eine Schlacht gewonnen.

An der Spitze des ganzen Gymnasiums stand als Pädagogiarch, wie schon bemerkt, Professor Hillebrand, zugleich Lehrer der Philosophie an der Universität, eine fein besaitete Natur, beliebt bei den Studenten, liebenswürdig im Umgange und im Kreise seiner zahlreichen Familie, dem man wohl ansah, daß ihm sein Amt als Schulmonarch eine Last war, die er gewiß nur aus finanziellen Gründen übernommen hatte. Er gab nur in dem obersten Jahreskurse einige wenige Stunden über einen griechischen Redner oder Tragiker, die schon aus dem Grunde nicht den mindesten Erfolg hatten, weil uns Hillebrand wie gebildete Menschen behandelte, worauf wir nicht den mindesten Anspruch machen konnten. Hillebrand konnte über Dinge außer sich geraten, die für uns keine Bedeutung hatten; ein falscher Accent, ein schlecht skandierter Vers trieben ihm den Angstschweiß aus. Er strampelte dann mit Händen und Füßen und wenn er zehnmal hintereinander im höchsten Affekt gerufen hatte: „Sie Barbar! Sie Böotier!“ so glaubte er die äußerste Grenze der Disziplin erreicht, wenn nicht überschritten zu haben. Uns, die wir an Karzer, Strafarbeiten, Auswendiglernen und ähnliche Dinge gewöhnt waren, machten diese Ausbrüche nicht den mindesten Eindruck, sie amüsierten uns im Gegenteile und erst später lernten wir den humanen Geist des Mannes schätzen, dessen ästhetische Natur offenbar ebenso durch das Lehrerkollegium, wie durch die ihm untergebene Bubenrotte beständig empfindlich beleidigt wurde. Bei Konflikten, über die er zu entscheiden hatte, neigte er sich mehr den Schülern zu, deren Exzesse er namentlich dann entschuldigte, wenn sie eine Aufbäumung gegen Pedanterie oder rohe Gewalt bethätigten. Aber er erschien nur im äußersten Notfalle auf der Bildfläche, sonst ließ er die Sachen gehen, wie sie gingen, zufrieden, wenn er nicht in seinen philosophischen und litterarischen Studium gestört wurde.

Primarius war der Lehrer der Geschichte und Geographie, Professor Klein, seiner krummen Beine wegen „der alte Dachs“ genannt. Ein herzensguter Mann, aber ein schrecklicher Lehrer. Noch in Prima mußten wir den „kleinen Bredow“ mit seinen memorialistisch eingerichteten Zahlen (Solon 666; Alexander 333; Karl der Große 800) auswendig lernen, um uns für das Maturitätsexamen wenigstens etwas in den Kopf zu bringen, denn während des Semesters hatte der „alte Dachs“ seine ganze Zeit damit zugebracht, den Webstuhl aufzuschlagen, von einer Stunde zur andern die Verbindungsfäden zu spinnen, wie er sich ausdrückte, und uns, trotz seiner Gutmütigkeit, auf die unbarmherzigste Weise mit seiner großen Schnupftabaksdose aus Buchsbaumholz zu bearbeiten. „Schott! Wo wohnst du?“ rief er einem Mitschüler zu, der auf die Frage „Wo fließt der Rhein?“ nicht sogleich Antwort gegeben hatte. Der drohende Ton ließ schon das Gewitter erraten, das aufstieg. „Ei,“ stotterte Schott — „Wo wohnst du?“ donnert ihn Klein an, näher tretend. „Ich . . . ich . . . ich wohne . . .“ „Du dummer Junge!“ Klatsch! Eine Ohrfeige. Schott bückt sich weinend. Klein nimmt die Dose in den Ärmel, den er mit der Hand hervorzieht und trommelt im höchsten Zorne auf dem Rücken Schotts umher, immer dazu rufend: „Wo wohnst du? Du dummer Junge? Wo wohnst du?“ Endlich läßt er ab, rennt im Saale umher: „Hättest du mir nicht sagen können: Ich wohne am Asterweg . . . neben dem Bäcker Wolf . . . nicht weit vom Hofrat Zimmermann . . . Aber du bist ein dummer Junge! . . . Wo wohnst du?“ und bei jedem solchem Rufe fing aufs neue das Getrommel auf Schotts Rücken an. Die Frage: „Schott, wo wohnst du?“ war bei uns förmlich sprichwörtlich geworden.

Der „alte Dachs“ hatte besondere Liebhabereien: Altertümer und Etymologien. Kleinlinden bei Gießen, wo in der Kirche ein altes slavisches Götzenbild eingemauert sein sollte, nahm mehr Geschichtsstunden in Anspruch, als der große Fritz oder Maria Theresia, und wenn man ihm die berühmte Ableitung — nus — stus — stas — erstas — verstas — verstand — vielleicht irrtümlich zuschrieb, so hatte dies doch seinen guten Grund. „Kinder,“ sagte der alte Dachs eines Tages beim Eintreten, „seid still! Seid ganz still! Keiner soll mucksen! Ich habe euch wichtige Sachen zu sagen.“ — Wir wußten schon, daß nach einer solchen Einleitung die Stunde mit Allotriis zugebracht, niemand um Aufsagen seines Pensums gefragt oder sonst behelligt wurde, vorausgesetzt, daß man sich ganz still hielt. Man baute also Bücher, Atlasse und

Karten auf, hinter welchen man vor Kleins Blicken gedeckt war. Der „alte Dachs“ stürmte, bis diese Vorbereitungen zur Ruhe beendet waren, in der Schulstube auf und ab, häufige Prisen nehmend und mit den Händen in der Luft fuchtelnd. Endlich sagte er: „Kinder! Soeben, als ich über die Straße ging, hörte ich eine Bauersfrau, eine hessische Bauersfrau, aus Oberhessen, dem alten Gau der Chatten — nicht Katten, das ist eine römische Verballhornung — also, ich hörte eine alt-chattische Bauersfrau auf der Straße, die sprach Griechisch!“ — Allgemeines „Ah!“ — „Stille, ruhig!“ Die Sache ist höchst wichtig! Griechisch, sage ich! Griechisch!! Eine Bauersfrau aus altem, urgermanischem Chattenstamme spricht griechisch! Griechisch auf der Straße! Habt ihr jemals eine Bauersfrau griechisch sprechen hören?“ — Allgemeines „Nein!“ — „Ich auch nicht bis jetzt — aber heute hörte ich es. Was sagte die Eier verkaufende Chattin? Sie sagte: Dei Loi! Die Leute! hoi laoi! Das reinste Griechisch! Und als ich sie, erstaunt, außer mir über diese Worte, fragte: ‚Was sagt Ihr, liebe Frau?‘, so wiederholte sie: ‚Dei Loi da!‘ Tuttoi laoi!‘ Diese Leute da! So sprach diese Chattin unverfälschtes Griechisch! So sind wir auch sprachlich die unmittelbaren Nachkommen dieses herrlichen Griechenvolkes! Man sollte euch freilich nicht ansehen, daß ihr Nachkommen des Perikles, des Themistokles und Leonidas seid, geschweige denn des Demosthenes, Sophokles und Pindar — aber es ist doch so! Die alte Chattin mit ihrem Dialekt-Griechisch zeugt dafür in unwiderleglicher Weise!“ Man kann sich denken, daß wir uns wohl hüteten, dem „alten Dachs“ den Faden, den er so zu spinnen begann, durch irgend ein unerwünschtes Geräusch zu unterbrechen.

Der „alte Dachs“ hatte außerdem noch die spezielle Marotte, uns nach dem Namen unserer Mütter und nicht unserer Väter zu nennen. Obgleich trefflicher Familienvater, behauptete er doch, die lydische Ordnung sei die einzig rationelle, und er konnte wirklich im höchsten Grade aufgebracht werden, wenn wir, ich, auf den Ruf „Follenius!“ oder Krug auf den Ruf „Heß!“ ruhig auf unseren Plätzen sitzen blieben. Bei Krug trat nun gar der Fall ein, daß ein Vetter Heß, dessen Mutter eine Krug gewesen, in der Klasse sich befand, so daß beständige Verwirrungen statt hatten, die begreiflicherweise unsere Heiterkeit um so mehr erregten, als der alte Dachs doch seine Auffassung nicht allgemein geltend machen konnte.

Zweiter Lehrer im Range war Dr. Winkler, ein kurzer, dicker, stämmiger Philologe mit dem schauderhaftesten sächsischen Dialekt, den man hören konnte. Er hatte ohne Unterschied Lateinisch oder Griechisch

von der untersten bis zu den obersten Klassen und lag hier in beständigem Kampfe mit den Schülern wegen der Konsonanten und Vokale, die weder das sächsische Ohr noch die sächsische Zunge zu unterscheiden wissen. B und p, d und t, e und ä, i und ü konnte der unglückliche Philologe ebensowenig auseinander halten, als François Arago in der Pariser Akademie der Wissenschaften die Namen der beiden Astronomen Enke und Henke. So half er sich denn mit den griechischen Bezeichnungen der Buchstaben und es lautete wahrhaft komisch, wenn er sagte: „Ebaminontas — mit einem harten bi und einem weichen telda!“

Wänkler, wie er selber seinen Namen aussprach, war ein guter Philologe alten Stils, aber ein unverbesserlicher Säufer. Morgens um zehn Uhr schon mußte ihm irgend ein Schüler, den er bevorzugte, aus einer benachbarten Kneipe Rotwein holen, was damals in Gießen eine fast unerhörte Sache war, und nachmittags war er stets in solcher Weise besäuselt, daß meist das schwere, dunkelrot gefärbte Haupt ihm auf die Brust sank und ein lautes Schnarchen das Signal zu vollständiger Auflösung der Klasse gab. Seine Reden waren, wenn vorbereitet, in durchaus klassischen Phrasen gedrechselt; wenn unvorbereitet, geradezu pöbelhaft. „Doppelt, ja drei gedoppelt glücklich derjenige, welcher die reine Milch des Wissens aus den Brüsten der Mutter Weisheit saugt . . . Infamer Junge, warum lachst du? Wenn du noch einmal dein ungewaschenes Maul aufreißest, so werde ich dir ein Senfpflaster von ungebrannter Asche auflegen, daß deine Mutter nicht Krautblätter genug in ihrem Kohlgarten haben soll, um dir die Blasen zu verbinden! . . . Also: doppelt, ja drei gedoppelt glücklich . . .“

Die Zeit der Maturitätsprüfungen kam heran. Wänkler trat mit ungemein wichtiger Amtsmiene in die Klasse und hielt uns eine große Rede über die bevorstehenden Prüfungen. „Diesesmal,“ sagte er, „werden die Examina ungeheuer schwer sein. Oberstudiendirektor Dilthey von Darmstadt wird selbst kommen, um darüber zu wachen, daß keiner durchkommt, der nicht ganz fest in dem Sattel sitzt. Es studieren zu viele junge Leute! Alles will studieren, sogar die Schusterjungen! Das muß aufhören! Man kann sich ja nicht mehr retten vor Kandidaten und Accessisten! Was soll denn aus all diesen Menschen werden? Also werden die Examina fürchterlich streng sein. Wer nicht alles bis auf die Nagelprobe weiß, fällt ohne Gnade durch! Laßt euch das gesagt sein und denkt darüber nach, ob ihr euch einem Durchfalle aussetzen wollt!“ — Kunstpause. — „Nun, diejenigen, welche die Probe bestehen

wollen, mögen sich erheben.“ Die ganze erste Bank von Prima rauschte auf — ich allein von der zweiten. Winkler zeichnete die Namen auf. Als er die erste Bank beendigt hatte und mich stehen sah „Vogt,“ sagte er, „Sie auch?“ — „Ja wohl, Herr Doktor!“ — „Das Examen wird ungeheuer schwer sein“ . . . er wiederholte die ganze Rede, vom Oberstudienrat Dilthey u. s. w. und fügte dann hinzu: „Sie wollen also Ihrem Herrn Vater den Schmerz machen, Sie durchfallen zu sehen und wollen auf diese Weise ein Mal der Schande auf Ihre Familie drücken? Sie müßten eigentlich noch ein Jahr in Prima bleiben, Sie sind viel zu jung, Sie taugen ohnedem nicht viel; Sie haben sich niemals gehörig präpariert; ich habe Sie jetzt seit wenigstens acht Jahren in meinen Stunden gehabt und noch niemals Ihre Handschrift gesehen und Sie wollen nichtsdestoweniger Hals über Kopf in Ihr Unglück stürzen?“ — „Ja! Herr Doktor, schreiben Sie mich nur auf.“ — „Wirklich, bedenken Sie . . .“ „Schreiben Sie mich nur auf,“ sage ich ungeduldig. Schwer aufatmend, nahm Winkler die Liste, zeichnete meinen Namen ein und sagte in großer Aufregung: „Nun, es ist geschehen. Aber Sie brauchen sich keine graue Haare darüber wachsen lassen. Sie haben gar nicht nötig, sich zu präparieren! Wir werden keine solche Esel sein, Sie durchfallen zu lassen, damit Sie uns noch ein Jahr länger die Schwindsucht an den Hals ärgern! Das fällt uns im Traume nicht ein! Machen Sie, daß Sie zum Tempel hinauskommen, Sie Pest!“ Damit lief er wütend, sein Papier in der Hand, unter homerischem Gelächter der ganzen Klasse zur Thüre hinaus.

Eine finstere, unheimliche Persönlichkeit war der nachfolgende Doktor Rettig, welcher den Religionsunterricht und Griechisch in den höheren Klassen zu geben hatte. Er war damals mit einer neuen Ausgabe irgend eines Dialogs von Plato beschäftigt, dessen Aushängebogen wir uns in der Buchhandlung kaufen mußten, was natürlich zu unaufhörlichen Reibereien und Klagen von seiten der Eltern Anlaß gab, da die losen Bogen und Blätter verloren gingen, zerrissen wurden und Rettig bei täglich wiederholter Visitation auf dem Ersatz, d. h. auf Anschaffung eines neuen Exemplars bestand. Ein entsetzlicher Pedant und Silbenstecher — man sollte die Nummern der Codices wissen, in welchen diese oder jede Variante stand und über ein Delta oder Gamma konnten wir stundenlang in allen griechischen Dialekten und Orthographien herumgehetzt werden. Rettig lebte und webte nebenbei in den kleinen Skandalen und Bubenstreichen. Er hatte seine „Kalfakter“ und „Petzer“, wie sie genannt wurden,

die ihm Bericht erstatteten und ihre Kameraden anzeigen mußten. Jeder, auch der unbedeutendste, aus jugendlichem Übermut oder Mutwillen hervorgegangene Verstoß war für ihn eine Beleidigung der Majestät des unfehlbaren Lehrerstandes, so daß er stets die höchsten Strafen diktierte, welche in seiner Kompetenz standen. In religiöser Hinsicht der glaubenseifrige Lutheraner, dessen Lehren und Tendenzen durchaus nicht in Übereinstimmung mit dem konfessionellen Indifferentismus der übrigen Lehrerschaft oder gar der Bevölkerung meiner Vaterstadt sich befanden. Ich hatte in dieser Beziehung eine sehr charakteristische Begegnung mit ihm. Es herrschte durchaus kein Zwang auf dem Gymnasium hinsichtlich des Kirchenbesuches, wie dies an andern Anstalten der Fall war. Mit allen nur irgend möglichen Mitteln suchte Rettig darauf hinzuwirken, daß die Gymnasiasten an dem Gottesdienste und die Konfirmierten an dem Abendmahle Anteil nehmen sollten. Die disziplinarischen Maßnahmen, die er sich gegen diejenigen erlaubte, welche seinem Drängen nicht Folge leisteten, brachten die meisten zur Heuchelei — man ging an die Kirchthüre, aber nicht in die Kirche; man meldete sich zum Abendmahle, wurde aber unwohl oder hatte eine sonstige Abhaltung. Eines Tages nun hielt Rettig bei Gelegenheit der bevorstehenden Abendmahlsfeier eine fulminante Rede über den Text: Wer es unwürdig isset und trinket, der isset und trinket sich selber das Gericht. Die furchtbaren Strafen, die eines jeden harrten, der nicht Buße thue, die Gewissensqualen des zu ewiger Verdammnis verurteilten Sünders wurden in den brennendsten Farben geschildert und dann die Frage gestellt: „Wer nun an dem Abendmahle teil nehmen will, der erhebe sich!“ Ganz Prima stand auf — ich allein blieb sitzen. Wie eine Schlange auf ihr Opfer, fuhr Rettig auf mich los und zischte: „Sie, Vogt?“ — „Herr Doktor,“ antwortete ich ganz ruhig, „Herr Doktor, ich fühle mich sehr unwürdig, und da ich mir nicht selber mein Gericht essen und trinken will, so bleibe ich lieber weg!“ — Wie vom Donner gerührt stand Rettig eine Zeitlang steif da, dann drehte er sich mit dem Ausrufe: „Hebe dich weg von mir, Satanas!“ um und ging zum Direktor, um sich zu beklagen. Erst lange nachher erfuhr mein Vater von Hillebrand, daß Rettig die Relegation gegen mich beantragt habe und höchlichst erstaunt gewesen sei, als der Pädagogiarch ihm erklärte, er finde, daß ich ganz korrekt gehandelt habe und er müsse im Gegenteile ihn bitten, die Primaner künftig mit solchen Reden und Zumutungen zu verschonen. Ich hatte aus dieser Begegnung den von meinen Kameraden vielbeneideten Vorteil, daß Rettig von diesem Augen-

blicke an that, als ob ich gar nicht existierte. Er verlangte weder Präparation noch Übersetzung und wenn in einer Untersuchung über irgend einen Bubenstreich mein Name genannt wurde, brach er sofort ab und ließ die Sache liegen. Er hatte übrigens noch seine besonderen Gründe zum Übelwollen gegen mich. In den unteren Klassen duzte man die Schüler, in Prima brauchte man die Anrede „Sie". Als ich mit meinen Genossen aus Sekunda in Prima eintrat, hielt Rettig uns eine Rede, in welcher er das „intime" Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern, das durch das „Du" bestehe, lebhaft beklagte, die Entfremdung schilderte, welche durch das „Sie" erzeugt werde und uns schließlich aufforderte, auf die gebräuchliche Anrede zu verzichten. Meine Kameraden waren sichtlich verblüfft; sie fürchteten die Rache Rettigs, wenn sie nein sagten und wollten doch nicht anders gestellt sein, als ihre älteren Mitschüler. Ich wußte sehr wohl, daß der Pädagogiarch Hillebrand niemals sich dazu verstehen werde, einen Schüler zu duzen — er redete sogar die Quartaner, die er rüffeln mußte, mit „Sie" an, was diese weit mehr verblüffte, als die härtesten Strafen; — ich wußte ebensowohl, daß die älteren Schüler, die schon den Studenten im Kopfe hatten, das „Sie" niemals aufgeben würden; ich erhob mich also schnell und sagte: „Meine Kameraden und ich hätten persönlich nichts gegen den Vorschlag des Herrn Doktors einzuwenden, wir müßten aber auf der Parität bestehen und würden nur dann das ‚Du' annehmen, wenn alle Lehrer ohne Ausnahme alle Primaner ohne Ausnahme duzen wollten." — Der Angriff war abgeschlagen; Rettig warf mir einen giftigen Blick zu und ich wußte aus früherer Erfahrung, daß ich von nun an einen unversöhnlichen Feind an ihm habe.

Ihm folgte im Range ein Philologe, der Geist hieß, aber keinen hatte. Eine Art blonden Negerkopfes mit krausen, flachsfarbenen Haaren, breiter Flügelnase, dick aufgewulsteten Lippen und kleinen, hinter einer Brille verborgenen Augen ließ eine schrille Fistelstimme erschallen, die mit ihren abwechselnden Kadenzen eine unendlich komische Wirkung ausübte. „Es sitzen da hinten in der Ecke ein paar Leute ... Vogt, zeigen Sie einmal Ihre Präparation!" — „Ich habe keine, Herr Doktor!" — „Warum haben Sie keine?" — „Weil ich alle Wörter gewußt habe!" — „Aber das ist ja ganz unmöglich! Da kommt ja das Wort ‚diatetrüledo' vor, das konnten Sie absolut nicht wissen — das mußten Sie im Lexikon aufsuchen, denn es findet sich nur ein einzigesmal in der ganzen griechischen Litteratur!" — „Schon recht, Herr Doktor! Aber die Bedeutung des Wortes ist mir im Schlafe gekommen, im Traum!

Ich habe manchmal solche Träume aus dem goldenen Thor, wie die vielumfreite Penelope!" — „Setzen Sie sich hin — ich mag Sie nicht weiter hören! Ich wäre fast versucht, Ihnen für Ihre Unverschämtheit eine Ohrfeige zu geben!" — „Nehmen Sie sich in acht, Herr Doktor! Wer mir noch eine Ohrfeige angeboten hat, der hat jedesmal die erste bekommen!" — „Setzen Sie sich hin! Setzen Sie sich hin! Ich will Sie nicht weiter hören!" — Bei aller Lächerlichkeit, die ihm anklebte, war aber doch Geist kein schlechter Sprachlehrer; man lernte Grammatik und Syntaxis bei ihm zur Genüge, memorierte die Verse:

Bei a und e in Prima hat
Das Genus femininum statt;
Die übrigen auf as und es
Bedeuten etwas Männliches. Oder auch:

Iter, cicer et cadaver,
Iber, piper et papaver,
Suber et amoenum ver,
Verber atque zingiber.

Von einem Verständnis des antiken Lebens oder auch nur der Schriftsteller selbst war bei Geist ebenso wenig, als bei den meisten übrigen Lehrern die Rede; man lernte deklinieren, konjugieren, skandieren, übersetzen und damit hatte man jede Bedingung erfüllt, welche das klassische Studium an einen jungen Menschen stellen konnte.

Ein Bild des Jammers war der nachfolgende Dr. Völcker, ein langes, hageres, vorn übergebeugtes Skelett, das selbst im hohen Sommer tief eingemummt langsam durch die Straßen schlurrte, mit tonloser, verschleierter Stimme durch die Nase sprach, zu jedem Worte hustete und nach oft entsetzlichen Anfällen von Krampfhusten Blut spuckte. Im Winter schälte er sich aus einem halben Dutzend von Hüllen heraus, nachdem er vorher ein Paar Strümpfe und ungeheure Filzpantoffeln in die Ofenkachel zum Wärmen gestellt hatte. Dann ließ er sich auf einen Stuhl nieder; der Primus und Sekundus mußten ihm die Stiefel und Strümpfe ausziehen und die gewärmte Fußbekleidung anlegen und wenn dies geschehen, stand er auf, schüttelte sich, ging zu einem Schranke, nahm einen Haselstock heraus, den er vorher sorgfältig prüfte, ob man nicht Narben hineingeschnitten habe und begann dann das „Überhören". Der Aufgerufene mußte sein Pensum hersagen und während er dies that, bemühte sich Völcker, ihm das Ende seines Haselstöckchens in das Nasenloch zu bohren. Wehe dem, der nicht still gehalten hätte! Mit diesem Über=

hören, dessen Resultate der Primus in einem Büchlein zu verzeichnen hatte, wurden die Stunden begonnen. Für jede Stunde mußte man eine bestimmte Anzahl von Wörtern auswendig lernen. Die Strafen waren originell kombiniert. „Teurer Freund und Hausgenosse Soyd," sagte er zu dem Sohne eines Advokaten, der mit ihm in demselben Hause wohnte, „jetzt guck einmal an, was du für ein Schlingel bist! Da füttert dich dein Vater jahraus, jahrein recht gut, wie ich aus eigener Erfahrung weiß; morgens bekommst du sogar Butterbrot mit Zwetschenhonig darauf, er zahlt für dich das teure Didaktrum, das er schwer verdient, indem er ein paar lumpigen Bauern, die prozessieren wollen, die Haut vom Leibe schindet — kurz, er thut für dich Nichtsnutz alles, was ein ehrbarer Vater nur thun kann und du — du hast deine griechischen Wörter schon wieder nicht gelernt! Ich kann dir nicht helfen — aber weil du's bist — willst du einen Buckel voll Schläge haben oder willst du eine Stunde ins Karzer gehen? Ich lasse dir die Wahl — mir ist's einerlei!" Da man für eine Stunde Karzer dem Pedellen drei Kreuzer bezahlen mußte, so wählten die Einheimischen, durch Erfahrung gewitzigt, meistens den Buckel voll Schläge; sie wußten wohl, daß sie, wenn sie zu Hause den notwendigen Karzergroschen verlangten, doch wenigstens eine Ohrfeige als Zugabe bekamen, die Fremden dagegen, welche ihr Taschengeld zur Verfügung hatten, wählten das Karzer.

Waren der Delinquenten zu viele, so wurde die Abprügelung systematisch vorgenommen. Die Straffälligen wurden rittlings auf eine Bank in gehöriger Entfernung von einander gesetzt, jeder erhielt einen Haselstock und mußte damit auf seinen Vordermann losschlagen, während Völcker, beständig hustend, den Rücken des letzten bearbeitete und zugleich scharfe Aufsicht darüber hielt, daß jeder prügelnde Vormann seine Pflicht thue. Gewöhnlich kam nach einer solchen Exekution ein Anfall von Bluthusten — Völcker warf den Stock weg, packte den Auswurf mit einem Papier zusammen und schlurrte mit dem Ausrufe: „Jetzt muß ich zum Medizinalrat Balser!" zur Thüre hinaus, während in dem Saale die Prügelei, jetzt zum eigenen Vergnügen, intensiv fortgesetzt wurde. Prügel und Karzer, Karzer und Prügel — über dieses gingen die Begriffe eines Mannes nicht hinaus, der später, als er krankheitshalber pensioniert wurde, eine Privatanstalt gründete, in welcher nicht mehr geprügelt wurde. Ich weiß nicht, ob diese Änderung der pädagogischen Prinzipien auf der richtigen Einsicht beruhte, daß die Privatschüler bei Fortsetzung des Systemes nicht lange stand halten würden —

aber so viel ist sicher, daß Völcker, nachdem er als Todeskandidat mit vollem Gehalt pensioniert worden war, sichtlich der Heilung entgegenschritt, und noch lange Jahre einem blühenden Privatinstitut vorstand, in welchem weder geprügelt noch eingesperrt wurde.

„Glaukopis Athene!“ Als Schliemann mit seinen eulenköpfigen Göttinnen aus Troja auftauchte, an welche anfangs kein Mensch und namentlich die hartgesottenen Philologen am wenigsten glauben wollten, kam mir Völcker wieder lebhaft in das Gedächtnis, denn mit ihm hatten wir in Sekunda den Homer „aus dem ff“ behandelt. Die „glaukopis Athene“ hatte uns viel zu schaffen gemacht. Die Wörterbücher gaben widersprechende Deutungen. „Braunäugig,“ sagte Völcker, „kann es nicht sein, denn mit nur geringen Ausnahmen hatten alle Griechen nebst ihren Göttern und Göttinnen braune Augen. Blauäugig ist es auch nicht, denn dafür hat man ein anderes Wort und grauäugig wäre despektierlich für die Göttin der Weisheit. Es war also eine besondere Farbe. „Wißt ihr was, ihr Jungen? Schreibt immerhin glau-äugig; das drückt es am besten aus! Da weiß man doch gleich, woran man ist und wenn's einer nicht versteht, so sieht man sofort, daß er ein ungebildeter Mensch ist, der kein Griechisch gelernt hat.“ — Das Siegel des Hellenentums war so mit dem Worte „glau-äugig“ uns auf die Stirne gedrückt, und wir waren nicht wenig stolz auf diese Auszeichnung vor den Stadtschülern, die kein Griechisch lernten und demnach auch den Ausdruck nicht verstehen konnten.

Als „glauäugig“ in schönster Blüte stand, ging ich eines Sonntags mit dem Onkel Paul Follenius auf die Jagd. Der Gewohnheit gemäß war die Verabredung getroffen worden, daß nur in Hexametern gesprochen werden dürfe. Wir wandelten unseres Weges, lebhaft Verse schmiedend und Silben zählend, als ich dem Onkel den in Bereitschaft gehaltenen Hexameter entgegenwarf:

„Was doch hast du gesagt, glauäugiger Jünger der Themis?“

Der Onkel maß mich erstaunt vom Kopf bis zu den Füßen und antwortete:

„Wiederhole das Wort? Glauäugig? Schlage der Donnrer
Mich in den Orkus hinab, wenn je das Wort ich gehöret!“

Es gab Rede und Gegenrede, bis der Onkel begriffen hatte, wie ich zu dem Worte gekommen. Aber nun fiel er vor Zorn und Ingrimm aus den Hexametern heraus, zu meiner großen Freude, da ich einen

reichen Gewinn an Strafgeldern einstrich und schimpfte nach Herzenslust. „Diese Pedanten! Diese Sprachschänder! Mit Ruten sollte man sie aus der Schule peitschen!“ Ein Hase ging auf; er schoß ihn auf fünfzehn Schritte zu Kochstücken. „Lese die Stücke auf,“ sagte er zu dem uns begleitenden Jagdläufer, „und bring sie dem hustenden Kamel von Dr. Völcker, der mir gegenüber wohnt, und sag ihm ein schönes Kompliment von mir und er möge sich einen glauäugigen Pfeffer davon kochen lassen, aber mit viel Arsenik und Rattengift daran, damit er sich seine glauäugige Seele aus dem Halse husten könne!“ — Der Himmel mag wissen, was der Jagdhüter dem Dr. Völcker bei Ausrichtung der Botschaft gesagt haben mag, aber so viel ist sicher, daß die beiden Nachbarn hart an einander gerieten und einige Tage darauf in der Stadt das Gerücht ging, der Hofgerichtsadvokat Follenius habe den Dr. Völcker mit einem Hasenpfeffer vergiften wollen und sein Neffe, des Professors Karl, habe dabei eine böse Rolle gespielt.

Ich erinnere mich weniger klar eines langen, hageren, in einen bis zu den Füßen reichenden Rock, einen sogenannten „Schmuser,“ gekleideten Lehrers, der Curtmann hieß und später ein leuchtender Stern in der Pädagogik gewesen sein soll. Dunkel schweben mir ein Paar entsetzlich langer, dürrer und klappernder Knochenhände vor, die er dem armen Sünder mit fabelhafter Geschwindigkeit vorwärts und rückwärts in das Gesicht schleuderte, wenn derselbe unverdauliche arithmetische Probleme nicht gelöst hatte, unter welchen namentlich Zahlenreihen nach anderen Systemen, als dem Dezimalsystem, eine vorragende Rolle spielten. Er wurde nach kurzer Zeit an eine andere Schulanstalt versetzt, was uns alle zu unbedingten Anhängern der Regierung machte, die unserem Dafürhalten nach keinen gescheiteren Streich hätte machen können.

Ein unglückliches Opfer unseres Mutwillens war ein herzensguter, aber nur zu schwacher Hilfslehrer Namens Koch, der „Pörser“ genannt, wegen seiner Aussprache des Wortes „Perser“. Der Unglückliche trug eine Perrücke und eine Brille, schielte entsetzlich, hatte krumme Beine und seiner Sprache galten die Worte Hampelmanns zu seiner Frau: „Du mit deim reine Kasselener Deitsch uff a Hanauer gäle Rüb' gepropрt!“ Er gab Geschichte, etwas Deutsch und in Prima eine Stunde wöchentlich Physik — war also sowohl von den übrigen Lehrern, wie von den mit klassischem Hochmute angefüllten Schülern nur als ein höchst untergeordnetes Wesen angesehen und demgemäß auch behandelt. Als einzige physikalische Apparate hatte er eine elektrische Pistole und ein „unsicht-

bares Mädchen", und man kann sich denken, daß die Physikstunde eine Erholung für uns und eine Höllenqual für den armen Pörser war. Wir angelten seine Perrücke mit feinen Fischhaken, die mittels dünner Seidenfäden über kleine, an der Decke angebrachte Rollen gezogen waren und ihm auf den Kopf heruntergelassen wurden in dem Augenblicke, wo er darunter durchging; wir verdrehten die Elektrisiermaschine, riefen unanständiges Zeug in das unsichtbare Mädchen, und der arme Dulder mußte alles über sich ergehen lassen, denn er hatte nur eine sehr geringe Strafgewalt, die er obendrein zu benutzen den Mut nicht hatte. Im Jahre 1848 warf sich der Pörser in die revolutionäre Bewegung aus reiner Begeisterung und hielt tönende Reden voll blühenden Unsinns, die aber vielen Anklang fanden, da sie aus vollem Herzen kamen. Als die Nachricht von Robert Blum's Erschießung in Wien nach Gießen kam, beschlossen die demokratischen Vereine, eine „Blums-Eiche" auf den sogenannten Trieb zu pflanzen, einem steinigen Plateau, an dessen Abhängen Liebig später mißlungene Agrikulturversuche machte. Man zog mit wehenden Fahnen und klingender Musik hinaus und der Pörser sollte die Festrede halten. Unterdessen hatte man sich aber besonnen, daß Eichen auf dem Trieb nicht fortkommen könnten und hatte deshalb eine Linde gewählt. Der Pörser hielt eine patriotische Rede, die vielen die Thränen in die Augen lockte, und schloß dieselbe mit dem Ausrufe: „Möge diese Linde zur starken deutschen Eiche erwachsen!"

Unter der ganzen Lehrergesellschaft war nur ein einziger, vor dem wir alle Respekt hatten, in dessen Stunden nie etwas Ungehöriges vorfiel und der dennoch fast niemals weder strafte, noch Strafreden hielt. Dies war Dr. W. Soldan, der Verfasser der „Hexenprozesse". Wenn er mit seiner tiefen Baßstimme in ruhigem Tone gesagt hatte: „Setzt euch! Wir wollen anfangen!" so konnte man eine Fliege in dem Zimmer summen hören. Ich bin ein einzigesmal von ihm gestraft worden. Wir waren in den Wald nach Schillervögeln gelaufen und hattendie S tunde versäumt. Zu meiner Entschuldigung brachte ich ein Zeugnis vor, dessen Schrift ich am Fenster von früheren Zeugnissen meines Vaters durchgepaust hatte. „Hat das dein Vater geschrieben?" fragte Soldan ruhig. Ich wagte nicht Ja zu sagen. „Es ist gut," sagte Soldan, indem er den Zettel in die Tasche steckte. „Ich werde weiter mit dir reden. Fahren wir fort!" Die Sache wurde durch eine Unterredung mit meinem Vater bald ins Klare gestellt. Ich erhielt zwei Sonntage Karzer bei Wasser und Brot, die ich absaß, ohne zu mucksen. Es wurde kein Wort mehr

über die Sache verloren; Soldan sagte nur: „Das hättest du nicht thun sollen. Es thäte mir leid um dich, wenn du auf diesem Wege fortfahren solltest!“ Diese paar Worte machten mehr Eindruck auf mich, als einige Dutzend Polterreden der anderen Lehrer. Ein durch und durch ehrenhafter und freisinniger Mann, wurde Soldan sichtlich zurückgesetzt von den Behörden und als ich nach Gießen als Professor kam, fand ich ihn nicht an der Spitze des Gymnasiums, an die er vor allen anderen gehört hätte. Er hielt sich politisch etwas mehr nach rechts und wurde bei der Landtagswahl im Jahre 1850 als konstitutioneller Kandidat mir gegenüber gestellt, zog aber den Kürzeren, da er jetzt von derselben Regierung begünstigt wurde, die ihn sein ganzes Leben lang zurückgesetzt hatte. Später, in der Reaktionszeit, wurde er von oben herab auf's neue ebenso angefeindet, wie früher.

So verstrich die Gymnasialzeit, an die ich nicht ohne einige Bitterkeit zurückdenken kann. Latein und Griechisch hatten wir gelernt, philologisch gelernt — sonst absolut nichts. Wir übersetzten und beherrschten die landläufigen Schwierigkeiten der beiden alten Sprachen, aber die Schriftsteller waren uns in den Tod verhaßt und mit Ausnahme eines einzigen meiner Mitschüler, der später Philologe wurde, habe ich nicht Einen gekannt, der nicht unmittelbar nach dem Maturitätsexamen seine sämtlichen Klassiker zum Antiquar auf Nimmerwiedersehn getragen hätte. Von Geschichte kannten wir einige Daten aus dem kleinen Bredow; in der Mathematik waren wir bis zur Regel de tri vorgedrungen; wer nicht zu Hause, durch Eltern oder Bekannte, mit den deutschen Klassikern vertraut geworden war, hätte aus der Schule nicht wissen können, daß es einen Lessing und Wieland, einen Schiller oder Goethe gegeben hatte. So kamen wir zur Universität — was wir wußten, beeilten wir uns, mit dem Maturitätsexamen über Bord zu werfen. Das hatte wenigstens das Gute, daß für die neuen Kenntnisse, die wir erwerben sollten, unausgefüllter Platz in Menge vorhanden war in unseren Gehirnen.

Dieses Gute bin ich weit entfernt, zu unterschätzen. Wenn wir auch so weit gebracht worden waren, um etwa hundert Verse von Homer oder einen Akt von Sophokles' Antigone (mehr in einem ganzen Semester zu bewältigen, war nicht möglich) in ein schauderhaftes Deutsch zu übersetzen, so hatte doch diese ganze philologische Mechanik, in deren Tretrade wir uns abmühen mußten, der Geheimnisse nicht so viele, daß man sich nicht bald in dieselbe eingearbeitet hätte. Die weniger Begabten freilich schwitzten bis spät in die Nacht hinein; wer aber ein nur einigermaßen

gutes Gedächtnis hatte, konnte aus den Präparationen seiner fleißigen Mitschüler in einer Viertelstunde mehr Wissenschaft erwerben, als er während eines ganzen Tages in den Stunden nötig hatte. So blieb denn Zeit genug, sich außerhalb des Unterrichtes zu beschäftigen; im Freien im Sommer, in den Zimmern im Winter. Ich erinnere mich keines einzigen unter meinen Mitschülern, der sich nicht einer besonderen „Liebhaberei“ mit ebensoviel Eifer gewidmet hätte, als er dem aufgezwungenen Unterricht Unlust und selbst Widerwillen entgegentrug. Die einen betrieben, wie ich, Schmetterlingsfang und Raupenzucht; der machte eine Siegelsammlung (die Postmarken waren damals noch nicht erfunden), jener pappte und kleisterte, ein anderer zeichnete und kolorierte; viele lasen mit Übereifer, was ihnen nur irgend in die Hände kam, Gutes und Schlechtes durcheinander, „wie Mäusedreck und Coriander“, nach dem Ausdrucke des alten Naegele in Heidelberg. Dadurch war der selbständigen Initiative ausgiebige Bethätigung verschafft; man hatte einen Gegenstand, dem man sich mit Liebe widmete, die Konkurrenz mit gleichartigen Mitstrebern regte zum Nachdenken, zur Anspannung aller intellektuellen und mechanischen Fähigkeiten; man lernte sogar aus dem Umgange mit anderen Nutzen zu ziehen, welche nichts zu befehlen hatten, wie die Schulmeister des Gymnasiums, aber mit Rat und That an die Hand gehen konnten. Wenn ich in Gedanken die Reihen meiner damaligen Mitschüler sichte, deren späterer Lebenslauf mir bekannt wurde, so finde ich häufig, daß diese Liebhabereien bestimmend auf die Wahl ihres Berufes oder auf eine besondere Richtung in diesem Berufe einwirkten.

Ich habe von jener Zeit an Söhne, Neffen und zahlreiche Nachkommen entfernterer Verwandten die Gymnasien der verschiedensten Länder durchlaufen sehen, habe hie und da mich eingehender mit diesen Verhältnissen beschäftigen müssen und finde jetzt mehr und mehr, daß das Hauptübel unseres jetzigen öffentlichen wie privaten Unterrichtes darin wurzelt, daß der freien, selbstthätigen Initiative jeder Ausweg verschlossen wird, daß sie vor Unterricht und Überricht gar nicht mehr zur Entfaltung kommen kann. Der Lehrer, nicht nur in den Volksschulen, sondern auch in den Mittelschulen und selbst in den Universitäten, wo statt der gebundenen Marschroute der niederen Anstalten freie Bewegung gestattet ist, wird nach und nach notwendigerweise Schablonenmensch; er hält, wie die Theologen, seinen Unterricht für den allein seligmachenden, und um seine Notwendigkeit, seine Unentbehrlichkeit in allen Dingen jeder-

mann klar vor Augen zu legen, reißt er alle Wissenschaftszweige an sich, um sie den Schülern nach zuverlässigen Methoden einzupauken. Die unglücklichen Jungen! Sie können keinen Schmetterling mehr fangen, ohne daß der Lehrer mit dem genau zugemessenen Quantum von Naturgeschichte hinter ihnen stünde; sie brauchen sich nicht mehr an einem Pappkästchen den Kopf zu zerbrechen und zehn verunglückte Versuche zu machen, bis sie die richtige Konstruktion herausgefunden haben zum größten Nutzen für die Übung ihrer Verstandeskräfte; der Herr Lehrer trichtert es ihnen ein! Der Herr Lehrer, der Schulrat, das Ministerium in letzter Instanz bestimmen, wie viel von jedem einzelnen Wissenszweige dem jungen Menschen zugemessen, wie viel davon ihm bei jeder Prüfung abgezapft werden soll, und so hat man dann schließlich als Resultat „Schablonenmenschen mit Wurstköpfen“. Ich nenne sie „Wurstköpfe“, weil in diese Gehirngehäuse ein grausames Gehäcksel von allen möglichen Dingen mit Zwang hineingestopft ist, wie in eine regelrechte, mit der Maschine gefertigte Wurst, wo jeder Fettwürfel, jedes Fleischstückchen seine genau bemessene Größe hat, jedes Gewürz sein bestimmtes Gewicht, einerlei, ob die Mägen, welchen das Gericht vorgesetzt wird, auch gleiche Verdauungskraft besitzen.

Und bei solcher Unterrichts- und Erziehungsmethode, die jeden Keim von Selbständigkeit erstickt, sollen Charaktere gebildet werden! Verstehe das, wer kann! Sagte nicht der Dichter:

„Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Lauf der Welt!“

Wir haben das alles geändert, wie Diafoirus in dem „Malade imaginaire“ von Molière; unsere heutigen Charaktere bilden sich in der Schule, durch die Schule aus, und wenn man bisher glauben konnte, ein Mensch von Charakter sei ein Individuum, welches eigenen Impulsen folge, mit Beständigkeit, ja mit Halsstarrigkeit ihnen folge, so wird man künftig einen Charakter einen solchen nennen müssen, der stets nur den von außen ihm zukommenden Anregungen gehorcht, die in der Schule von dem Lehrer, in dem späteren Leben von der zuständigen oberen Behörde ausgehen.

„Lerne nur, was dir beschieden,
Brauche nur, was du gelernt!“

Universitätszeit.

Die Universitätszeit in Gießen. Erste Flucht.

Für die meisten Gießener Gymnasiasten, namentlich aber für uns, die in der Musenstadt geboren und erzogen waren, hatte das Studentenleben weder den Reiz des Geheimnisses, noch den der Neuheit. Man war schon, wenn auch nur indirekt, in die sämtlichen Begebenheiten der Studentenwelt verwickelt; man wußte, ob man in die als Korps existierende Burschenschaft, ob und in welches Korps man eintreten oder ob man „Kamel" bleiben werde; man hatte nicht mehr nötig, den Bier-Komment oder das Fechten mit dem Schläger und krummen Säbel zu lernen; man kannte alle Vorzüge und Schwächen der Herren Professoren, Pedellen und „Schnurren" bis auf das Kleinste und war auch mit den einzelnen „Florbesen" bekannt, welche entweder die Bälle, Landpartieen und Schlittenfahrten im allgemeinen verschönerten oder infolge zärterer, bald öffentlicher, bald mehr geheimer Verhältnisse nur einzelnen Korps und Verbindungen mit aller Energie der Liebe und des Hasses, deren das weibliche Herz fähig ist, zugeschworen hatten. Indessen spielte, wie ich gleich bemerken will, das weibliche Element nur eine sehr untergeordnete Rolle in dem Studentenleben in Gießen. Gewiß die Hälfte der Studierenden, die sogenannten „Kümmeltürken", eingeborene Darmhessen und Nassauer, kamen schon verlobt auf die Universität oder verlobten sich während der ersten Ferien, die sie bei einem Freunde auf dem Lande zubrachten, mit dessen Schwester oder Bäschen in der angenehmen Hoffnung, nach zehn- bis zwölfjährigem Brautstande die Geliebte heimführen zu können, die unterdessen einem erloschenen Vulkan ähnlich

geworden war; gar manche verlobten sich auch auf der Universität, wo die verschiedenen Beamten, Richter und Professoren immer eine reiche Fülle von Töchtern auf Lager hatten, welche die ihnen zugesagten „Syrupe“ (so nannte man die Süßholzraspeler und Courmacher) in Zucht und Ordnung hielten; die Burschenschaft hatte sogar einen Keuschheitsparagraphen in ihren Statuten, auf dessen unverbrüchliche Haltung ich freilich nicht schwören möchte. Auch manche Einzelfälle kamen vor, die des Mantels der christlichen Liebe zur Deckung bedurften, aber im Ganzen, ich wiederhole es, spielte das weibliche Element in dem Studentenleben nur eine höchst untergeordnete Stelle und stand dem Fechtboden, der Mensur, der Kneipe und sogar dem Hörsaale weit nach.

Als ich im Herbste 1833 die Universität als Studiosus medicinae bezog, bestand dieselbe, außer den gewöhnlichen Fakultäten, noch aus einer katholisch-theologischen. Innerhalb der philosophischen Fakultät fanden sich zwei mehr abgesonderte Clans, die Chemiker, die bei Liebig im Laboratorium arbeiteten und die Studierenden der Forstwissenschaft, die sogenannten „Forstpolaken“ unter Hundeshagens und Hegers Leitung, die sich durch grüne Fräcke mit breiten Schößen und Schnurrbärte unterschieden. Die Forstpolaken waren den übrigen Studenten im Pauken, Kneipen u. s. w. vollkommen gleich und in die verschiedenen Verbindungen verteilt; die Chemiker, unter welchen viele Ausländer und ältere Leute, waren fast alle „Kamele“ und hielten sich abseit; die katholischen Theologen, welche allgemein „Kathologen“ genannt wurden, galten den übrigen Studenten als nicht ebenbürtig. Es war in der That, mit einigen geringen Ausnahmen, eine gemeine Bande; schmutzig, unwissend, roh, ohne das mindeste studentische Ehrgefühl, viehisch in Befriedigung ihrer Lüste und niederen Begierden. Es war, als müßten sie die paar Jahre der studentischen Freiheit benützen, um alle Becher bis auf die Hefe zu leeren und für ein ganzes, unter der Zuchtrute des Bischofs von Mainz zu verbringendes Leben einen größt-möglichen Liederlichkeitsvorrat einzuheimsen. Wie gesagt, es gab einige Ausnahmen, die mit Mühe in die übrigen studentischen Kreise eingedrungen waren, wo die protestantischen Theologen ohne weiteres aufgenommen wurden; aber ich bin fast sicher, daß Professoren, wie Studenten und Bürgerschaft von Gießen es nicht beklagten, als in späteren Jahren Bischof Ketteler die Fakultät ruinierte und zu einem unter seiner unmittelbaren Leitung stehenden Seminar in Mainz umwandelte. Daß bei dieser Abneigung gegen die „Kathologen“ konfessionelle Gegensätze mitgewirkt hätten, muß ich entschieden in Abrede

stellen; von solchen war überhaupt, mit Ausnahme der westfälischen Clique, nirgends im ganzen Lande und am wenigsten auf der Universität das Geringste zu spüren, und gerade die katholischen Rheinländer hielten sich die Kathologen mit größter Entschiedenheit vom Leibe. Der Ton der Gießener Studentenschaft war nichts weniger als fein, oft sogar rüpelhaft — aber das Gemeine stieß man doch instinktmäßig zurück und dieses herrschte bei den Kathologen entschieden vor. Der Student trank viel Bier und besoff sich öfters — antwortete ja doch der „Schnurr“ Wagner meinem Vater, als dieser ihn fragte: „Was verstehen Sie denn eigentlich unter einem Studenten?“ mit den Worten: „Magnificenz! Ein Student ist ein junger Mensch, der sich meinetwegen zuweilen besäuft!“ — aber nur der Kathologe wälzte sich am hellen Tage besoffen in der Gasse.

Für mich war der Weg innerhalb der Studentenschaft von vorne herein vorgezeichnet. Mein Vater war das anerkannte Haupt der freisinnigen Partei in jeder Beziehung; in unserem Hause verkehrten verwandte und befreundete Studenten, welche einzig der Burschenschaft angehörten. Die politischen Verfolgungen als Nachhall der revolutionären Bestrebungen der dreißiger Jahre und des Frankfurter Attentats auf den Bundestag hatten begonnen unter der Führung des allgemein verhaßten Universitätsrichters Georgi. In unserem Hofe übten sich die Trümmer der Burschenschaft, welche als „Waffenverbindung“ sich zusammengefunden hatten, im Gebrauche des Schlägers und Säbels; in dem kleinen daran stoßenden Gärtchen wurde geturnt. Mein Vater und mein Onkel Paul Follenius waren Mitwisser des Frankfurter Attentats — ein netter Pole, Lubanski, der später als Arzt in Nizza starb und die Schildwache an der Konstabler-Wache niedergestoßen hatte, wurde den ganzen Tag vergebens erwartet bei Onkel Paul — er hatte versprochen, im Falle des Gelingens als Kurier mit Rothschilds Pferden nach Gießen zu reiten! Die politischen Gefangenen verlangten meinen Vater als Arzt; er vermittelte, trotz aller Vorsichtsmaßregeln von seiten Georgis die Korrespondenzen zwischen dem Gefängnis und der Außenwelt in einer Weise, die niemals den Verdacht auf ihn lenkte. Da die Burschenschaft nur als Korps existieren konnte, so wurde sie im Sommer 1833 als Palatia aufgethan — Schwarz-rot-gold war verpönt, das Schwarz wurde also durch ein dunkles Olivengrün ersetzt. Ich trat also in die Palatia ein, die scharf paukte und einige der ausgezeichnetsten Schläger Gießens zu ihren Mitgliedern zählte. Infolge des Korpsskandals mit dem Corps „Hassia“ bei Gelegenheit der Aufrichtung der Palatia im Sommer hatten wir alle

Hände voll zu thun und da wir besonders scharf von dem Universitätsrichter überwacht wurden, so hatten wir alle Not, den „Schnurren“ zu entgehen. Mein Vater kümmerte sich sehr wenig um diese Duellgeschichten; da er stets sehr früh aufstand, so überraschte er mich meistens, wenn ich beim Tagesgrauen aus dem Hause schlich. Er klopfte dann an sein Fensterchen und sagte lächelnd: „Komme mit heiler Haut wieder und laßt euch nicht erwischen!“

Wenn ich jetzt in gereifteren Jahren über diese Paukereien, die sich fast regelmäßig an Mittwochen und Sonntagen in der Frühe wiederholten, kalten Blutes nachdenke, so kann ich mich eines Lächelns nicht erwehren. Es gehörte wahrhaftig kein besonderer Mut dazu, sich in einer wahren Panzerkleidung einem ebenso eingemummten Gegner gegenüberzustellen, um nach allen Regeln der Faust mit einer ziemlich ungefährlichen Waffe um einen Schnitt in die Haut sich abzumühen. Den Kopf deckte eine runde Mütze aus drei Lagen Tuch mit einem kleinen Schirme; der „Kappenrat“ Ferber, dessen Sohn längere Zeit unser Senior war, stand in dem Rufe, die besten „Kappen“ in kommentmäßiger Weise zu fertigen. Der Hals war durch eine sechs Zoll hohe, undurchdringliche Krawatte geschützt; die Achselhöhle durch ein wattiertes Kissen; der Arm durch einen „Stulpen“, aus unzähligen, nicht zu durchhauenden Lagen von Seidenzeug gefertigt; der Schläger hatte einen weiten Korb, der die Hand deckte, während um das Handgelenk noch mehrfache Binden geschlungen waren; der Leib war bis zu den Knieen herunter mit einer sogenannten „Paukhose“ umschnallt, einem wulstigen Lederpolster, das nicht nur hieb-, sondern auch schußfest schien. Die linke Hand wurde meist zurückgebunden und so stand man, steif wie ein Ölgötze, kaum fähig, einen Schritt zu machen, aber fast überall wohlgedeckt auf der Mensur, nachdem die Sekundanten genau untersucht hatten, ob alles nach den Regeln angelegt sei. Da ich einen sehr kurzen Hals habe (Robert Blum meinte einmal, wenn ich dem Galgen entgehe, so sei es nur, weil man mir keinen Strick anlegen könne), so brauchte ich mir nur Halskrawatte und Paukhose etwas lose umschnallen zu lassen, um dann mit einer Rückbewegung so hineinzuschlupfen, daß nur zwei etwa drei Finger breite Zonen, eine am Gesichte und eine quer über die Brust übrig blieben, wo ich verwundbar war. Auch bin ich, wie mein Vater es wünschte, aus nicht seltenen Paukereien mit heiler Haut hervorgegangen; nur einmal flog mir beim Sekundieren, die abspringende Klingenspitze eines Schlägers unter dem Arme durch und ritzte die Haut nur leicht.

Meine erste Paukerei steht mir noch lebhaft in der Erinnerung. Ein älterer Korpsbursche hatte mich in der letzten Zeit meines Gymnasialstudiums, wo ich noch nicht satisfaktionsfähig war (wir paukten uns mit scharf geschliffenen Rappieren und ohne Paukapparat unter uns in weit gefährlicherer Weise, als die Studenten) bei einer Landpartie beleidigt und ich hatte ihn unmittelbar, nachdem wir bei dem Rektor das Handgelöbnis abgelegt hatten, wobei uns der alte Nebel eine schöne lateinische Rede hielt, fordern lassen. Man hatte uns eben auf die Mensur gestellt und uns die Schläger in die Hand gegeben, als die wachhabenden Füchse den Ruf erschallen ließen: „Der Schnurr kommt!“ Im Nu war eine Fallthür im Saale des Bauernwirtshauses, wo die Geschichte vor sich gehen sollte, aufgezogen; wir wurden hinabgestoßen, unsere Kleider uns nachgeworfen, die Fallthüre geschlossen und ein Tisch darauf gestellt, an welchem unsere Begleiter zu kneipen anfingen. Der Keller war fast gänzlich mit Kartoffeln angefüllt und als unsere Augen sich endlich an die ägyptische Finsternis gewöhnt hatten, saßen wir gebückt, Knie an Knie, auf den Kartoffeln einander gegenüber, den blanken Schläger in der Faust, ohne uns in dem engen Raume rühren zu können. „Comment suspendu!“ flüsterte nach einiger Zeit mein Gegenüber. „Ich weiß eigentlich nicht, warum wir uns pauken — aber das ist einerlei! Wenn wir abgefaßt werden, bekommen Sie eine Woche oder vierzehn Tage Karzer, das kann Ihnen nichts schaden. Ich habe aber schon das Consilium abeundi unterschreiben müssen und werde relegiert, wenn's auf mich herauskommt. Wollen Sie mir den Gefallen thun und mich dann vor dem Universitätsgericht verleugnen und sagen, Sie hätten sich mit meinem Sekundanten, dem langen Christian, gepaukt? Er will's auf sich nehmen und alle andern wissen's auch! Einverstanden?“ „Gewiß,“ antwortete ich. „Wenn aber die Herren vom Gericht auf Ehrenwort fragen?“ — „Donnerwetter,“ sagte mein Gegner, „daran habe ich nicht gedacht! Einen falschen Eid kann man schon schwören, aber das Ehrenwort brechen! Nein, das geht nicht! Da muß ich mich schon relegieren lassen und nach Amerika auswandern, denn mit dem Studieren ist es dann aus! Mein Alter hat es so schon satt!“ Er versank in düsteres Schweigen. „Nun,“ sagte ich tröstend, „so schlimm wird's nicht kommen und wenn die Herren mir das Ehrenwort abverlangen, so gebe ich es einfach nicht!“ — „Wirklich,“ sagte er tief aufatmend, „auch wenn man Sie in das Karzer steckt?“ — „Auch dann nicht!“ — „So bleibt es dabei! Danke!“

Nach etwa einer Stunde zog man uns wieder aus dem Keller

heraus, steif, daß wir uns kaum bewegen konnten. Wir hatten unterdessen leise miteinander geplaudert und wäre der lächerliche, hochmütige Stolz nicht gewesen, so würden wir die Schläger hingeworfen und uns die Hände gereicht haben, denn wir waren nachgerade ganz gute Freunde geworden. Mein Gegner hatte das schon unten im Keller gesagt. „Mir kann's nichts machen," sagte er; „ich habe mich schon xmal gepaukt — aber Sie sind Fuchs, Sie müssen losgehen!"

Mein Gegner war ein guter Schläger, der als Theologe besonders auf Deckung seines Gesichtes bedacht war. Ich wurde hitzig und im dritten oder vierten Gange erhielt ich eine tiefe Terz in die Seite, die das Hemd aufriß. Mein Sekundant war einer meiner liebsten Freunde, später jahrelang mein Hausgenosse in Genf, Walloth von Darmstadt. „Höre," flüsterte ich ihm zu, als die Sekundanten konstatiert hatten, daß die Haut unverletzt sei, „ich habe einen wütenden Schmiß auf dem Rücken. Der lange Christian hat das nicht gesehen!" — „Brennt's?" fragte Walloth leise. — „Wie Feuer?" — „Dann war der Schmiß flach und die Klinge hat sich übergebogen! Jetzt gieb besser acht!" Der Schmerz machte mich zornig, und in dem Augenblick, wo „Los!" kommandiert wurde, sprang ich auf meinen Gegner ein, hieb ihm die Parade durch und auf den Kopf, daß die Mütze davon flog; sein Sekundant, der einsprang, erhielt einen zweiten Hieb auf den Arm, daß ihm das Rapier entfiel, und als ich zu einem dritten Hiebe ausholte, ließ Walloth sein Rapier fallen und packte meinen Arm mit beiden Händen, rufend: „Bist du denn geradezu des Teufels? Er ist ja angeschissen!" Als wir dann alle zusammen, Hessen und Palatier, nach Hause gingen, hielt Walloth mir eine lange Rede über mein kommentwidriges Betragen; wie er sich schämen müsse, mich eingepaukt zu haben, wenn ich künftig so „klobig" dreinhauen wolle wie ein Holzhacker; das sei nicht die Tradition der Waffenverbindung, welcher er noch angehört habe; er müsse die Herren Hessen bitten, mich damit zu entschuldigen, daß ich noch ein ganz grüner Fuchs sei, dem man erst Komment und Lebensart beibringen müsse." Auf diese Rede hin warf sich der lange Christian in die Brust und sagte: „Es sei allerdings nicht angemessen, trotz des „Halt!" des Sekundanten noch weiter mit Hochquarten fortzuwüten, indessen nehme er die Entschuldigung des Herrn Walloth mit Befriedigung entgegen, da sie ihm beweise, daß die Palatia den Komment in Ehren halte. Übrigens sei durch die Erklärung des Unparteiischen, daß „Anschiß" vorhanden, die Sache erledigt und er müsse konstatieren, daß bis zu diesem Punkte alles

in der besten Ordnung abgelaufen sei.“ Die Wunde meines Gegners war auf dem Kopfe, was ihn sehr zu befriedigen schien; ein paar Zoll tiefer, meinte er, hätte er den Pfarrer an den Nagel hängen können; so aber sehe die Schmarre kein Mensch, wenn er das Vaterunser auf der Kanzel bete. Er ist in der That wohlbestellter Pfarrer im Hessenlande geworden und erbaut vielleicht noch jetzt seine Gemeinde durch ehrbaren Wandel und gottselige Gedanken.

Im ersten Jahre machte ich alle zum Studentenleben auf deutschen Universitäten gehörende Dinge gründlich und eifrig mit, als da sind: Pauken, Kneipen, Renommieren, Krakehlen und Disputieren in angemessenem Tabaksqualm. Unser Corps bestand fast nur aus eingeborenen Darmhessen mit wenigen Fremden, und im ganzen waren wir brave Kerle, fröhlich ohne große Ausgelassenheit, harmlos unter uns, aber eckig gegen uns entgegenstehende Korps, in Gießen sowohl wie in dem benachbarten Marburg. Besonderes Vergnügen hatten wir am Rempeln mit den Offizieren eines in Wetzlar, drei Stunden von Gießen, stationierten preußischen Jägerbataillons. Von Zeit zu Zeit wurden zu Roß und Wagen „Suiten“ dorthin gemacht, die niemals ohne Händel abliefen und bald so unangenehm wurden, daß jedesmal beim Erscheinen einer Studentenpartie in den engen, holprigen und ausgestorbenen Straßen des altehrwürdigen Reichskammergerichtssitzes Offiziere und Soldaten konsigniert wurden, um Konflikte zu vermeiden. Die gegenseitige Abneigung zwischen Preußen und Hessen ging übrigens durch alle Schichten der Bevölkerung; das steife, eckige Wesen, der Schnarrton beim Sprechen waren uns ebenso gründlich zuwider, als ihnen unser ungebundenes Wesen und die geringe Verehrung, welche wir für des Königs Rock und das brandenburgische Herrscherhaus hatten.

Ich habe mein Universitätszeugnis vor mir liegen, das drei Bestrafungen aus dem Jahre 1834 verzeichnet: vierzehn Tage Karzer wegen Teilnahme an einer Schlägerei zwischen Studierenden und wegen Kartelltragens und einen strengen Verweis wegen Neckerei an einem Studierenden. Dagegen betont das Zeugnis, daß ich wegen Teilnahme an einer verbotenen Verbindung zwischen Studierenden nicht in Untersuchung gekommen sei; diese stehende Rubrik ist in dem Zeugnis lithographiert. Glaub's gerne! Das Zeugnis war vier Jahre nach meinem Abgang von Gießen ausgestellt, und ich war klüglich einer Untersuchung aus dem Wege gegangen.

Meine vierzehn Tage Karzer hatte ich glücklich abgesessen. Die

Karzer waren überfüllt; man hatte neue Gefängnisse auf der früheren Kaserne, die später zu Klinik und Bibliothek benutzt wurde, unter dem Dache einrichten lassen in Bodenkammern, welche wie die Gefängnisse unter den Bleidächern von Venedig, im Sommer eine unerträgliche Hitze zeigten. Dorthin hatte man etwa ein Dutzend Palatier gesperrt, um Reibereien mit den eigentlichen Korpsburschen zu verhüten, welche der ihnen gewogene Georgi in den kühlen Karzern der alten Universität unter Schloß und Riegel hielt. Wir hatten bald unseren Cerberus gewonnen — Bier und Wein flogen durch Fenster und Thüren herein, und wäre die Hitze nicht gewesen, so hätten wir nie vergnügtere Tage zugebracht!

Aber mit dem Herbste hatte ich ziemlich genug von diesem Treiben. Ich wurde mehr und mehr Kamel, wenn ich auch die Verbindung mit lieben Genossen nicht aufgab. Die Änderung ergab sich ganz von selbst.

Mein Vater hatte den Grundsatz, uns gewähren zu lassen nach unseren Neigungen. „Thut, was ihr wollt,“ sagte er, „nur thut es recht!“ Niemals hatte er nur ein Wort über die Studien gesagt, die wir machen wollten; er ließ uns ganz freie Wahl. Er hatte wohl gesehen, daß ich mehr Neigung zu Naturwissenschaften als zu anderen Zweigen hatte, die ich dadurch bethätigte, daß Schmetterlingsfangen, Raupenzüchten fast alle meine Nebenstunden ausfüllten; er ließ mich während der Gymnasialzeit umherschweifen in der Umgegend, so viel ich nur wollte, und erst als ich ihm nach abgelegter Maturitätsprüfung sagte, ich wolle Medizin studieren, antwortete er schmunzelnd: „Meinetwegen! Dann mußt du dich vor allen Dingen in Anatomie sattelfest machen. Das andere kommt später.“

So hörte ich denn im ersten Winter nur menschliche Anatomie bei Wilbrand, präparierte, wenn Leichen vorhanden waren, was nur selten vorkam, und folgte zugleich einem Privatissimum bei Prosektor Wernekinck über vergleichende Anatomie. Dieser, ein gemütlicher, dicker Mann, ausgezeichneter Violoncellspieler und trefflicher Präparator, hatte keinen großen Respekt vor den anatomischen Kenntnissen seines Vorgesetzten und besaß eine eigene Sammlung, welche er niemals seinem Chef zur Verfügung stellte. „Er versteht nichts davon,“ sagte er, „und zerbricht alles mit seinen ungeschickten Händen!“ Dieses Privatissimum hatte mich sehr interessiert; Wernekinck demonstrierte uns die damals landläufigen Wirbeltheorien und gab sich alle Mühe, uns in das Heiligtum der vergleichenden Anatomie an der Hand Cuviers und Meckels einzuführen. Es wurde ihm dies um so leichter, als nur drei Zuhörer dies Privatissimum be-

legt hatten: ein Nassauer Namens Kratz, ich und Georg Büchner, der Verfasser von „Dantons Tod“, der später in der Blüte seiner Jahre als Privatdozent der vergleichenden Anatomie in Zürich starb.

Offen gestanden, dieser Georg Büchner war uns nicht sympathisch. Er trug einen hohen Cylinderhut, der ihm immer tief unten im Nacken saß, machte beständig ein Gesicht wie eine Katze, wenn's donnert, hielt sich gänzlich abseits, verkehrte nur mit einem etwas verlotterten und verlumpten Genie, August Becker, gewöhnlich nur der „rote August“ genannt. Seine Zurückgezogenheit wurde für Hochmut ausgelegt, und da er offenbar mit politischen Umtrieben zu thun hatte, ein- oder zweimal auch revolutionäre Äußerungen hatte fallen lassen, so geschah es nicht selten, daß man abends, von der Kneipe kommend, vor seiner Wohnung still hielt und ihm ein ironisches Vivat brachte: „Der Erhalter des europäischen Gleichgewichtes, der Abschaffer des Sklavenhandels, Georg Büchner, er lebe hoch!“ — Er that, als höre er das Gejohle nicht, obgleich seine Lampe brannte und zeigte, daß er zu Hause sei. In Wernekincks Privatissimum war er sehr eifrig und seine Diskussionen mit dem Professor zeigten uns beiden andern bald, daß er gründliche Kenntnisse besitze, welche uns Respekt einflößten. Zu einer Annäherung kam es aber nicht; sein schroffes, in sich abgeschlossenes Wesen stieß uns immer wieder ab.

Im Sommer 1834 hörte ich bei Wilbrand Botanik und Physiologie und bei Liebig, der damals noch einfacher Professor und nicht Freiherr war, Experimental-Chemie. In der Botanik gab mir Wilbrand das Zeugnis: Fleißig und aufmerksam — in der Physiologie nur: fleißig. Man lernte in der That bei Wilbrand das Linnésche System recht gründlich, bekam auch viele Pflanzen zu sehen, die er haufenweise aus dem botanischen Garten herbeischleppen ließ und ebenso waren die Exkursionen in der Umgegend, die allwöchentlich gemacht wurden, ganz lehrreich, wenn auch Wilbrand, der immer sein Handbuch in einem Lederfutterale mit sich schleppte, mit einigen Pflanzenfamilien auf gespanntem Fuße stand. Er lief immer wie ein Windhund voraus und im Doppelschritte an den Orten vorbei, wo unser Herrgott den Arm herausstreckte — manchmal kam es freilich vor, daß er seine Kompagnie verlor, die an heißen Tagen links schwankte, um den Durst zu löschen. So erinnere ich mich eines heißen Julitages, wo wir auf staubiger Chaussee nach dem sogenannten Hangelsteine rannten, einer kleinen Basaltgruppe im Norden Gießens, an welcher einige sonst seltene Orchideen vorkamen. Plötzlich ertönte aus einem am Wege liegenden Wirtshause die Stimme des Wurstrates Möhl:

„Karl! Karl! Komm herein! Ein delikater Apfelwein!“ Die Kolonne hielt an, Wilbrand rannte weiter. „Kommen Sie alle herein, meine Herren,“ rief der fröhliche Wurstrat, „ein kühler Trunk kann nichts schaden bei der Hitze!“ War es ein Wunder, daß die ganze Kolonne der freundlichen Einladung folgte? Kaum stießen wir mit den schon halb geleerten Schoppen auf das Wohl des Wurstrates an, so erschien Wilbrand in der Thüre und drang, rot vor Zorn, mit scheltenden Worten auf den Wurstrat ein. Der aber ließ sich nicht aus der Fassung bringen. Er reckte seine mächtige Gestalt auf, grüßte freundlich und sagte lächelnd: „Nun, das ist schön von ihnen, Herr Geheimrat, daß Sie auch kommen. Lieschen, einen Schoppen für den Herrn Professor! Nicht wahr, bei der Hitze ist es gut, sich die Kehle anzufeuchten? Kommen Sie, Herr Geheimrat, setzen Sie sich einen Augenblick zu ihrem Kollegen Wurstrat, die Pflanzen auf dem Hangelstein laufen unterdessen nicht fort und auf die Teufelskanzel (so heißt eine dort befindliche Gruppe von Basaltsäulen) kommen Sie noch immer früh genug, um den Gelbschnäbeln da eine Vorlesung halten zu können!“

Für die Wilbrand’sche Physiologie war ich aber schon verdorben. Die magnetischen Pole mit dem Indifferenzpunkte packten nicht mehr; ich hatte zu viel von den Gesprächen gehört, die mein Vater mit älteren Studenten im Hause gepflogen hatte. Ich besuchte die Vorlesung zwar fleißig, aber aufmerksam konnte mich Wilbrand in der That nicht nennen!

Umsomehr zogen mich Liebigs Vorlesungen an. Dieser stand damals in der Blüte seiner Kraft und seines Eifers und man hörte ihm bei jedem Worte an, daß es ihm daran gelegen sei, uns gründlich zu belehren. Die Vorlesungen waren freilich keine Muster, weder was die Direktive, noch was die Ausführung der zahlreichen Experimente oder die Deduktion der Schlüsse und Folgerungen betraf. Liebig überhastete sich damals noch in allem; er ließ stets die Mittelglieder einer logischen Folgerung aus und sprang von dem Vordersatze gleich mit beiden Füßen in den Schlußsatz hinein. Bei den Versuchen vergriff er sich regelmäßig und ein Experiment gelang nur dann, wenn ihm die Assistenten links und rechts die Instrumente und Reagentien in die Hand gaben. So vortrefflich er im Laboratorium manipulierte, so schlecht gelang es ihm in der Vorlesung; aber trotz dieser Mängel faßte man Feuer für die Sache und ward hingerissen. „Meine Herren, hier in diesem Reagenzglase habe ich eine Flüssigkeit. Es ist eine Auflösung von essigsaurem Bleioxyd in Wasser. Sie könnten glauben, es sei Wasser — es sieht

ganz aus wie Wasser — aber ich könnte Ihnen beweisen, daß es eine Auflösung ist — einstweilen müssen Sie mir das auf's Wort glauben. Also, dieses Wasser, es ist eine Auflösung von essigsaurem Bleioxyd! — Hier, in diesem Gläschen, sehen Sie, eine gelbe Flüssigkeit! (Hält das Gläschen vor's Auge.) Richtig! Eine gelbe Flüssigkeit! Diese gelbe Flüssigkeit, sie ist eine Auflösung von chromsaurem Kali in Wasser." (Er stellt die beiden Gläser hin, geht an die Tafel und schreibt mit der Kreide)

Ac. — Pl O — Essigsaures Bleioxyd

Cr O — Ka O — Chromsaures Kali.

„Es ist einerlei, ob ich die Atomzahlen hinzusetze, das verstehen Sie noch nicht. Aber Sie verstehen, daß dieses essigsaures Bleioxyd und dieses chromsaures Kali ist. Nun, meine Herren, gieße ich die beiden Flüssigkeiten zusammen. (Er gießt sie zusammen, geht an die Tafel und macht einen Kreuzstrich.) Sie sehen, es geschieht eine Zersetzung. Die Essigsäure geht an das Kali und bildet essigsaures Kali, das im Wasser löslich und farblos ist; die Chromsäure geht an das Bleioxyd und bildet chromsaures Bleioxyd, das im Wasser unlöslich ist und einen schönen gelben Niederschlag bildet, der als Farbe, als Chromgelb, gebraucht wird." (Er schüttelt das Glas, geht, dasselbe beständig schüttelnd, an der vorderen Reihe der Studenten auf und ab, stets wiederholend: „Chromgelb! Ein schöner gelber Niederschlag! Sie sehen, meine Herren, Sie sehen!") Endlich hält er sich selbst das Glas vor das Auge. „Das heißt, Sie sehen nichts, denn der Versuch ist mißglückt!" (Er schmeißt wütend das Glas in eine Ecke.) Ettling, der Assistent, zuckt schweigend die Achseln und deutet auf ein Glas, das noch auf dem Tische steht, um den Studenten zu sagen: der Professor hat sich wieder einmal in seinem Eifer vergriffen.

Am Ende der ersten Woche kündigte Liebig an, daß er von nun an allwöchentlich am Samstag Nachmittage ein Examinatorium halten werde, zu welchem er alle einlade, die ernstliches Interesse an der Chemie nähmen. Beim ersten Examinatorium war der Hörsaal voll. Er examinierte sehr scharf, ging auf den Grund der Dinge ein und ließ diejenigen, welche nicht zu antworten wußten, mit offenen Mäulern sitzen. Beim zweiten Examinatorium waren außer denjenigen, die im Laboratorium arbeiteten, nur etwa 20 vorhanden; beim dritten erschienen die Laboranten nicht — wir waren fünf Mann! Liebig lächelte schlau und sagte: „Nun, die Spreu hat sich von dem Weizen getrennt! Wir werden das Examinatorium nicht weiter fortsetzen, meine Herren! Aber da ich sehe, daß

Sie ein ernsthaftes Interesse an der Wissenschaft nehmen, so lade ich Sie ein, in mein Laboratorium zu kommen. Sie sollen dort ihre Plätze haben. Wählen Sie sich nach Maßgabe ihrer anderen Vorlesungen die Wochentage und Stunden aus, wo Sie in dem Laboratorium arbeiten wollen. Mein Assistent, Herr Ettling, wird Ihnen die nötigen Instruktionen geben und Ihnen bei Ihren ersten Arbeiten behilflich sein."

So kam ich in das Laboratorium, das damals noch im ersten Aufblühen begriffen war. Es fanden sich dort nur wenige Schüler. Sell und Blanchet, vielleicht die ersten, welche bei Liebig länger gearbeitet hatten, waren eben abgezogen; unter den Kameraden, welche wir dort fanden, ist mir aus dem ersten Semester namentlich ein quecksilberiger Franzose, Demarçay, erinnerlich, der beständig einen ziemlich beschränkten Polen, dessen Namen ich vergessen habe, mit seinen in komisch gebrochenem Deutsch vorgebrachten Witzen verfolgte. Das Laboratorium bestand aus einem Arbeitssaale mit einer Säulenhalle in der Fronte, an dessen längs der Fenster angebrachten Tischen etwa zwölf Arbeiter notdürftig Platz fanden; in der Mitte war ein großer Ofen, auf und in welchem die Tiegel und Retorten geheizt werden konnten. Hinter dem Saale ein Zimmer, mit Vorräten und Gerätschaften vollgepfropft; hinter diesem ein zweites, wo der Apparat zum Glasblasen und die Ambosse zum Fertigen der Platintiegel, sowie die Wagen, aufgestellt waren. An den Gang, welcher zu diesen Zimmern führte, schloß sich das Arbeitskabinett Liebigs und vor demselben ein kleines Privatlaboratorium an, in welchem für zwei, höchstens drei Personen Raum war. Über den Laboratorien befand sich die räumlich sehr beschränkte Privatwohnung Liebig's.

Das war alles. Man heizte mit Kohlen; das Gas war damals noch unbekannt. Die Streichzündhölzchen ebenfalls; man hatte Feuerzeuge mit in rauchende Schwefelsäure getauchtem Asbest. Die heutigen „Bequemlichkeiten des Lebens" in den großen Laboratorien unserer Zeit waren noch nicht erfunden; man mußte sich seine Glasgerätschaften selbst blasen, die Korke schneiden und bohren, die Gummistücke zu Röhren zusammenlöten, die Platintiegel schmieden. Es wurde vielleicht manche Zeit dabei verloren; aber man lernte sich in die Verhältnisse schicken, mit wenigem sich behelfen und es dünkt mich, wenn ich heute die aus den großen Laboratorien hervorgehenden Chemiker sehe, wo man nur ein paar Hähne zu drehen braucht, um Gas und verdünnte Luft, warmes und kaltes Wasser zur Disposition zu haben, als hätten wir vor diesen

reich ausgestatteten und gewissermaßen im Wohlleben erzogenen Epigonen den Vorteil der Anstelligkeit voraus gehabt.

Für die Erwerbung aller manuellen Geschicklichkeiten sorgte Ettling, der Assistent, musterhaft. Er war schon in reiferen Jahren, früher Apotheker gewesen und hatte aus diesem Gewerbe eine fast peinlich pedantische Genauigkeit mitgebracht, die im größten Gegensatze zu dem kurschigen, stets vorwärts springenden Wesen Liebigs stand. Ein scharfer Verstand war mit einer Ruhe, Gelassenheit und Geduld gepaart, wie ich seither selten getroffen habe. Trotz der so verschiedenen Charaktere gingen die beiden vortrefflich zusammen; Liebig überließ die Anfänger ganz der Direktion Ettlings und wenn er zuweilen in ihre Arbeiten mit hastender Unruhe eingriff, so nahm Ettling eine Geduldsprise und klagte vielleicht später: „Der Professor verdirbt mir meine Laboranten.“ Ettlings Unterricht begann mit einer gründlichen Anleitung, ein Korkmesser recht scharf zu schleifen; dann wurde mit dem Schneiden und Bohren der Korke fortgefahren, um schließlich zu dem Biegen und Blasen des Glases vor dem Lötrohre überzugehen. Das Glasblasen war, neben der Guitarre, die er meisterhaft spielte, Ettlings Liebhaberei und Stärke; alle jene eleganten Apparate, welche unter dem Namen des Liebig'schen Kaliapparates bekannt sind, waren aus seinen kunstreichen Händen hervorgegangen. Wenn diese vorbereitenden Studien in zwei oder drei Nachmittagen beendet waren, so führte Ettling den Anfänger vor ein Repositorium, auf welchem eine mit den Buchstaben des Alphabets bezeichnete Reihe von Glasflaschen stand, gab ihm Rose's Anleitung zur qualitativen Analyse in die Hand und sagte: „So! Nun nehmen Sie aus dem A etwa so viel in ein Glas. Hier ist Ihr Platz, da finden Sie alles, was nötig ist zum Arbeiten und im Rose können Sie lesen, was Sie zu thun haben. Morgen sagen Sie mir dann, was in dem Glase ist!“

Da stand man nun, wie Butter an der Sonne! Wandte man sich an einen älteren Laboranten, so schüttelte dieser den Kopf und sagte höchstens: „Machen Sie's, wie es im Rose steht!“ Man half sich, so gut man konnte, machte Dummheiten über Dummheiten — am folgenden Tage fragte Ettling: „Nun?“ Man beichtete, er zeigte die Fehler, die man gemacht, wies die Punkte nach, wo man von dem rechten Wege abgewichen war und gab dann auf, die Sache zu wiederholen. So schlug man sich erbärmlich und manchmal fast verzweifelnd mit dem ersten Buchstaben herum; dann aber kam man durch eigenes Nachdenken und Grübeln in den Zug. Als das Sommersemester zu Ende war, hatte ich auch

meine 24 Gläser enträtselt und wußte nun, daß ich in der qualitativen Analyse meinen Mann stellen könne.

Ettling, sehr zufrieden, führte mich zu Liebig in dessen Kabinett und sagte: „Herr Professor, Herr Vogt ist mit dem Alphabet fertig. Ich glaube, er hat ein Platinmesser verdient.“ (Das Geschenk eines Taschenmessers mit einer Klinge von Platin zum Verdunsten von Flüssigkeiten und Lötrohrversuchen galt im Laboratorium etwa so hoch wie eine Ordensdekoration.) „Gewiß,“ sagte Liebig, holte ein Platinmesser aus einer Schublade und mir es übergebend, blickte er mich starr mit seinen großen, leuchtenden Augen an. „Sie müssen Chemiker werden! Ich werde mit Ihrem Vater reden! Sie verstehen?“

„Hm!“ sagte mein Vater, als ich ihm den Vorfall erzählte, „Liebig wird wieder einmal die Nacht nicht geschlafen haben! Immerhin! Es schadet dir nichts, wenn du Chemie tüchtig treibst! Im Gegenteile!“ Bald kam auch Liebig hastigen Schrittes heran und nach kurzer Unterredung waren die beiden einig, daß ich mit dem Herbste alle übrigen Vorlesungen und Studien an den Nagel hängen und nur im Laboratorium arbeiten solle, wo mir ein Platz offen stehe.

Es war ein frisches, fröhliches Treiben auf dem Seltersberge unter Ettlings und dann unter Liebigs Führung. Letzterer trieb unabläßig: „Sie haben filtriert? Sie haben den Niederschlag ausgewaschen? Noch nicht? Fangen Sie unterdessen eine andere Analyse an! Da hat mir Wernekinck Tachylith gegeben — er will wissen, ob wirklich Uran drin sei? Machen Sie sich gleich dahinter!“ — „Wenn das so fortgeht,“ sagte Ettling, „so müssen wir Herrn Vogt drei Plätze einräumen, damit er seine Gläser aufstellen kann!“ Aber unterdessen war Liebig schon damit beschäftigt, einem andern eine andere Aufgabe zu stellen.

Das Laboratorium füllte sich mehr und mehr. Nach einiger Zeit nahm Liebig mich in sein Privatlaboratorium hinüber, wo sein Privatassistent, der spätere Tübinger Professor A. Strecker, und zuerst der Engländer Turner, später E. Regnault arbeiteten. Turner, ein sehr bekannter Chemiker, war eine wandelnde Leiche. Er litt an schrecklicher Schlaflosigkeit, seine Verdauung war durch einen längeren Aufenthalt in Indien so ruiniert, daß er nur etwas Reis genießen konnte, den er in einer silbernen Dose mit sich führte und mit einem kleinen elfenbeinernen Löffelchen in den Mund steckte. Er saß oft gänzlich erschöpft, nur leise atmend, in einem Lehnstuhle vor seinen Gläsern und hatte kaum die Kraft, einen Niederschlag umzurühren. Wollte er etwas auf einer Filter auswaschen, so

mußte man für ihn die Spritzflasche handhaben. Nur wenn er über chemische Probleme sprach, belebte sich die Leiche ein wenig, um dann wieder in völlige Prostration zu versinken. Liebig behandelte ihn äußerst zuvorkommend; wir thaten ihm, was wir ihm von den Augen absehen konnten — aber es war doch ein unheimliches Gefühl, den ganzen Tag mit einem Manne zusammenzusein, auf dessen letzten Atemzug man stets gefaßt sein mußte.

Ganz anders war E. Regnault, der berühmte französische Physiker. Ein kleines, niedliches Bürschchen, blutjung aussehend, mit langen blonden Locken, von dem man hätte glauben sollen, er sei aus einem norddeutschen Gymnasium frisch gebacken zur Universität entsendet, während er doch schon die polytechnische und die Bergwerksschule in Paris durchlaufen hatte und eben auf seiner reglementarischen Fahrt durch Deutschland sich befand. Das schöne Gesicht, die großen blauen Augen, die feine, zierliche Gestalt nahmen ebenso für ihn ein wie ein heiter ernstes Wesen, das von der Unruhe seines Landsmannes Demarçay vorteilhaft abstach. Er kam mit einem Empfehlungsbriefe von Gay Lussac, den Liebig außerordentlich hoch hielt. Er wollte nur einige Tage bleiben; Liebig beredete ihn, einige Zeit zuzugeben, damit er sich mit den Methoden der organischen Analyse, die damals gerade im höchsten Schwange war, vertraut machen könne. Regnault blieb und als seine Zeit abgelaufen, seine Arbeiten aber noch nicht beendet waren, verschaffte ihm Liebigs Fürsprache eine Verlängerung seines Urlaubes. Wir wurden gute Freunde. Er hatte die Gewohnheit, beständig eine Locke seines Haares zu drehen, sobald er nur eine Hand frei hatte. So saß er vor seinem Verbrennungsapparate, das Spiel der Gasblasen beobachtend, die durch die Kalilösung durchbrodelten, hie und da eine Kohle auflegend und des Augenblickes harrend, wo er die Spitze des Verbrennungsrohres abkneipen müsse, und dabei drehte er beständig an der Locke. Als ich ihn zehn Jahre später in Paris in der Akademie sah, hatte er sich nicht im mindesten verändert und drehte noch immer seine Locke. Ja, fast dreißig Jahre später, als ihn der harte Schlag betroffen hatte, seinen prächtigen Sohn, den berühmten Maler, durch eine feindliche Kugel bei der Belagerung von Paris zu verlieren, als er, ein niedergebeugter Greis, dem Grabe zuwankte, hatte er die Gewohnheit nicht verloren und drehte die wenigen Worte, die er mühsam zusammenbringen konnte, gewissermaßen aus der gebleichten Locke heraus.

So angenehm das Arbeiten in Liebigs Privatlaboratorium war,

so hatte es auch seine unangenehmen Seiten. Jeder Besuch mußte durch das kleine Zimmer hindurchgehen und sobald drinnen die Stimmen etwas laut wurden, konnte man nicht umhin, alles zu hören. Zwei Vorfälle sind mir deshalb in lebhafter Erinnerung geblieben, weil sie von den Anschauungen Liebigs lebendiges Zeugnis ablegen.

Frau Liebig litt häufig an Migräne, welche die gute, liebe Frau fast zur Verzweiflung brachte. Mein Vater, der Liebig mit Erfolg wegen seiner Schlaflosigkeit behandelte, sowie die übrigen Ärzte Gießens hatten den ganzen Arzneischatz erschöpft, ohne ihr Leiden heben zu können. So warf sich denn Frau Liebig, zum Ärger ihres Gemahls, in die Arme der Homöopathie, die damals in Gießen einen ihrer bekanntesten Propheten in der Person eines Hofrates Rau hatte. Dieser hatte eines Tages an Liebig die Bitte gestellt, ihm chemisch reine Metalle in Pulverform präparieren zu lassen. Er finde, sagte er, bei Verabreichung seiner Kügelchen nicht immer die Wirkungen, welche Hahnemann in seinem Organon verzeichnet habe und müsse daher vermuten, daß die aus der Apotheke bezogenen Metalle nicht ganz chemisch rein seien. Liebig stellte mit der größten Liebenswürdigkeit seine Wissenschaft und sein Laboratorium zur Verfügung, Herr Rau möge nur die Liste der zu präparierenden Metalle geben. Wir stellten dieselben her. Nach einigen Monaten kam Herr Rau freudestrahlend und verschwand in Liebigs Kabinett. Wir hörten bald einen lebhaften Wortwechsel; die Thüre ging auf, Rau schoß aus dem Kabinett wie ein Pfeil, und Liebig erschien auf der Schwelle, aus vollem Halse lachend. Er hatte, was bei den aus Niederschlägen gewonnenen Metallen leicht war, sämtliche Etiketten verwechselt; Herr Rau hatte statt Gold Kupfer, statt Antimon Bismuth u. s. w. verabreicht und war nun gekommen, Liebig zu danken; er habe mit den chemisch reinen Metallen genau die von Hahnemann angegebenen Wirkungen erzielt!

Ein anderesmal kam ein großer, starker Mann mit seinem Sohne. Es war einer der Baumwollprinzen aus Mülhausen, und da er eine laut hallende Stimme besaß, so hörten wir jedes Wort. Er bitte Herrn Liebig, sagte er, seinen Sohn als Lehrling einzustellen. Derselbe solle in der Fabrik die Färberei übernehmen; ein anderer Sohn stehe an der Spitze der Weberei, ein anderer dirigiere die Spinnerei. Er bitte also Herrn Liebig, seinen Sohn in den Farben zu unterrichten. „Ich bin kein Färber,“ antwortete Liebig, „ich kann Ihren Sohn nicht brauchen! Nehmen Sie ihn nur wieder mit und thun Sie ihn in eine Färberei!“ Der Mann legte sich auf's Bitten; Liebig wiederholte heftig seine Weige-

rung. Als der Mann zu schluchzen anfing, hörten wir endlich, wie Liebig nachgab. „Ich dirigiere ein chemisches Laboratorium,“ sagte er, „und keine Färberei. Aber ich will Ihnen etwas sagen. Wenn Sie Ihren Jungen zwei Jahre hier lassen wollen, so will ich, wenn er anders Anlagen hat, einen tüchtigen Chemiker aus ihm machen. Aber er muß zwei Jahre bleiben und sich nur mit Chemie und nicht mit Farben beschäftigen. Davon soll er gar nichts hören. Aber wenn er dann nach Hause kommt, so wird er in vierzehn Tagen mehr von Farben verstehen als alle Ihre Färbermeister zusammengenommen. Sie verstehen?“ — Der Mann verstand und hatte es später nicht zu bereuen.

Wir wurden bald zu den Arbeiten unseres Meisters selbst zugegezogen, während er zugleich darauf drang, daß wir eigene Arbeiten machen sollten. „Nichts eifert die jungen Leute mehr an,“ sagte er, „als ihren Namen gedruckt zu sehen. Die Franzosen haben ein ganz verkehrtes System. Alles, was in einem Laboratorium in Paris oder in der Provinz gemacht wird, muß unter dem Namen des Professors in die Welt gehen. Das entmutigt die jungen Leute, abgesehen davon, daß der Professor oft für Dummheiten einstehen muß, die ihm doch nicht zur Last fallen. Dieser Dumas, er hat Dinge vertreten müssen, die seine Assistenten verschuldet hatten. Die Leute, die bei mir arbeiten, publizieren unter ihrem Namen, wenn ich ihnen auch geholfen habe. Wenn es etwas Gutes ist, so schreibt man mir doch einen Teil davon zu und die Fehler brauche ich nicht zu vertreten. Sie verstehen?“

Wenn Liebig in einer Arbeit war, mochte es nun eine Untersuchung oder eine schriftliche Abhandlung sein, so kannte er nicht Ruhe noch Rast. „Er schreibt die Abhandlung,“ sagte mir einmal einer seiner Kritiker, „wenn der Tiegel mit den Resultaten noch im Feuer steht und wenn er sich die Finger beim Herausheben verbrannt hat, schickt er das Geschriebene in die Druckerei!“ Aber trotz seiner Hast war er ein außerordentlich geschickter und sorgfältiger Experimentator im Laboratorium. Freilich wurde dieses förmlich durcheinander gewirbelt auf der Höhe der Aktion und im Feuer des Eifers wurde niemand geschont. Er erscheint, ein Glasfläschchen mit eingeriebenem Stöpsel in der Hand. „Machen Sie einmal den Arm bloß,“ sagt er zu mir. Ich thue es; er schüttelt das Fläschchen und tupft mir mit dem Stöpsel auf den Arm. Ich fühle einen brennenden Schmerz und tauche augenblicklich den Arm in einen Kübel mit Wasser. „Nicht wahr, es brennt?“ sagt er. „Sie sehen. Ich habe eben wasserfreie Ameisensäure dargestellt; ein Tröpfchen ist mir auf

die Backe gespritzt und hat gleich ein Bläschen gemacht. Sie sehen? Geben Sie auch Ihren Arm, Demarçay!“ Einige halten den Arm hin, Ettling weigert sich entschieden. „Sie haben nicht unrecht — ich glaube, die Herren werden morgen alle dickgeschwollene Arme haben. Diese wasserfreie Ameisensäure, sie ist ein Ätzmittel! Alle wasserfreien Säuren müssen Ätzmittel sein, weil sie den Geweben augenblicklich Wasser entziehen!“ — Ich hatte die stärkste Portion bekommen, mußte einige Tage den Arm in der Binde tragen und noch heute steht auf meinem Arme die kreisrunde, weiße Narbe als Erinnerung an die Entdeckung der wasserfreien Ameisensäure.

Im Frühjahre 1835 rief mich Liebig in sein Kabinet. „Ich habe da eben einen Brief erhalten,“ sagte er, „man verlangt mir einen Direktor für eine Runkelrübenzuckerfabrik in Böhmen. Freie Station, zweitausend Gulden Gehalt und noch ein Anteil am Gewinnst. Wollen Sie hingehen?“ — „Aber ums Himmelswillen!“ antwortete ich, „wie könnte ich das? Ich verstehe ja von der ganzen Zuckerfabrikation soviel, wie der Esel vom Lauteschlagen! Ich bin kaum achtzehn Jahre alt! Welche Autorität könnte ich haben? Es kann Ihr Ernst nicht sein!“ — „Mein völliger Ernst. Sie bedingen sich drei Monate Aufschub bis zu Ihrem Amtsantritt und arbeiten sich während dieser Zeit hier in die Sache ein. Überlegen Sie sich's! — „Ist schon überlegt, Herr Professor. Ich danke Ihnen, aber ich gehe nicht. Sagten Sie nicht, zehn Jahre Kontrakt? Ich will nicht in den böhmischen Wäldern versauern.“ — „Sie haben recht,“ sagte Liebig. „Ein jeder Esel kann schließlich eine Zuckerfabrik dirigieren. Strecker geht im Herbste fort, dann sollen Sie mein Privatassistent werden. Das paßt besser für Sie. Sie müssen sich für eine akademische Laufbahn entscheiden!“

Ich ward nicht Assistent. Ein unvorhergesehener Zufall warf mich in andere Bahnen. Um diese Vorfallenheiten erzählen zu können, muß ich zurückgreifen auf manches, was ich geflissentlich bisher nicht berührt habe.

Es lag mir am Herzen, den Anfang meiner Beziehungen zu Liebig im Zusammenhange zu erzählen. Ich verdanke ihm, daß er mich durch das Interesse an der Wissenschaft, welches er mir einflößte, dieser eigentlich zugeführt hat. Als ich in sein Laboratorium trat, war ich noch nicht siebzehn Jahre alt, also ein grüner Junge, der vielleicht noch leichter auf schlechte, als auf gute Wege zu lenken gewesen wäre. Die Zuneigung, welche Liebig zu meinem Vater hegte, mag viel dazu beigetragen haben,

daß er sich mehr mit mir, als mit anderen beschäftigte; aber ich kann mit Stolz sagen, daß sich diese Zuneigung sein ganzes Leben hindurch erhielt und daß er später, als ich der Chemie abtrünnig geworden war, nichtsdestoweniger eine wahrhaft väterliche Fürsorge für mich bethätigte. Ich werde seiner Zeit erzählen, wie Liebig und nur er allein es war, auf dessen Forderung hin ich als Professor nach Gießen berufen wurde. Er hatte von Anfang an eine vielleicht zu günstige Meinung von mir, die er in folgender Weise auf meinem Abgangszeugnis von der Universität Gießen formulierte.

Herr stud. med. Karl Vogt aus Gießen hat im Sommersemester 1834 meine Vorlesungen über Experimentalchemie besucht und von demselben Semester an bis Mitte July 1835 den praktisch-analytischen Übungen im chemischen Laboratorium beigewohnt. Ich bezeuge ihm mit Vergnügen, daß er sich mit ausgezeichnetem Eifer und Neigung dem Studium der Chemie stets hingegeben hat und bin gewiß, daß er in jedem anderen Fache etwas Vorzügliches leisten wird, wo ein klarer, scharfer Blick, Verstand und Talent die Leistungen bedingen.

Justus Liebig.

Wie schon bemerkt, bildeten wir exklusive Chemiker einen besonderen Clan auf der Universität Gießen. Man arbeitete im Laboratorium von Morgens früh bis Abends, Samstag Nachmittag ausgenommen, wo Aupel, der vielfach genannte Diener, die nötige Reinigung der Räume besorgte, oft aber darin gestört wurde, weil Liebig gern diesen Nachmittag zu Arbeiten benutzte, bei welchen giftige Gase sich entwickelten oder eine Gefahr, z. B. eine Explosion zu befürchten stand. Aupel pflegte dann zu sagen: „Ich und der Professor haben gestern einen Versuch gemacht, der uns das Leben hätte kosten können." — An allen andern Wochentagen aber ging die Arbeit ununterbrochen fort und Liebig sorgte hinlänglich dafür, uns in Atem zu halten. Man hatte sich also notgedrungen auf französische Art eingerichtet; man frühstückte auf dem benachbarten Felsenkeller gegen die Mittagszeit, aber ohne bestimmte Stunde, wenn gerade die Arbeit Zeit dafür gönnte und speiste dann gemeinschaftlich abends im Gasthofe zum „Rappen", dessen damaliger Wirt ein ganz besonderes Verständnis für deutsche Weißweine besaß. Das gemeinsame Essen hatte zur natürlichen Folge gemeinschaftliche Abendspaziergänge im Sommer, gemeinsame Kneipereien im Winter, man lebte und webte also in fast exklusiv chemischer Atmosphäre.

Der beständige Umgang mit so vielen strebsamen, ganz ihrem speziellen

Studium hingegebenen, älteren und jüngeren Männern konnte nur im höchsten Grade fördernd auf mich einwirken. Viele meiner damaligen Studiengenossen sind unterdessen berühmt geworden, haben sich als Lehrer der Chemie einen bleibenden Namen erworben; wenn ich nicht irre, ist nebst mir noch Fr. Knapp in Braunschweig der einzige Überlebende dieser Generation, von welcher sich später, als ich im Jahre 1847 nach Gießen zurückkehrte, noch eine ziemliche Anzahl vorfand, mit welchen die früheren Beziehungen fortgesetzt werden konnten.

Speziell für mich hatte aber dieses Studienjahr im Laboratorium noch andere Vorteile. Der aufgezwungene, fast ausschließlich philologische Lehrkram im Gymnasium hatte wesentlich nur das Gedächtnis in Anspruch genommen; das selbständige Denken fand nur außerhalb des Gymnasiums Förderung in der Beschäftigung mit den Liebhabereien, in den Debatten mit den Kameraden, in den Gesprächen meiner Eltern mit Freunden und Gleichgesinnten, denn zu unmittelbaren Unterhaltungen hatten weder Vater noch Mutter viele Zeit übrig. Aber erst später bin ich mir bewußt geworden, welche Fülle von Thatsachen und Kenntnissen das Kind und der Jüngling aus den Gesprächen entnimmt, die über seinen Kopf hinaus bei Tische und sonstigen Zusammenkünften ausgetauscht werden. Im Gymnasium selbst konnte ich sogar allen möglichen Dingen nachhängen während der Unterrichtsstunden; mein Gedächtnis ließ mich niemals im Stiche, wenigstens nicht für einige Tage. Ich brauchte eine Seite gedruckter Prosa nur zweimal zu überlesen, um sie auswendig hersagen zu können; Verse blieben unmittelbar haften — freilich, wie gesagt, nur für wenige Tage, die aber genügten, um die Lektion aufsagen zu können. Ohne eigentlich zu arbeiten, namentlich ohne mein Gehirn viel mit Denken abzumühen, schritt ich mit den andern in gemessenem Tempo vorwärts.

Hier, im Laboratorium, war es ein anderes. Im Hörsaal dozierte Liebig ziemlich mangelhaft, im Laboratorium gar nicht. Aber er besaß im höchsten Grade das Talent, die Denkfähigkeit seiner Schüler herauszufordern, sie zur Lösung von Aufgaben und Rätseln anzuspornen und ihnen in scheinbar indirekter Weise die Wege anzudeuten, auf welchen sie zu ihrem Ziele gelangen konnten. So glaubte man denn, wenn man auch nur längst Bekanntes wiederholt hatte, neues entdeckt zu haben und fühlte sich zu weiterem selbständigem Forschen angeregt, während man zugleich immer auf die Thatsachen und die aus ihnen zu entnehmenden Folgerungen hingewiesen wurde.

Unter den Laboranten fand sich stets eine gewisse Anzahl junger Männer, welchen nichts ferner lag, als das Studententum. Söhne von Fabrikanten, Technikern, Kaufleuten u. s. w. suchten sich in dem Studium der Chemie die Grundlage ihres zukünftigen Berufes. Viele begriffen gar nicht, wie man überhaupt nach einer ärmlichen Staatsanstellung, nach einer „Versorgung“, wie der landläufige Ausdruck war, streben könne; es gab darunter sogar einige, welche der Anblick der väterlichen Notdürftigkeit als Beamter dazu bestimmt hatte, eine andere Laufbahn zu wählen. Die Mehrzahl dieser, als Studenten eingeschriebenen Laboranten hatte den gebräuchlichen Bildungsweg durch das Gymnasium und die Maturität nicht zurückgelegt. Liebig lag beständig in erbittertem Kampfe mit den Universitätszöpfen, welche die Maturität und zwar die klassische, als unerläßliche Vorbedingung für den Eintritt in die Universität und deren Institute, zu welchen ja auch das Laboratorium gehörte, verlangten. Sobald einmal der Weltruhm des Laboratoriums anerkannt war, hatte Liebig freilich gewonnenes Spiel, aber damals war dies noch nicht der Fall und er galt bei den meisten seiner Kollegen für ein verderbliches, schädliches Element, dem man um jeden Preis Halt gebieten müsse. In der medizinischen Fakultät war mein Vater der einzige, der ihm energisch zur Seite stand.

Mag dem sein, wie ihm wolle, soviel ist sicher, daß diese gewissermaßen außerhalb der Universitätskreise stehenden Laboranten insofern auf ihre nächste Umgebung einen mächtigen Einfluß übten, als sie dieser doch, wenn auch nur nach und nach, veränderte Anschauungen über die zahlreichen Nichtigkeiten des Studententums beibrachten. Ich hatte während meiner Gymnasialzeit davon zu viel gesehen, um nicht berührt zu werden; ich hatte das Pauk- und Kneipwesen mitgemacht, ohne darin aufzugehen, wie so viele andere, und wenn ich noch immer Mitglied der Palatia war und die Korpskneipe besuchte, so hielt ich es doch nicht für ein öffentliches Unglück, wenn ich öfter die Sitzungen schwänzte und mein Bier ohne Kommando trank.

Die meisten Mitglieder der Palatia waren in die politischen Umtriebe verwickelt. Mittelpunkt derselben mag wohl der von Georgi so schändlich mißhandelte Rektor Weidig von Butzbach gewesen sein; die wesentlichste Beschäftigung bestand in dem Vertreiben der Produkte einer geheimen Druckerei, welche ein Blatt erscheinen ließ, „der Leuchter und Beleuchter“, nach welchem man mit Aufgebot aller Polizeimittel fahndete. Man begreift heutzutage nicht ganz leicht, wie es möglich war,

daß die Forderungen dieses Blattes, welche wesentlich auf Herstellung konstitutioneller Verfassungen, Öffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens hinausliefen, Gegenstand so grimmiger Verfolgung von seiten Österreichs und Preußens sein konnten — aber es war so. Ich habe Leute gekannt, die von Haus und Hof vertrieben, aus blühenden Geschäften herausgerissen und gezwungen wurden, im Auslande mühsam ihr Brot zu verdienen, nur weil ein Späher unter ihrem Hofthore ein Paket des verhaßten Journals gefunden hatte, welches von einem Unbekannten dorthin geschoben worden war; ich habe andere gekannt, die jahrelang in der bittersten Einzelhaft gehalten wurden, wo ihnen jede Beschäftigung, selbst manueller Art, mit raffinierter Grausamkeit unmöglich gemacht wurde und die dann aus dieser Untersuchungshaft, die absolut nichts zu Tage gebracht hatte, entlassen und ab instantia absolviert wurden, als innerlich gebrochene Menschen. Einer meiner Vettern, Gladbach, verbrachte in dieser Weise, wenn ich nicht irre, volle acht Jahre. Als er nach seiner Entlassung in Bern zu uns stieß, brauchte er mehr als ein Jahr, um nur einigermaßen wieder in menschliche Gesellschaft sich einzugewöhnen. Er hatte die Zeitverschwendung durch gründliche Studien in ein System gebracht, von dem er nur schwer wieder zurückkommen konnte. Er bedurfte eines ganzen Vormittags, um sich anzukleiden, einer vollen Glockenstunde, um eine Halsbinde umzulegen. Er war ein humorvoller, witziger und sehr kenntnisreicher Mann; später hochgeschätzt als Lehrer der Geschichte an dem Gymnasium in Aarau; ein Lesewüterich mit einem riesigen Gedächtnisse, der schon vor seiner Verhaftung als bemoostes Haupt in Gießen eine Art Gefängnisleben in seiner Stube geführt hatte — aber die acht Jahre seiner Haft waren ausgestrichen aus seinem Leben und nur durch beharrliches Studium der Zeitungen, wie der gesamten Litteratur dieser Zeit konnte er die Lücke ausfüllen.

Trotz solcher, wenig lockender Aussichten, waren die meisten meiner Korpsbrüder in die Umtriebe, wie man zu sagen pflegte, verwickelt und wenn ich selbst nicht hineingezogen wurde, so verdanke ich dies großenteils unausgesetzter Beschäftigung im Laboratorium und dem Umgange mit den Chemikern, sowie den Folgerungen, die ich mir aus den Gesprächen meines Vaters mit meinem Onkel Paul Follenius und andern gleichgesinnten Männern entnommen hatte. Ich erinnere mich noch lebhaft einer Sitzung der Palatia, wo man die Frage diskutierte, ob die Mitglieder sich von Korpswegen an den Umtrieben beteiligen sollten? Die meisten stimmten mit Ja! Als die Reihe an mich kam, erklärte ich

kurz und bündig, wenn diese Beteiligung als Bedingung zum Bleiben in der Verbindung aufgestellt werden sollte, so würde ich austreten. Ich wolle erst mein Studium absolvieren und habe durchaus keine Lust dazu, meine Zeit durch Umherlaufen zwischen Butzbach, Gießen, Gladenbach, Marburg, wo Zentralgruppen miteinander in Verbindung zu halten waren, zu verzetteln oder in den Dörfern und Nachts in der Stadt umherzuschweifen, um die Drucksachen an den Mann zu bringen. Erst wolle ich einen festen Boden durch Vollendung meiner chemischen Studien unter meinen Füßen fühlen, dann werde ich schon wissen, was ich zu thun habe. Die Erklärung fand zwar keinen Beifall, aber man stand doch von Versuchen ab, die zum Zwecke hatten, mich in die Umtriebe zu verwickeln.

Doch wäre dies beinahe ohne mein Vorwissen geschehen.

Ein Sonntagsspaziergang durch einige Dörfer in der Umgegend wurde verabredet und ausgeführt. Einige Freunde bildeten, namentlich in den Dörfern, die Nachzügler. Sie beschäftigten sich, ohne daß der Vortrab, zu welchem ich gehörte, es bemerkte, mit der Verteilung verpönter Schriften. Wir hatten einen Bauern getroffen, der öfter bei meinem Vater im Garten arbeitete und auch von ihm ärztlich behandelt worden war. Ich hatte mit dem Manne einige freundliche Worte gewechselt. Als unser Trupp aus Sicht war, machten einige hyperloyale Bauern den Vorschlag, eine Anzeige zu erstatten und die verteilten Schriften der Polizei als Beweisstücke zu überliefern. Sie rechneten auf eine Belohnung; man bezahlte in der That solche Gaunereien. Mein Bekannter drohte, denjenigen, welcher sich zu solcher Schandthat teilhaftig mache, niederzuschlagen wie einen tollen Hund. Die Polizei, die nichtsdestoweniger Wind von der Sache bekommen hatte, konnte keinen Thatbestand feststellen.

Die „Umtriebe“ sollten aber dennoch einen bedeutenden Wendepunkt in meinem ganzen Leben und besonders in meinem Studiengange schaffen.

Schon im Sommer 1834 hatte man mit meinem Vater Verhandlungen wegen einer Berufung nach Bern an die dort neugegründete Universität als Kliniker und Professor der Pathologie angeknüpft. Die Stellung, die er dort erhalten sollte, entsprach durchaus seinen Wünschen. An ein Universitätsspital mit Kliniken für innere und chirurgische Krankheiten war in Gießen vorderhand nicht zu denken; Ritgen, der Geburtshelfer, hatte einige Betten ergattert und betrieb dort operative Chirurgie, von welcher er absolut nichts verstand, in schauderhafter Weise. Meinem Vater, als jüngstem ordentlichen Professor (es gab deren überhaupt nur

fünf), waren die Nebenfächer zugeteilt worden, Arzneimittellehre, Rezeptierkunst, Bandagenlehre und ähnliche Zweige, zu welchen er sich die entsprechenden Lehrmittel aus eigener Börse hatte herstellen müssen. In dem Auditorium, welches uns zugleich als Eßzimmer diente, waren in großen Wandschränken die pharmaceutischen Waaren aufbewahrt, deren hauptsächlichste Zierde ein großer, von dem Grafen Cancrin, einem Schulfreunde meines Vaters, geschenkter Moschusbeutel war, der das ganze Zimmer und alle darin befindlichen Gegenstände trotz doppelten Verschlusses energisch durchduftete. Von dieser Zeit her mag eine wahre Idiosyncrasie meinerseits gegen den später Mode gewordenen Moschus-Parfum stammen. Noch jetzt werde ich durch diesen Widerwillen zuweilen in meinen Vorlesungen gestört, wo Russinnen meist die ersten Bänke einnehmen. Auf einem kleinen Speicher über unserem, dem Auditorium entsprechenden Arbeits- und Schlafzimmer waren Modelle für die Bandagenlehre aufbewahrt, ein willkommenes Spielzeug für Mäuse und Ratten, die dort in Unzahl hausten und schließlich den Holzkopf der großen Gliedergruppe von dem ausgestopften Leibe abgenagt hatten, so daß sie ihn nächtlicher Weile mit lautem Gepolter über unseren Köpfeu herumrollten. Die Gespensterfurcht wurde uns dadurch gründlich ausgetrieben.

Mein Vater war sich bewußt, ein vortrefflicher Kliniker für innere Krankheiten zu sein, sowie er auch großes Geschick für unblutige Chirurgie, Knochenbrüche, Verrenkungen u. s. w. hatte. Blutige Operationen aber mochte er nicht leiden, wenigstens nicht ausführen und wenn er ihre Notwendigkeit erkannte, überließ er sie in seiner Privatpraxis anderen oder schickte die wohlhabenderen Patienten zu Chelius nach Heidelberg. Er hatte ein außerordentlich feines Gefühl in den Fingerspitzen; wenn es später in Bern, in der chirurgischen Klinik, sich um die Diagnose tiefer gelegener Eiteransammlungen handelte, ließ Demme, der Direktor derselben, meinen Vater bitten, die Diagnose festzustellen. Ich habe später vielen klinischen Vorträgen beigewohnt, muß aber, ohne der Sohnesliebe dabei Rechnung zu tragen, behaupten, daß meines Vaters Art, die Studierenden anzuleiten, die belehrendste war. Wie Liebig, sprach er nur wenig, stellte aber sofort den Schüler auf seine eigenen Füße, ließ ihn umhertappen, suchen, bis er das Rechte gefunden hatte. Scharfer Diagnostiker, irrte er sich nur selten; wenn dies aber der Fall gewesen war, gestand er es ohne Zögern ein und demonstrierte dann seinen Zuhörern die Ursachen seines Irrtums, die Fehler, die er begangen, die

Symptome, die er nicht gehörig beachtet oder falsch gedeutet hatte. Den damaligen Arzneischatz beherrschte er meisterlich. Er gab wenig Mittel, aber wenn er solche in Anwendung zog, geschah es mit dem vollsten Bewußtsein ihrer Wirkung.

Wenn er aber der gesuchteste und beliebteste Arzt in Gießen war, so verdankte er dies nicht allein seiner Wissenschaft, sondern ganz besonders seinen Eigenschaften als Mensch. Die kleinen Leiden nahm er nicht ab, wies sie sogar oft spöttisch zurück. „Herr Professor, ich kann den Arm nicht über den Kopf heben," klagte eine Hysterische. „So lassen Sie ihn unten!" Aber wenn Gefahr im Anzuge oder schon vorhanden war, kannte seine Sorgfalt keine Grenzen. Kühl und besonnen verordnete er das Nötige, drang mit Ernst auf die genaueste Befolgung seiner Vorschriften, ging in die geringsten Einzelheiten, nicht nur der Verpflegung, sondern der ganzen Haushaltung ein und erwarb sich so das unbegrenzte Vertrauen seiner Patienten. Der geringste Arbeiter wurde ebenso sorgfältig gepflegt, wie der Kranke aus höheren Ständen, vielleicht noch sorgfältiger. Dieselbe Teilnahme spendete er später seinen Kranken im Hospitale. Während so viele Ärzte diese nur als Gegenstände der Beobachtung behandeln und ihre ganze Teilnahme für die Privatpraxis zurückhalten, war er auch im Spitale den Kranken ein freundlicher Ratgeber. Die Praktikanten, welchen die einzelnen Kranken zu spezieller Beobachtung übergeben wurden, erhielten in der klinischen Stunde, wo sie berichten mußten, in Gegenwart des gesamten Personals ernstliche Rüffel und wurden unerbittlich beiseite geschoben, wenn sie diese Seite der ärztlichen Thätigkeit nicht gehörig berücksichtigten.

Wenn also einerseits die Stellung in Bern sehr zusagte, so konnte mein Vater doch nur schwer zu dem Entschlusse kommen, sich von Gießen zu trennen, an das er durch so viele Bande gefesselt war. Die Mutter, obgleich in Gießen geboren und erzogen, fand sich schon leichter mit dem Gedanken einer gänzlichen Veränderung ihrer Lage ab. Sie schied nur ungern von den Verwandten, Freunden und Freundinnen, mit denen sie innig zusammenhing, aber das Neue reizte sie und schließlich blieben ihr doch die Kinder, denen sie alles opferte.

Mein Vater trat also in Verhandlungen mit der Regierung von Bern und als diese einen günstigen Verlauf nahmen, mit der Regierung in Darmstadt ein. Hier fand er aber nicht das geringste Entgegenkommen. Man ließ ihn nicht undeutlich merken, daß man von Herzen froh sei, ihn loszuwerden, schlug jede Beförderung oder Verbesserung

seiner Stellung in Gießen rundweg ab und fügte allen Unbilden später, als die Sache perfekt geworden war, noch Verfolgungen hinzu. Noch andere Gießener waren nach Bern berufen worden, der eine als Professor der Ophthalmologie, der andere als Philologe. Da man in Bern nicht, wie in den deutschen Staaten, durch Übernahme einer Professur das Staatsbürgerrecht erwarb, so kamen die beiden Kollegen, die politisch nicht anrüchig waren, darum ein, daß man ihnen ihr hessisches Staatsbürgerrecht reservieren möge. Dies geschah mit der größten Bereitwilligkeit; als aber mein Vater dasselbe verlangte, wurde es ihm rundweg abgeschlagen und wir waren thatsächlich während elf Jahren heimatlos in Bern, was mancherlei Verwicklungen herbeiführte.

Wenn also die Regierung sich geradezu feindlich verhielt, so trat dagegen die ganze medizinische Fakultät und die große Mehrheit der übrigen Professoren für meinen Vater ein — die erstere sogar nicht nur mit Worten, sondern auch mit Thaten. Um diese verständlich zu machen, muß ich etwas weiter ausholen.

Trotz aller persönlichen Würdigkeit und Gewissenhaftigkeit der einzelnen, trieb die medizinische Fakultät im Auslande einen einträglichen Schwindelhandel mit ihren Doktordiplomen, die in Hessen, wo kein Staatsexamen bestand, das Recht zur Praxis verliehen. Sie folgte dem Grundsatze des alten Kanzlers Koch in Göttingen: Sumimus pecuniam et mittimus asinum in patriam. Die Fakultät unterhielt zwei Agenten, einen in London, einen andern in New-York, welche die Diplome in absentia vertrieben und damit, wie die Fakultät selbst, ganz einträgliche Geschäfte machten. Die Form wurde in Gießen streng gewahrt. Der Kandidat schickte ein Curriculum vitae ein, für dessen Wahrhaftigkeit der Agent bürgte, der es sich zugleich angelegen sein ließ, eine Dissertation zu liefern. Diese Machwerke wurden meist in Gießen selbst von Privatdozenten und außerordentlichen Professoren fabrikmäßig angefertigt und je nach Umfang und Menge der Citate, die von gründlicher Belesenheit Zeugnis ablegten, entsprechend honoriert. Ich will gerade nicht behaupten, daß bei einigen Fabrikanten unter dem spärlichen Mobiliar ein Schrank sich befand, ähnlich demjenigen des bekannten Botanikers Kurt Sprengel, in dessen Gefachen die Dissertationen säuberlich geordnet waren nach den Preisen; in dem untersten befand sich die laufende Waare, der Ausschuß, zu 1 Friedrichsdor, zu dessen Ankauf aber der Verfasser „mit gutem Gewissen selbst nicht raten konnte.“ Ähnliches aber kam doch vor, denn die Privatdozenten wollten doch auch leben.

Die wirklichen mündlichen Doktorprüfungen mit Kandidaten aus Hessen und Nassau, für welche Gießen Landesuniversität war, wurden Abends bei dem jeweiligen Dekane bei einem Abendessen abgehalten, dessen Preis genau fixiert war und bei welchem das Dessert insofern eine wesentliche Rolle spielte, als es zur Befriedigung der Ehehälften und der Familien bestimmt war. Hauptstück desselben war eine kolossale „Doktorbretzel“, auf deren Rund der Universitätskonditor Silbereisen (er war auf diesen Titel nicht wenig stolz) schon mit Schmalzguß den Umfang der Stücke, in welche sie verteilt wurde, angegeben hatte. Rektor und Kanzler bekamen die zwei größten Stücke, dann folgte der Dekan, hierauf die drei übrigen, zum Dekanate berechtigten Professoren; meinem Vater, der als der jüngste nicht Dekan werden konnte, wurde das kleinste Stück zugeteilt. In demselben Verhältnisse wurde das übrige Dessert, Macaroni, Bisquit, Bonbons, sowie die Examengelder verteilt und wenn, wie regelmäßig bei Promotionen in absentia, kein Abendessen stattfand, wurde auch der Preis desselben im gleichen Verhältnis verteilt. So hatten denn die Frauen der Professoren Gelegenheit, Kaffee- und Theegesellschaften abzuhalten, ohne für Beschaffung der nötigen „Tunke“ in die Tasche greifen zu müssen und die Professoren selbst gewannen eine beträchtliche Zugabe zu ihrem sonstigen Einkommen. Man schlug den Ertrag eines Dekanatsjahres in runder Summe zu viertausend Gulden an. Da nur vier dekanatsberechtigte Professoren vorhanden waren, hatten diese eine jährliche Zulage von tausend Gulden — eine bedeutende Summe für die damalige Zeit.

Um meinen Vater in Gießen zurückzuhalten, beschlossen seine vier Kollegen, ihm von sich aus die Berechtigung zum Dekanate zuzuerkennen, was also einer Erhöhung seiner Einkünfte um etwa 800 Gulden jährlich gleichkam. Mein Vater dankte sehr gerührt über diesen Beweis der Zuneigung seiner Kollegen und nahm den Ruf nach Bern an unter der Bedingung, daß er seine Lehrthätigkeit dort erst auf Ostern 1835 beginnen solle.

Der Winter verging unter arbeitsvollem Treiben. Haus und Garten wurden verkauft; alle übrigen Bande verhältnismäßig leicht gelöst. Nur eine Frage beschäftigte die Eltern längere Zeit; was sollte aus mir werden? Sollte man mich nach Bern mitnehmen, um dort die medizinischen Studien weiter zu treiben? Sollte man mich in Gießen zurücklassen, um die chemische Laufbahn fortzusetzen?

Liebig griff hier mit aller Entschiedenheit ein. „Ich habe so oft

und nicht zu meinem Schaden," sagte er zu meinem Vater, „Ihrem Rate gefolgt, wenn es sich um mein leibliches Wohlergehen handelte, folgen Sie jetzt einmal mir, wo es sich um Ihren Sohn und dessen Zukunft handelt. Er muß im Laboratorium bleiben und er wird darin bleiben!"

Die Eltern stimmten ein und alle Vorkehrungen wurden getroffen, ohne freilich ganz ihren Zweck zu erfüllen. Die Mutter, um mein leibliches Wohl besorgt, ließ vom Vater selbst gefertigte Würste und Schinken zurück, die mein Abendessen während eines ganzen Semesters bilden sollten und mühte sich tagelang ab, die vorhandenen Weinvorräte auf kleine Fläschchen zu ziehen, Schöppchen, halbe Schöppchen und noch kleinere Gefäßchen, davon eines an jedem Abend geleert werden sollte. So brauche ich, meinte sie, Abends nicht in die Kneipe zu gehen. Am Abend der Abreise kamen Vettern, Freunde und Studiengenossen, um mir den Schmerz der Trennung zu versüßen; sie fanden den Schinken vortrefflich, die Würste unvergleichlich, den Wein süffig! Am Ende der Woche waren die mütterlichen Vorräte bis auf den letzten Rest vertilgt.

Es war in jener Zeit, wo keine Eisenbahnen existierten und der „Briefpostkurier", dessen auch im Hampelmann Erwähnung geschieht, als ein Wunder angestaunt wurde, weil er die Strecke von Gießen nach Darmstadt, 18 Poststunden, in einem Tage zurücklegte, es war keine kleine Aufgabe, sage ich, eine Familie mit sieben Kindern, von welchen das jüngste erst anderthalb Jahre alt war, mit einem Hauslehrer von Gießen nach Bern zu schaffen. In Gießen wäre dazu keine Möglichkeit gewesen. Der Vater hatte also einen großen Omnibus in Frankfurt herangezogen, der in gemessenen Etappen den Weg zurücklegen sollte und, mit vier Schimmeln bespannt, ganz festlich sich ausnahm. Die Reise selbst sollte nicht ohne Zwischenfälle vor sich gehen.

In Darmstadt hatte mein Vater bei einem langjährigen Freunde und Gesinnungsgenossen, Ernst Emil Hoffmann, der als Philhellene sich bekannt gemacht hat, einen Rasttag abgehalten, während dessen der Omnibus mit Familie weiter nach Heppenheim voranging, wo damals mein Großvater Follenius wohnte und dessen Schwiegersohn, Küchler, Zollinspektor war. In dieser Eigenschaft hielt Onkel Küchler zwei treffliche Harttraber, die er selber besorgte und lenkte. Als die Familie in Heppenheim ankam, wurden sie von einem Polizeikommissär und einigen Gensdarmen begrüßt. Der von Darmstadt angelangte Kommissär fragte nach meinem Vater, war auf's Höchste erstaunt, als ihm angekündigt wurde, derselbe sei in Darmstadt zurückgeblieben und teilte meinem Onkel naiver

Weise mit, er habe den Auftrag, meinen Vater zu arretieren und nach Darmstadt zurückzuführen, zu welchem Zwecke er schon einen Wagen requiriert habe. Man habe, sagte er, in Erfahrung gebracht, daß mein Vater staatsgefährliche Manuskripte bei sich führe, die in der Schweiz gedruckt werden sollten. Er müsse auch das Handgepäck untersuchen, obgleich er überzeugt sei, daß mein Vater die Manuskripte in den Taschen seines Rockes geborgen habe.

Onkel Küchler war schnell entschlossen. Während der Kommissär in dem Gepäcke suchte, wurden seine Renner angespannt und als dieser mit gewöhnlichen Kutscherpferden, die er zu möglichster Eile antrieb, sich auf den Weg nach Darmstadt zurückbegeben hatte, schwang sich der Onkel auf den Bock und raste nach Darmstadt. Der Kommissär, den er ironisch im Vorbeifahren grüßte, humpelte nach; Küchler hatte wenigstens eine Zeitstunde Vorsprung, als er in Darmstadt eintraf. „So!“ sagte Ernst Emil, nachdem er durch einige Kraftausdrücke seinem Zorne Luft gemacht hatte, „jetzt können Sie, lieber Vogt, das Manuskript ruhig mitnehmen! Sie wissen auf dem Ministerium aus Erfahrung, daß sie bei dem ‚Erzesel‘ (er gab sich selber gerne diesen, im ganzen Lande gebräuchlichen Übernamen) mit langer Nase abziehen würden und werden auch den Versuch, Sie zu belästigen, nicht wiederholen.“ Der Vater schrieb noch einen, nicht sehr sanften Brief an den Minister, worin er sich über die widerfahrene Behandlung beklagte, steckte das Manuskript (es waren geheime Verhandlungen des Bundestages, welche der Sekretär Kolb kopiert hatte) in die Tasche und fuhr unbehelligt in der Nacht mit Onkel Küchler nach Heppenheim und am andern Tage über die badische Grenze, um ohne weitere Zufälle die Schweiz zu erreichen. Der Abschied aus der engeren Heimat war ihm durch diese Verfolgung der letzten Stunde wesentlich erleichtert worden.

Ein vertrauter Freund meiner Oheime Follenius und meines Vaters, Hofgerichtsadvokat von Buri, hatte mich in sein Haus aufgenommen und mir ein geräumiges Zimmer zur Verfügung gestellt, das ich aber später, als Frau von Buri in die Wochen kommen sollte, dieser überließ, um mich in eine Dachkammer einzuquartieren, die außer den notwendigen Kleidungsstücken nur einige Bände von Berzelius enthielt. Mehr bedurfte ich in dieser Sommerszeit nicht, wo ich den ganzen Tag angestrengt im Laboratorium arbeitete und die Abende in Gesellschaft der Chemiker oder mit meinen Korpsbrüdern zubrachte.

So spann sich das Leben in geregelter Weise fort, als im Anfange

Juli unheimliche Gerüchte auftauchten, die mehr und mehr Halt gewannen. Diejenigen meiner Studiengenossen, von welchen ich wußte, daß sie an der politischen Bewegung Teil genommen hatten, verschwanden lautlos einer nach dem andern; es wurde eine beängstigende Leere in dem Häuflein der Palatia. Erst später erfuhr ich, welchen Verlauf die Ereignisse genommen hatten.

Einer unserer Genossen, Geilfus, der erst vor wenigen Jahren hochbetagt und hochgeachtet als Rektor des Gymnasiums starb, hatte sein Studium des Bauwesens auf der Universität beendet, sein Examen gemacht und war als „Accessist“ in Darmstadt im Ministerium der öffentlichen Arbeiten beschäftigt, wo er die Erlasse zu „vidimieren“ und zu protokollieren hatte und für diese Dienste, wie alle Accessisten, am Jahresschluß einen Bund Schreibfedern und ein Federmesser erhielt. Auf die Anforderung Georgis, der von der Stellung eines Universitätsrichters zu derjenigen eines Untersuchungsrichters der politischen Umtriebe befördert worden war, hatte das Ministerium die Herstellung von zwanzig neuen Einzelhaftzellen in den Untersuchungsgefängnissen von Gießen, Friedberg und Darmstadt dekretiert und der „vertrauliche Erlaß“ war Geilfus zur Ausfertigung übergeben worden. Dieser ahnte sogleich, daß Georgi auf einer neuen Spur sein müsse, die zahlreiche Verhaftungen zur Folge haben werde; er wußte, daß er und seine Freunde in das Auge gefaßt seien. Geilfus steckte den Erlaß in die Tasche, sagte dem Bureaudiener, er sei unwohl, vielleicht könne er morgen nicht kommen und suchte das Weite, nachdem er seine Freunde benachrichtigt hatte, welche sofort seinem Beispiele folgten. Geilfus hatte richtig berechnet, daß einige Tage vergehen würden, bis man nach dem Erlasse und seiner Ausfertigung fragte.

Die Studierenden der Universität Gießen waren damals unter scharfe Kontrolle gestellt. Keiner durfte ohne Paß die Stadt verlassen; auf der Mainbrücke bei Offenbach und der Rheinbrücke in Mainz wimmelte es von Agenten, die jeden, dessen Aussehen einigermaßen den Studenten verriet, anhielten und die Paßlosen verhafteten. Auf dem linken Rheinufer, in der Pfalz und in Rheinhessen, hatten die liberalen, wohlhabenden Bürger eine „Flüchtlingspost“ errichtet, zu welcher die Flüchtlinge, welche glücklich die Brücken passiert hatten, durch ein verabredetes Paßwort Zugang hatten. In Mainz, Worms, Germersheim, Speier und den mehr nach der französischen Grenze hin gelegenen Städten stand Tag und Nacht ein angeschirrter, leichter Wagen bereit, den die Bürger Reih’ um stellten. Kam ein Flüchtling, so wurde er sofort weitergeschafft und war längst

über der Grenze, bevor die Sicherheitsorgane ihn verfolgen konnten. Auf diese Weise waren alle meine Freunde nach Straßburg entkommen.

Einer aber war in Gießen zurückgeblieben, von den Banden der Liebe gefesselt. Er war allgemein unter dem Namen „Der Fasan“ bekannt, weil er dem Geschlechte der Nievergelter angehörte, von welchem gesagt wurde, einer der Ahnen, ein Zigeuner, habe einen hessischen Landgrafen vor einem Komplotte gewarnt und zum Danke dafür sei er unter dem seltsamen Namen mit der Direktion der Fasanerie bei Darmstadt für ihn und seine Nachkommen belehnt worden. Der Vater des Fasan hauste in der That in Kranichstein als Forstmann und der Sohn konnte den Ursprung von Zigeunern nicht verleugnen — ein brauner Bursche mit rollenden Augen und heftig aufschäumenden Leidenschaften.

Eines Morgens stürmt der Fasan beim Tagesgrauen in meine Dachkammer, leichenblaß und verstörten Aussehens. „Du mußt mich retten,“ stöhnt er. Aus seinen wirren Reden und Ausrufen war nicht klug zu werden. „Stecke den Kopf in die Waschschüssel,“ sage ich ihm, „und wenn du ihn gehörig abgekühlt hast, so erzähle!“

Die Sache verhielt sich sehr einfach. Fasan wohnte neben dem Rathause, das auch als Arrestlokal diente, in einem Hause mit zwei Ausgängen. Er wußte wohl, was ihm drohte, konnte sich aber von der Geliebten nicht trennen. Er schlief nur noch mit einem Auge, weil er beständig die Häscher erwartete. Nun war er durch ein verdächtiges Klirren von Eisenstücken aus seinem unruhigen Schlafe geweckt worden und hatte im Zwielichte zwei Gendarmen gesehen, welche Handschellen zurichteten. Kaum notdürftig gekleidet, war er, in der festen Überzeugung, daß diese Vorbereitungen ihm galten, zur Hinterthüre hinausgesprungen und zu mir geeilt. Nun hatte ich den vor Angst fast besinnungslosen Menschen auf dem Halse, dem eine längere Haft als der Schrecken aller Schrecken erschien. Ich ließ ihn eine Zeitlang allein, ihm den öfteren Gebrauch der Waschschüssel anempfehlend und schlenderte dem Rathause zu, wo ich sah, daß die Gendarmen einem am Abend eingefangenen Übelthäter die Handschellen zum Transporte anlegten. Sie waren also nicht für den Fasan bestimmt. Aber nun faßte ihn die ganze Vorstellung der Gefahr, in welcher er schwebte: „Wenn nicht heute, so morgen! Wenn du mich nicht fortbringen willst, so gieb mir ein Messer!“

Guter Rat war teuer. Es war klar, daß man den Fasan, wenn man wirklich auf ihn fahndete, in erster Linie bei mir suchen werde, da ich außer seiner Marie sein einziger Umgang in den letzten Zeiten

gewesen war. Wo ihn tagsüber bergen, bis er in der Dunkelheit die Stadt verlassen konnte?

Da kam mir ein guter Gedanke. Ich hatte unter den Hessen, unsern Gegnern, an deren angestammter Loyalität niemand, und Georgi am wenigsten zweifeln konnte, noch von der Gymnasialzeit her einen guten Freund, allgemein unter dem Namen „der scheppe Eberts“ bekannt, weil er bedenklich hinkte. Der echte Typus eines bemoosten, fidelen Hauptes, der trotz seiner Unbehilflichkeit an allen lustigen Streichen vorragenden Anteil nahm, ein Schrecken der „Schnurren“, wie die Pedellen genannt wurden, aber doch wieder bei ihnen beliebt wegen seiner Freigebigkeit und den heiteren Witzen, womit er seine Gaben würzte. „Da hat mir mein Alter geschrieben,“ sagte er einmal mit voller Entrüstung, „ich hätte ihm trotz meiner zwanzig Semester noch niemals von der Universität geschrieben, was auch ganz wahr ist; er wolle mir ein Fäßchen Wein und hundert Gulden extra schicken, wenn ich ihn nur einmal mit einem Briefe beglücken wollte. Was sich der alte Kerl nur einbildet! Als ob ich nicht genug für ihn thäte, wenn ich in den Ferien zu ihm gehe und ihm helfe, seinen Liebfrauenmilch auszukneipen und mich zwischendurch sträflich langweile. Aber er muß, Gott straf' mich, das Fäßchen Wein und die hundert Gulden schicken; ich schreibe ihm aber doch nicht!“

Ich schlich mit Fasan durch einige Nebengassen zu Eberts, den wir noch im Bette trafen. „Schepper,“ sagte ich, „du mußt mir einen Gefallen thun und den Fasan, den der Georgi arretieren lassen will, heute bis zum Abend bei dir verbergen! Du bist der einzige Mensch, der das thun kann!“ — „So etwas ist mir noch nicht vorgekommen!“ rief Eberts, indem er aus dem Bette sprang. „Ich? Den Fasan! Er mag ein ganz guter Kerl sein, aber ich finde, daß man ganz recht thut, diese Krawaller einzustecken!“ — „So magst du es verantworten, wenn er dem Georgi an's Messer geliefert wird!“ — „Dem Georgi?“ sagte Eberts. „Nun, wenn ich dem einen Streich spielen kann, geschieht es mit Wollust! Der Kerl hat mich als Universitätsrichter genug trischakt! Topp! Ich behalte den Fasan, dem Georgi zum Ärger und dir zu Liebe, wenn ich auch wünschte, daß er wäre, wo der Pfeffer wächst.“ Er riß einen großen Wandschrank auf, stieß den Fasan hinein und drückte ihm ein großes Dolchmesser in die Hand. „So! Da bleibst du jetzt stehen! Ich mache den Schrank zu und dem ersten, der die Thüre öffnet, rennst du das Messer in den Bauch!“ — „Aber, Schepper,“ lachte ich, „der Fasan kann doch nicht den ganzen Tag mit dem Messer in der Hand

in dem Schranke stehen!" — „Was so ein Fuchs für Gedanken haben kann," sagte Eberts, sich vor die Stirne schlagend, „Gedanken, die einem bemoosten Haupte nicht einfallen! Jetzt hast du recht! Ich habe noch einen Brummschädel von der gestrigen Kneiperei! Ich will's besorgen! Ich bleibe zu Hause, lasse mir Essen kommen für zwei, was schon öfter passiert ist und wenn ich ausgehe, schließe ich das Zimmer ab und sage dem Mädchen, es solle dasselbe erst am Abend machen. Wenn sie das Essen bringen, stellt sich der Fasan in den Schrank und dann kann er einstweilen zur Übung, für den Fall, daß die Flucht nicht gelingt, Probe sitzen. Du wirst doch nicht verlangen, daß ich dem Ungeheuer den ganzen Tag Gesellschaft leisten soll?"

Der Fasan war geborgen. Es wurde verabredet, daß er am Abende durch einen Garten, dessen Schlüssel mir anvertraut wurde, die Stadt verlassen und über den leicht zu überspringenden Bach des ehemaligen Festungsgrabens das Freie und die Straße nach Frankfurt gewinnen solle, wo ich an einem bestimmten Punkte ihn im Wagen abholen und nach Offenbach hin befördern solle. Ich bestellte einen vertrauten Kutscher meines Vaters, in dessen Hof ich einsteigen wollte, um nicht weiter gesehen zu werden und kam zur verabredeten Stunde dorthin. Beim Ausfahren aus dem Thore drehte Christian zu kurz und brach die Achse.

Schreckliche Verlegenheit! Draußen harrte der Fasan und in dem damaligen Gießen war ein anderer Wagen nur in mehreren Stunden zu beschaffen! Ich stürze zu dem Postdirektor Kämpf, einem mir wohlgewogenen Freunde meines Vaters und bitte ihn um Extrapost. „Ich erhalte eben Nachricht," sage ich ihm, „daß mein Onkel Kolb in Dauernheim, den Sie ja kennen, gefährlich erkrankt ist. Geben Sie mir Extrapost über Friedberg hinaus, damit ich so schnell als möglich dorthin eilen kann!" — „Karlchen, Karlchen!" sagt Kämpf, „mach' mir keine Flunkereien vor! Wegen der Krankheit deines Onkels werde ich mir keine grauen Haare wachsen lassen. Aber du wirst deine triftigen Gründe haben und ich will sogleich anspannen lassen. Ich werde zwar einen gehörigen Rüffel von Darmstadt besehen, denn es ist uns verboten, Studenten ohne Erlaubnis des Universitätsrichters Post zu geben; aber immerhin! Weil du's bist! Glückliche Reise! Grüße mir deinen Vater!"

Eine Viertelstunde später fuhr ich in Begleitung zweier Freunde, welche die Spritztour mitmachen wollten, durch die Straßen. Der Postillon ließ es sich nicht verbieten, die Melodie zu blasen: „Muß i denn zum Städtele 'naus" und die Gießener Bürger, die mit ihren Familien vor

den Hausthüren saßen, um die Abendkühle zu genießen, sagten unter sich: „Da brennt auch Vogten Karl durch!“

Wir lieferten den Fasan bis zur nächsten Station vor Offenbach und kehrten nach Friedberg zurück, um dort der Ruhe zu pflegen. Als wir zum Frühstücke in das Speisezimmer traten, saß dort an einem Tische — der Untersuchungsrichter Georgi, der selbst nach Gießen gefahren war, um den Fasan zu arretieren, den Vogel aber schon ausgeflogen gefunden hatte!

Ich kannte ihn und er mich, da ich mehrmals vor dem Universitätsgerichte gestanden hatte. Er frug nach der Ursache meiner Anwesenheit in Friedberg. Ich antwortete mit der Fabel von der Erkrankung meines Onkels, welcher er, wenn auch zögernd, Glauben schenkte, da meine Begleiter zufälligerweise unverdächtige Theologen waren. Er fuhr weiter nach Darmstadt; wir kehrten nach Gießen zurück.

Es war an einem Samstage, wo Nachmittags in dem Laboratorium nicht gearbeitet wurde. Liebig war mit Ettling in der Vorhalle mit Versuchen beschäftigt. Als ich eintrat, wurde er leichenblaß und ließ die Glasröhre, die er in der Hand hatte, zu Boden fallen. „Um Gotteswillen!“ rief er, „was thun Sie hier? Sie sind ja gestern durchgebrannt!“ — Ich wiederhole die Fabel von der Erkrankung meines Onkels. „Die ganze Stadt spricht nur von Ihrer Flucht! Man wird Sie schon um deswillen arretieren! Gehen Sie auf der Stelle und erkundigen Sie sich!“ — „Schon gut! Aber bei wem?“ Liebig rieb sich die Stirne. „Gehen Sie zum Geheimerat von Löhr!“ Ich ging und erhielt die schon früher erzählte Antwort. In der That war der einzige, der authentische Auskunft hätte geben können, Georgi selbst.

Ich beriet mich zu Hause mit Herrn von Buri. „Nach den Verordnungen,“ sagte dieser, „kann kein Student ohne eine, vom Universitätsrichter ausgestellte Paß-Erlaubnis reisen. Gehe also zum Herrn Trygophorus (so hieß dieser Würdenträger) und verlange eine solche für die Reise nach der Schweiz. Giebt er sie, so kannst du einstweilen ruhig hier bleiben; verweigert er sie aus irgend einem Vorwande, so verliere keine Minute und mache dich auf die Lappen! Wo willst du einen Boten von mir erwarten, wenn der letztere Fall eintritt?“ „In Dauernheim!“ — „Gut! Dort sollst du Nachricht erhalten! Nun rasch zu Trygophorus!“

Nachdem ich noch einige Vorbereitungen getroffen, begab ich mich zu dem gestrengen Herrn Universitätsrichter und brachte mein Anliegen

vor. Er wurde sichtlich verlegen. „Sie wissen," sagte er endlich, „daß kein Student ohne ausdrückliche Erlaubnis seiner Eltern die Universität vor Schluß des Semesters verlassen darf. Haben Sie eine solche?" — „Jawohl, Herr Universitätsrichter," antwortete ich, einige Schriftstücke aus der Tasche ziehend. „Hier ein Brief meines Vaters, worin dieser schreibt, ich könne zu jeder Zeit, auch mitten im Semester, Gießen verlassen, sobald meine chemischen Studien im Laboratorium beendet seien und hier ein Zeugnis von Professor Liebig, daß er mich nach Beendigung meiner Studien aus dem Laboratorium entlasse." — Im höchsten Grade verdutzt, durchflog Herr Trygophorus die Schriftstücke und sagte endlich: „Es hat seine Richtigkeit!" — „Wollen Sie mir nun die Erlaubnis geben?" — „Das geht nicht wohl an!" „Liegt irgend etwas gegen mich vor beim Gerichte, was ich nicht wüßte?" „Oh nein!" sagte er in zunehmender Befangenheit. „Sie haben sich im letzten Jahre so musterhaft geführt . . . Es liegt nichts vor!" — „Wollen Sie mir dann den Grund angeben, aus welchem Sie mir die Erlaubnis verweigern?" — „Den sollen Sie morgen erfahren!" Ich wußte, daß man die Gewohnheit hatte, morgens in aller Frühe die Arrestationen vorzunehmen, stand also auf, nahm die Klinke und sagte, recht unvorsichtig und patzig zugleich: „Ich danke, Herr Universitätsrichter! Ich will den Grund gar nicht wissen! Ich reise noch heute, auch ohne Ihre Erlaubnis! Leben Sie recht wohl!" Trygophorus starrte mich sprachlos und wie vom Donner gerührt an. Mit einem Sprunge war ich aus der Thüre, die ich hinter mir in das Schloß warf und dann ging es in fliegender Eile durch den Garten des Freundes über den Stadtgraben und weiter nach Dauernheim, wo ich spät Abends anlangte und wie immer, auf das Herzlichste empfangen wurde.

Man fand meinen Besuch nicht auffallend. Ich war seit der Abreise meiner Eltern öfter nach Dauernheim gekommen, um dort den Sonntag zu verbringen, denn ich war sehr verliebt in eine meiner Cousinen, von der ich sehr wohl wußte, daß sie verlobt sei, die ich aber doch anbetete nach dem Goetheschen Satze: Wenn ich dich lieb habe, was geht es dich an?

Am Morgen aber vertraute ich mich meinem Vetter an, der in diesem Semester zu Hause geblieben war, um sein Examen vorzubereiten. Wir beschlossen, seinen Vater, meinen Onkel, nicht in das Vertrauen zu ziehen und hielten gute Wacht, um Buri's Boten abzufangen. Dieser kam denn auch mit ergötzlichen Nachrichten.

Trygophorus hatte sich Morgens zwischen 3 und 4 Uhr mit Häschermacht eingestellt, nach allen Regeln der Kunst das Haus umstellt, die benachbarten Straßen gesperrt und dann im Namen des Gesetzes Einlaß verlangt. Herr von Buri, der bei dem ersten Geräusche erwacht war und die Vorbereitungen mit spöttischem Vergnügen beobachtet hatte, öffnete selbst und führte den Herrn Universitätsrichter, nachdem dieser seine Formeln aufgesagt hatte, in meine Dachkammer, wo sich außer einem Nachthemde, einem Paar Pantoffeln und einem Bande Berzelius noch einige, mit chemischen Formeln nnd Berechnungen beschriebene Papiere befanden, welche der Herr Universitätsrichter behändigte. Vielleicht vermutete er darin geheime Verschwörungskorrespondenz. „Herr Vogt muß doch noch andere Habseligkeiten und Papiere besitzen — wo sind denn diese?“ fragte Trygophorus. „Dieses Zimmer hat er gemietet. Da er aber der Sohn eines lieben Freundes ist, so habe ich ihm ein anderes Zimmer zum Gebrauche überlassen, welches ich aber seit einiger Zeit zurückgenommen habe. Meine Frau hält dort ihr Wochenbette ab.“ — „Da müßte ich doch alles, was Herrn Vogt gehört, behändigen und das Zimmer zu späterer genauerer Durchsuchung versiegeln!“ — Herr von Buri nahm einen sehr ernsten Ton an. „Ich habe Ihnen schon gesagt, daß Herr Vogt nur dieses Zimmer gemietet hat. Hier können Sie Ihres Amtes nach Belieben walten. In meiner Wohnung aber haben Sie nichts zu suchen. Haben Sie vergessen, daß ich nicht Ihrer, sondern der Gerichtsbarkeit des Hofgerichtes unterstehe, an dem ich Advokat bin? Haben Sie eine Kommission von Seite des Präsidenten?“ — „Die habe ich nicht, aber Sie begreifen doch . . .“ „Ich begreife nur, daß, wenn Sie einen Schritt in meine Wohnung machen wollen, ich Sie auf eine Weise, die Ihnen nur unangenehm sein könnte, die Treppe hinunter befördern und wegen Hausfriedensbruches verklagen würde. Verstanden, Herr Universitätsrichter?“ Mit diesen Worten ging Herr von Buri die Treppe hinab in seine Wohnung, deren Thür er schloß und ließ den vollständig sprachlosen Trygophorus in der Dachkammer stehen, der nach einigem Zögern beschämt das Weite suchte, sich aber wohl hütete, weitere Schritte gegen den rechtskundigen Advokaten zu unternehmen.

Mir blieb nach Empfang dieser Nachrichten nur noch übrig, meine Flucht zu bewerkstelligen.

In der Nähe von Dauernheim lagen einige gräfliche Pachthöfe, die faktisch in Erbpacht von einzelnen Familien bewirtschaftet wurden. Die Söhne dieser Pachter hatte mein Onkel, mit seinen Söhnen zusammen,

unterrichtet. Sie waren uns innig befreundet. Wir verbrachten oft mehrere Tage und Nächte auf diesen Pachthöfen, wo es dann hoch herging. Die Leute waren reich, hatten alles in Hülle und Fülle und ließen sich nicht „lumpen". In der ganzen Wetterau, bis über Frankfurt hinaus, wußte man, daß sie bei Gelegenheit „etwas drauf gehen ließen." Ich bin einmal Zeuge gewesen, daß einige dieser Pachter, stark angeheitert, in dem benachbarten Bade Salzhausen die Bratwüste, welche sie verspeisten, in Champagner tauchten, nur um vor den Badegästen zu renommieren. Die Söhne hatten Reitpferde, machten öfter Streifzüge bis nach Darmstadt hin und waren überall wohl gelitten bei den Gastwirten, da sie nicht knauserten.

Wir gingen, mein Vetter und ich, nach Schleifeld und verabredeten einen Ritt nach Offenbach mit dem Sohne des Pachters. Er war sogleich bereit; die Pferde wurden gesattelt und da wir Wege und Stege kannten, ritten wir die Nacht durch und am frühen Morgen über die Mainbrücke bei Offenbach, ohne die mindeste Gefährde, auf dem Wege nach Darmstadt. Dort nahm ich Abschied von meinen Genossen und setzte meinen Weg zu Fuße fort. Gegen Mittag traf ich in Darmstadt ein und schlenderte der menschenleeren Rheinstraße entlang, ohne recht zu wissen, wohin ich mich weiter lenken sollte. Vielleicht zu einem Bäcker in der Altstadt, dessen beide Söhne als Flüchtlinge in Straßburg weilten.

„Um's Himmelswillen, wie kommst du hierher?" höre ich eine Stimme rufen. Ich drehe mich um und gewahre einen Freund, der als Accessist im Ministerium sich sein jährliches Federmesser verdiente. Er packt mich am Arme und zieht mich in einen Thorweg. „Mensch, bist du denn geradezu des Teufels?" sagt er. „Soeben habe ich deinen Steckbrief vidimiert, wonach sämtliche Behörden aufgefordert werden, auf dich zu invigilieren, dich im Betretungsfalle zu arretieren und in das Arrestlokal zu Darmstadt abzuliefern. Und nun gehst du am hellen, lichten Tage hier in der Höhle des Löwen spazieren, als wärest du so unschuldig, wie ein neugeborenes Kind! Adieu! Ich will dich nicht gesehen haben!" Er entfernte sich im Eilschritte.

In Darmstadt konnte meines Bleibens nicht sein. Ich schlug den Weg nach Jugenheim an der Bergstraße ein, wo gerade mein ältester Vetter Kolb bei dem Forstinspektor Pfaff sich aufhielt, der zur Familie gehörte.

Die Großherzogin pflegte die Sommermonate auf dem Heiligenberge bei Jugenheim, welches Gut jetzt dem Grafen von Battenberg ge-

hört, zuzubringen. Ein Teil der Hofherren war in dem geräumigen Forsthause untergebracht, da es oben an Raum gebrach. Man war also mit den Herren wohl bekannt und ging mit ihnen auf die Jagd nach Rehen und wilden Kaninchen, die in Unzahl in den benachbarten Tannenwäldern hausten und nur der Felle wegen geschossen wurden, denn in der ganzen Gegend gab es nur einen Waldhüter, der Kaninchenfleisch hätte essen mögen. Dafür war er aber auch mit in Frankreich gewesen, wo ja bekanntlich der „lapin de garenne“ fast dem Hasen gleich geschätzt ist.

Ich ging also mit den Herren fleißig auf die Jagd, trug aber zugleich Sorge, durch einen Freund einen Brief von mir nach Straßburg befördern zu lassen, der dort auf die Post gegeben wurde, und meine glückliche Ankunft in Straßburg meldete. Der Brief wurde der hessischen Polizei in die Hände gespielt und hatte die gewünschte Wirkung; der Steckbrief wurde, als gegenstandlos, zurückgezogen. Das Feld war frei. Ich ließ in dem benachbarten Bickenbach einen Platz im Postwagen nach Straßburg belegen und fuhr, nach acht tödlich langen, in Jugenheim verbrachten Tagen, der ersehnten französischen Grenze zu.

Ich glaube, daß ich die Reise größtenteils schlafend zugebracht habe; wenigstens ist mir keine Erinnerung davon geblieben. Nach der fieberhaften Spannung, in welcher ich die Zeit seit meiner Flucht aus Gießen verlebt hatte, ist das leicht erklärlich. Erst in Kehl fand ich mich wieder im Vordercoupé zwischen zwei leutseligen, behäbigen Herren, die sich lebhaft im elsässischen Dialekte unterhielten, von dem ich nur wenig verstand. Als wir die Mitte der Rheinbrücke überschritten hatten und uns auf französischem Boden befanden, entrang sich ein tiefer Seufzer meiner Brust. „Sie sind noch sehr jung für einen Flüchtling!“ sagte der eine Herr, mich von Kopf zu Füßen musternd. Ich hatte in der That eben erst das achtzehnte Lebensjahr vollendet, und da mir der Bart erst spät gekommen ist, sah ich vielleicht jünger aus, als ich wirklich war. „Woher wissen Sie?“ — „Nun, das war leicht zu merken an dem Seufzer! Dazu braucht man kein Polizeigenie zu sein. Sie wollen nach Straßburg? Haben Sie einen Paß?“ — Ich meinte, Flüchtlinge hätten in der Regel keine Pässe. — „Auch richtig!“ sagte der Herr. „Aber unser Präfekt Chopin d'Arnvaille ist sehr streng in Bezug auf diesen Punkt. Wenn Sie keinen Paß haben, werden Sie am Thore arretiert!“ — „Da möchte ich doch lieber vorher aussteigen.“ — „Na!“ sagte der Mann, „bleiben Sie nur ruhig sitzen! Wir wollen's schon

machen. Dem Schuften von Präfekten wollen wir schon ein Nase drehen! Es ist greulich, wie er die Flüchtlinge verfolgt!"

Es war Abend, als die Diligence an dem Thore der Festung Straßburg hielt. Ein Sergeant trat mit einer Laterne heraus. „Vos passeports Messieurs!" Einige Pässe wurden hinausgereicht. „Und die andern Herrn?" sagte der Sergeant im besten Dialekte. „Sy olles Straßburger, Herr Wagner!" antwortete mein Beschützer, sich so in das Fenster lehnend, daß er mich gänzlich verdeckte. „Ah! Guten Owe, Herr Kratz!" grüßte der Sergeant. „En règle et en route!" rief er dem Postillon zu und wir rollten durch die Thorwölbung in die Stadt.

Gepäck hatte ich nicht; in einem Gasthofe hätte man mich nicht angenommen. Die Adresse meiner Freunde besaß ich nicht. In einem Bierhause hörte ich, daß man heute Abend zur Jahresfeier der Julirevolution, den Dom illuminieren werde. Schon flammten oben die Lämpchen. Ich richtete meine Schritte dorthin.

In dem Augenblicke, wo ich um eine Straßenecke gegen das Portal des Münsters hin einbiege, prallt ein langer Mensch im eiligsten Laufe so heftig gegen mich, daß er mich fast zu Boden wirft. „Jacques!" rufe ich, unsern ehemaligen Senior erkennend, der unter dem Namen „der alte Jacques" bekannt war. „Fort, fort!" knirscht er, mich am Arme voranziehend. „Die Polizei ist uns auf den Fersen!" Ich renne mit ihm in ein Haus an dem Fischerquai, wo er die Treppe hinauf in ein Zimmer stürzt, das er hinter uns abschließt. Erst nach längerem Luftschnappen erzählt mir der alte Jacques, daß meine Freunde, in Verbindung mit radikalen Straßburgern, sich verabredet hätten, die Lampengerüste niederzureißen, um die Illumination zu verderben, die ja doch nur zur Ehre des Tyrannen Ludwig Philipp veranstaltet werde, daß die Polizei aber sie beinahe bei dieser löblichen Beschäftigung überrascht habe.

Nach und nach trafen auch die anderen ein, alle in Blusen, die über und über mit Talg und Ruß befleckt waren. Wie durch einen Zauberschlag war ich inmitten der politischen Corpsbrüder versetzt! Da ein Zimmer im Hause, das thatsächlich ein Flüchtlingsheim bildete, frei war, so bezog ich dasselbe sofort. Der Abend wurde in dem revolutionären Bierhause „La hâche" verbracht und am andern Morgen Kriegsrat gehalten.

Herr Kratz, der später Maire von Straßburg wurde und mit dem ich auf dem Aargletscher im Jahre 1840 vertrauter wurde, hatte mich schon im Postwagen über die Gesinnungen des Präfekten, den Flücht-

lingen gegenüber, hinlänglich belehrt. Ich erfuhr nun, daß der Präfekt alle ihm untergebenen Polizeikommissäre unter Androhung augenblicklicher Dienstentlassung in Pflicht genommen habe, jeden Flüchtling ihm anzuzeigen, daß aber einer dieser Kommissäre, ein alter Republikaner, Namens Pfister, diesen Befehl in den Wind schlage und die Flüchtlinge in seinem Quartiere unbehelligt lasse, ja sogar in seine Obhut genommen habe.

Nicht ohne Entgelt! Es trieben sich damals eine Menge von Strolchen und Gaunern im Elsaß umher, die sich fälschlich für Flüchtlinge ausgaben. Pfister hatte also mit den politischen Flüchtlingen, in deren sonstige Ehrenhaftigkeit er volles Vertrauen setzte, ein Abkommen getroffen, wonach er alle, von diesen ihm als Flüchtlinge Empfohlenen beschützte, dagegen sie verpflichtete, ihm alle falschen Flüchtlinge zu verzeichnen. Man hatte eine lange Liste der „Strömer“, wie man die Flüchtlinge nannte, zusammengestellt, Hauptströmer, Nebenströme (die Weiber und Freundinnen) und schließlich zwei Rubriken geschaffen, die ihren Erfindern alle Ehre machten: „Strömende Gauner“ für Strolche, die sich für Flüchtlinge ausgaben und „Gaunerische Strömer“, wirkliche Flüchtlinge, die aber sich nicht entblödeten, Gaunereien zu begehen.

Die allgemeine Ansicht des Kriegsrates ging dahin, daß meine Ankunft unmittelbar Herrn Pfister angezeigt und sein Schutz für mich angerufen werden solle. Aber während unser Vorsitzender den Brief an Pfister aufsetzte, lief ein Schreiben von diesem ein, des Inhaltes, es werde nächstens ein Individuum anlangen, das sich für einen Flüchtling ausgebe, aber ein Kutscher aus der Pfalz sei, der sich mit den Pferden und dem Wagen seines Herrn nach dem Elsaß begeben und seinen Raub dort versilbert habe. Man möge dafür sorgen, daß er, Pfister, ihn dingfest machen könne. Sein Name sei Vogt.

Man beriet hin und her. Endlich siegte der Vorschlag, ich solle mit zweien meiner Freunde, die Pfister besonders schätzte, mich zu diesem begeben und ihm die Sache wahrheitsgetreu darstellen.

Wir werden bei Pfister eingeführt. Der Mann erweckte Vertrauen mit seinem langen, weißen Barte, der ein treuherziges Gesicht umrahmte. Meine Freunde stellen mich als neu angekommenen Flüchtling vor. Pfister grüßt freundlich, aber in dem Augenblicke, wo mein Namen genannt wird, greift er nach der Klingel. „Bitte, Herr Polizeikommissär,“ sage ich, „ich bin kein Kutscher, habe auch kein Gespann gestohlen!“ — „Wie können Sie die Geschichte wissen?“ sagt er, meine Freunde zornig an-

blickend und eine Indiskretion vermutend. Es bedurfte einigen Hin- und Herredens, um ihm den Fall klar zu machen. „Nun gut!“ sagte Pfister endlich, „ich will den Herren glauben, wenn sie versichern, daß sie seit Jahren mit Ihnen bekannt sind und Sie eines Diebstahles nicht für fähig halten. Aber ich muß Gewißheit haben. Sie sagen, daß Ihr Vater Professor in Bern sei und Sie zu ihm reisen wollen. Haben Sie Ihren Vater schon von Ihrer Ankunft hier benachrichtigt?“ — „Noch nicht. Ich wollte es nach der Konferenz mit Ihnen thun!“ — „So setzen Sie sich hier an mein Bureau und schreiben Sie in unserer Gegenwart den Brief. Bitten Sie zugleich Ihren Vater, Ihnen einen Paß von Bern aus zu schicken, denn, wie Sie wissen, wird jetzt die Grenze scharf bewacht, um die Teilnehmer am Lyoner Aufstande im letzten Jahre aufzufangen, die aus Sainte Pélagie ausgebrochen sind und wahrscheinlich noch im Lande sind. Hoffentlich kriegen sie sie nicht!“ fügte er leise hinzu, zu meinen Freunden sich wendend.

Ich schrieb den Brief, den Pfister behändigte und aufmerksam durchlas. Er nickte beifällig. „Sie können nun mit den Herren gehen. Aber ich sage Ihnen offen, daß ich Sie beaufsichtigen lassen werde. Ihre Wohnung am Fischerquai dürfen Sie unter keiner Bedingung ändern. Adieu!“

Nach einigen Tagen ließ mich Pfister rufen. „Die Sache ist in Ordnung,“ rief er, mir die Hand reichend. „Hier die Antwort Ihres Vaters. Ich danke Ihnen und den Herren, daß sie mir die Wahrheit gesagt haben. Kommen Sie morgen Nachmittags mit ihnen zu mir in meinen Garten an der Ill; wir wollen dann nähere Bekanntschaft machen. Meine Agenten haben Ordre, Sie unbeaufsichtigt zu lassen!“

Für mich war die Sache aber gar nicht in Ordnung. Mein Vater hatte sich unmittelbar nach Ankunft meines Briefes an den Polizeidirektor in Bern mit der Bitte um einen Paß für mich gewandt. Dieser aber hatte ihm geantwortet, einen Paß könne er mir nicht geben, da ich nicht Sohn eines Schweizer Bürgers sei; er wolle aber an den Präfekten von Straßburg schreiben, daß dieser mir einen Laufpaß zur Reise nach der Schweiz geben möge. Dies geschah. Mein Vater, der ebensowenig wie der Berner Polizeidirektor die Lage der Sache in Straßburg kannte, hatte sich dabei beruhigt. Der Präfekt von Straßburg rief seine Kommissäre zusammen und fragte nach mir. Pfister, dem schon die Entlassung angedroht war, schwor wie die andern Stein und Bein, daß meine Existenz ihm unbekannt sei. Der Präfekt von Straßburg schrieb also sehr höflich

an den Polizeidirektor in Bern, ein politischer Flüchtling, Namens Vogt, habe sich bis jetzt in Straßburg nicht blicken lassen; er werde aber, sobald der junge Mensch eintreffen sollte, mit Vergnügen den Wunsch des Herrn Direktors erfüllen.

So war ich denn gefangen in Straßburg, notgedrungen von denjenigen verleugnet, die um meine Existenz wußten und in die Unmöglichkeit versetzt, die Stadt und das Land zu verlassen, denn die Grenze wurde in der That sehr scharf bewacht.

Man mußte sich in das Unvermeidliche fügen und eine Gelegenheit zur Reise nach der Schweiz abwarten. Meine Lage war sehr peinlich. Ich sehnte mich zu den Meinen in Bern und hatte durchaus keine Lust, in Straßburg meine chemischen Studien fortzusetzen, obgleich der Professor der Chemie, Persoz, den ich von Handwerks wegen begrüßt hatte, mich lebhaft dazu aufforderte. Das Flüchtlingsleben selbst reizte mich umsoweniger, als es mir aufgezwungen war.

Dem Präfekten zum Trotz wimmelte es damals in Straßburg von Flüchtlingen aller Art, aus bürgerlichen und Universitätskreisen. Wenn man auch einander nicht feindselig gegenüber stand, hatten diese beiden Kategorien doch nur oberflächliche Beziehungen zu einander. Obgleich sich unter den „Philistern“ Männer wie Georg Fein, W. Schulz und andere befanden, welche an Kenntnissen und allgemeiner Bildung weit über dem Niveau der Studenten standen, sahen diese letzteren doch die Philister einigermaßen über die Achsel an; nur wenige unter ihnen konnten den Umgang mit Männern begreifen, die den „Komment“ für aristokratischen Blödsinn, die Korpsbündeleien, die Mensuren und das obligate Kneipen für Überreste mittelalterlicher Roheit erklärten. Wenn aber die Studenten über diese Anschauungen ihrer eigenen Landsleute sich erhaben dünkten und nur ein Achselzucken zur Antwort auf deren Kritiken hatten, so kränkte es sie doch, daß die Straßburger Studenten, von welchen sich einige mit den Flüchtlingen befreundet hatten, für deren Schrullen ebenfalls nicht das mindeste Verständnis zeigten. Da ich niemals mich für diese Dinge hatte begeistern können, niemals die farbige Mütze und das Band getragen hatte, so bequemte ich mich leichter den Anschauungen der Philister an, unter welchen sich einige Gießener Bürger befanden, mit welchen ich seit längerer Zeit bekannt war.

Alle diese Leute aber, Studenten wie Philister, lebten in der Illusion, daß ihr Exil nur von kurzer Dauer sein werde und sie bald siegreich in das Vaterland zurückkehren könnten. Ich habe später, in so

manchen Flüchtlingsperioden, die an mir vorüberrauschten oder an welchen ich selbst beteiligt war, stets dieselbe Erfahrung bestätigt gefunden. Der Flüchtling glaubt, vom Auslande her die Umwälzung herbeiführen zu können, die er, solange er sich in seinem Lande befand, nicht zu bewerkstelligen imstande war; er stürzt sich in die tollsten Unternehmungen, weist bleibende Stellungen, die sich ihm im Auslande bieten, zurück, um stets dem Rufe des Vaterlandes Folge leisten zu können und klagt, wenn er auf dem Gipfel dieses Paroxysmus angelangt ist, diejenigen des Verrates an, welche sich Mühe gaben, ihm und seinen Genossen ein Unterkommen in festen Stellungen zu verschaffen. Die Not und der Kampf um das Leben zwingt dann doch schließlich manche, diese Anschauungen für einige Zeit an den Nagel zu hängen.

Einigen der älteren Flüchtlinge, vom Hambacher Fest her, war es schon gelungen, dauernde Stellungen bei den Elsässern zu erringen, was durch die ungeheuchelte Sympathie des ganzen Volkes ihnen wesentlich erleichtert wurde. Die andern fuhren in ihrem abenteuerlichen Treiben fort, so lange sie noch Mittel zur Fortführung ihres Lebens hatten. So erinnere ich mich, daß ernsthaft ein Plan diskutiert wurde, welchen der Anblick von mehreren hundert neuen Kanonenrohren, die in dem Hofe der Artilleriekaserne reihenweise geordnet lagen, einem etwas überspannten Faktor einer geheimen Druckerei inspiriert hatte. Die Rohre sollten unlaffetiert, in derselben Ordnung auf ein ungeheures Floß verladen werden, mit dem man den Rhein hinunter bis Mainz fahren wollte, wo man dann die Festungswerke auf beiden Ufern des Rheins von Innen heraus bombardiert hätte!

Ernstere Bewegungen verursachte das plötzliche Erscheinen des aus der Geschichte von Kaspar Hauser berüchtigten Majors Hennehofer, der nach einer Broschüre fahndete, die diesen Fall behandelte und nachzuweisen suchte, daß besagter Kaspar Hauser, der rechtmäßige Erbe Badens, in verbrecherischer Weise beiseite geschafft worden sei. Die Umtriebe Hennehofers, der kein Geld sparte und sich namentlich mit Harro Harring, einem sehr zweifelhaften, im deutschen Rocke herumstolzierenden Individuum in Verbindung gesetzt hatte, schienen den Verdacht, daß die Broschüre das Rechte getroffen habe, nur zu bestätigen und hielten fast die gesammte Flüchtlingsschaft in Atem.

Endlich bot sich eine, freilich etwas mißliche Gelegenheit, zum Fortkommen.

In Straßburg lebte damals ein schon älterer Flüchtling, unter dem

Namen „der schwarze Hans“ bekannt, dessen Familiennamen ich vergessen habe. Er war von der französischen, wie von der schweizerischen Polizei in gleicher Weise gehetzt, wurde im Betretungsfalle regelmäßig über die Grenze geworfen und hatte nirgends Rast noch Ruhe. Weshalb ihn die französische Polizei besonders auf das Korn genommen hatte, weiß ich nicht; in dem Kanton Basel-Landschaft hatte er mit dem berüchtigten Rauschenplatt, der „Kater“ genannt, der so schmählich seine Laufbahn als Chef der Gagern’schen geheimen Reichspolizei enden sollte (die edlen Männer des Parlamentes konnten nicht ohne Spionage und Geheimpolizei existieren), in mißverstandenem Unabhängigkeitseifer eine Gemeinde aufgewiegelt, welche sich für souverän erklären und von dem Kanton trennen wollte. Man hatte der Gemeinde einen Vormund (einen Vogt nach schweizerischer Ausdrucksweise) bestellt, ihr eine Geldbuße auferlegt und die beiden Aufwiegler einfach über die Grenze befördert. Nachdem der schwarze Hans sich seine revolutionären Hörner einigermaßen abgenutzt hatte, beendete er seine medizinischen Studien in Bern und starb später als geschätzter und viel betrauerter Arzt in Neu-Orleans während einer Choleraepidemie.

„Ich kann mich hier nicht mehr halten,“ sagte er mir. „Ich muß nach der Schweiz, nach Baselland zurück. Wenn alle Stränge reißen, mache ich meinem Schatz, den ich dort habe, ein Kind; dann müssen sie mich behalten! Ich weiß, wie wir über die Grenze kommen können. Willst du mit?“ — Ich schlug ein, obgleich mir der Plan etwas abenteuerlich vorkam.

Wir begaben uns nach Colmar und schifften uns in der Nähe dieser Stadt mit Schleichhändlern ein, die ihr gefährliches Geschäft auf dem Rheine trieben. Die leichten und flachen Kähne, deren sie sich bedienten, waren stromaufwärts nicht beladen und wurden in angestrengter Arbeit mit Rudern und Stangen vorangetrieben. Aber man fuhr nur Nachts und ruhte Tags über im Geröhricht der Ufer oder der zahlreichen kleinen Inseln im Strombette. Von Licht und Feuer war keine Rede, man lebte von kalter Küche. Die Leute kannten den Weg auf das Genaueste; man kreuzte beständig den Fluß, um den Posten auf der badischen oder französischen Seite auszuweichen; öfter hörten wir auch Haltrufe und den Pfiff der Kugeln, die uns zugesandt wurden. Nach einigen, in dieser Weise zugebrachten Tagen und Nächten landeten wir endlich jenseits der französischen Grenze auf schweizerischem Boden in einiger Entfernung von Basel, das der schwarze Hans aus leicht begreiflichen Gründen zu um-

gehen wünschte. Wir schieden auf der Landstraße in der Nähe von Liestal; er schlug sich seitwärts in die Büsche, ich setzte den Weg nach Bern über den Hauenstein fort, wo ich in so landstreicherischem Aufzuge eintraf, daß meine Mutter mich mehrere Tage lang nicht anzusehen vermochte, ohne in Thränen auszubrechen. Leiblich war ich zwar nicht verkommen, aber dieser verlotterte Anzug! Diese Nankinghosen, die nur bis zur halben Wade reichten und denen man ansah, daß die ungeschickten Hände des Besitzers selbst versucht hatten, sie zu waschen und zu reinigen!

Die Erklärung dieser Verlotterung ergab sich leicht und ich würde des Vorfalles gar nicht erwähnen, wenn er nicht eine Illustration zu dem Flüchtlingsleben gäbe. Als der Fasan sich aus Gießen flüchtete, hatte er, um weniger leicht erkannt zu werden, Kleider von mir angezogen und die seinen zurückgelassen. Die Reihe des Flüchtens kam an mich und da ich kein Gepäck mit mir nehmen konnte, sondern als harmloser Spaziergänger das Weite suchen mußte, legte ich die zurückgelassenen Kleider des Fasan an, in der Erwartung, den Rücktausch in Straßburg bewerkstelligen zu können. Der Fasan, dessen einziger Anzug durch die Expedition gegen die Illuminationslaternen ruiniert war, zeigte sich sehr erfreut, wieder in den Besitz seiner Kleider zu kommen. Als ich aber nach meinem Anzuge fragte, gestand er, daß er in dringender Geldnot denselben vertrödelt habe. Ich konnte dem armen Freunde seine Kleider nicht vorenthalten, mußte also für einen neuen Anzug sorgen, der bei dem Trödler beschafft wurde, da damals noch keine Magazine mit fertigen Anzügen existierten und meine Kasse für den Schneider nicht reichte. Der Anzug, blauer Frack mit gelben Messingknöpfen, heller Weste und Nankinghosen, nahm sich freilich anfangs ganz gut und zeitgemäß aus, geriet aber bald und namentlich durch die Reise mit den Schmugglern in den desperaten Zustand, der meiner Mutter die traurigsten Anschauungen über die bestandenen Leiden ihres Sohnes eingab.

Universitätszeit in Bern.

Als ich in Bern ankam, stand die Universität noch in ihrem ersten Lebensjahre und mußte, schon in diesem zarten Alter, mit Aufgebot aller Kräfte um ihre Existenz kämpfen. Bis zum Jahre 1834 hatte Bern nur eine sogenannte „Akademie“ besessen, eine höchst seltsam zusammengewürfelte und organisierte Lehranstalt, welche wesentlich nur für Söhne des Patriziats und der „regimentsfähigen Burgerschaft“ bestimmt war. Ausdrücklich waren ausgeschlossen: „Alle Unehelichen, alle Söhne von Eltern, welche in der Klasse der Dienstboten oder in einem ähnlichen Stande sich befinden, und endlich diejenigen Kantonsfremden, die in keiner Stadt verburgert sind oder die nicht infolge des Ranges, Standes und Vermögens ihrer Eltern zu wissenschaftlicher Bildung sich eignen.“ Wenn auch diese Bestimmungen, welche das bernische Patriziat als Schutzwall für seine eigene Existenz aufgeworfen hatte, nicht in den Statuten der Akademien von Lausanne, Genf und Neuenburg sich vorfanden, so war doch die Organisation aller dieser Anstalten etwa dieselbe. Die Theologie spielte die Hauptrolle; ihr waren alle übrigen Disziplinen und Fakultäten nur als Nebenfächer beigegeben. Es existierte weder Lehr- noch Lernfreiheit; Maßregelungen der Professoren wegen mißbeliebiger Äußerungen waren ebenso an der Tagesordnung, wie die Zwangskollegien und halbjährlichen oder jährlichen Prüfungen über die gehörten Fächer obligatorisch waren.

Diesen, dem Boden des orthodoxen Calvinismus und Zwinglianismus entsproßten Zwangsanstalten gegenüber, welche merkwürdigerweise, wie auch die Mittelschulen, die Methoden und inneren Einrichtungen der Jesuitenschulen mit großer Zähigkeit festhielten, hatten früher schon frei-

sinnige Männer, wie Troxler, Zschokke und andere die Errichtung einer schweizerischen Hochschule vorgeschlagen. Es war besonders der bekannte Geschichtsforscher Monnard, Professor in Lausanne, dessen energischem Eingreifen als Großrat in Waadt und als Tagsatzungsgesandter es zu danken war, daß im Jahre 1832 die Gesandten sämtlicher Kantone mit Ausnahme von Uri, Schwytz und Unterwalden, deren erster nicht mit Unrecht als Symbol für die ganze Gruppe der Urkantone den Stierkopf im Wappen führt, die Errichtung einer eidgenössischen Universität beschlossen und die Grundzüge ihrer Organisation nach dem Muster der deutschen Universitäten feststellten. Basel, die damals einzige Universität in der Schweiz, konnte für die Wahl des eidgenössischen Hochschulsitzes nicht in Betracht kommen. Infolge der Wirren und Kämpfe, die zu der Abtrennung der Landschaft von der Stadt Basel geführt hatten, war nicht nur die Existenz der dortigen Hochschule selbst in Frage gestellt, sondern auch die Abneigung der Freisinnigen gegen das reaktionäre Basel so groß, daß man um keinen Preis zu der Wahl der ziemlich allgemein verhaßten Stadt gestimmt hätte.

So blieben denn nur Zürich und Bern als Konkurrenten für den Sitz der eidgenössischen Hochschule. Es entstand ein wahrer Wettlauf unter diesen beiden Vororten. Mochte man die Sache auch noch so sehr mit schönen Redensarten verbrämen und vertuschen, für denjenigen, der die damaligen Zustände miterlebt hat, ist es klar, daß nur die Eifersucht zwischen diesen beiden Kantonen die Triebfeder zur Errichtung der Universitäten von Zürich und Bern war. Zürich gewann den Vorsprung; es gründete seine Hochschule im Jahre 1833 und warf dieses Gewicht in die Wagschale seiner Ansprüche. Nun wurden die Berner wild. „Was die Züricher können, können wir auch," hieß es und im Herbste 1834 wurde die mit großer Mehrheit von dem Großen Rate der Republik Bern beschlossene Universität eröffnet. Die noch immer mächtige aristokratische Partei des Kantons war der Hochschule entschieden feindlich gesinnt und ohne die erwähnte Eifersucht hätte man schwerlich die Bauern des Kantons Bern, die sich sicherlich nicht für ideale Zwecke begeistern lassen, für den Vorschlag gewinnen können. Hörte ich ja doch selbst eines Tages im Großen Rate, als ein Kredit für Ankauf einer bedeutenden mineralogischen Sammlung gefordert wurde, einen dieser Vertreter ausrufen: „Wenn man uns einen Kredit für Wegschaffung der Steine aus dem Lande verlangte, würde ich gerne zustimmen; ich widersetze mich aber entschieden dem Plane, noch mehr Steine hereinzubringen!"

Die beiden neu gegründeten Universitäten befanden sich damals in einer glücklichen Lage hinsichtlich der Beschaffung von Lehrkräften aus dem Auslande, die um so mehr geboten war, als es im Inlande entschieden an geeigneten Männern fehlte. Die Verfolgungen und Quängeleien, welchen freisinnige Männer in Deutschland ausgesetzt waren, bewogen eine Menge tüchtiger und ausgezeichneter Professoren, sich nach der Schweiz zu wenden. Oken und Schönlein, Henle und Pfeufer, mein Vater und Zeller wären ohne diese unerträglichen Plackereien wohl schwerlich für die schweizerischen Universitäten gewonnen worden.

Mein Vater war zwar schon, wie oben erwähnt, bei der Gründung der Universität Bern im Herbste 1834 dorthin als Kliniker berufen worden, konnte aber diesem Rufe erst auf Ostern 1835 Folge leisten. Ich traf unsere Familie, als ich im August desselben Jahres nach Überwindung der erzählten Fährlichkeiten dort eintraf, in dem sogenannten Schlößli, etwa 15 Minuten von der Stadt an der Straße nach Murten provisorisch installiert, bis eine Wohnung bezogen werden konnte, die der Staat meinem Vater zur Verfügung stellte und die in der sogenannten Herrengasse gelegen war, welche sich vom Gymnasium zum Münsterplatze erstreckt. Die französische Benennung „rue des ministres“, drückt die ursprüngliche Bestimmung dieser Straße besser aus. Die ganze Flucht von Häusern auf der Südseite bestand, mit Ausnahme eines großen, der Familie von Wattenwyl gehörigen Hauses, aus Predigerwohnungen, über welche die Regierung zu verfügen hatte. Einige derselben wurden nun an Professoren verliehen.

Die demütigen Diener des Evangeliums hatten sich keine schlechte Lage auserwählt. Die Straße selbst war unansehnlich, schlecht gepflastert, aber mit einem laufenden Brunnen versehen. Sie wurde während der Predigt an einem Ende mit einer Kette gesperrt, damit die Andächtigen im benachbarten Münster nicht durch das Wagengerassel gestört würden. Die Eingänge der Häuser von der Straße aus waren unansehnlich. Unser Haus hatte vier Stockwerke, aber nur zwei Fenster in der Fronte, einen dunklen Eingang, der zu einer nicht minder dunklen Wendeltreppe in der Mitte führte. Aber die Aussicht aus den nach Süden gelegenen Zimmern und von den dort angebrachten Lauben und Galerieen auf das imposante Panorama der Alpen war entzückend schön. Im Hintergrunde die ganze weite Kette der Schneeberge, Wetterhorn, Schreckhorn, Finsteraarhorn, Eiger, Mönch, Jungfrau bis zur Blümlisalp, der Attels und dem Rinderhorn, im Mittelgrunde die Vorberge

des Hohgant, des Brienzergrates, des Niesen und Stockhorns, im Vordergrunde die Aare, die rauschend über die Schwelle des sogenannten Schwellenmätteli stürzte und Flöße und Schiffe mit sich führte, während man deutlich die Lachse sehen konnte, welche das Wehr übersprangen, um stromaufwärts zu laichen. Hier ein steiler, als Garten bepflanzter Abhang, der in die untere Stadt, die sogenannte Matte mündete.

Mein Vater hatte das große Parterrezimmer mit einer Laube davor inne. Von dort aus konnte er sein Gärtchen übersehen, das den steilen Abhang einnahm und dessen Beete durch halsbrechende Steintreppen verbunden waren. Man gelangte zu diesem Garten durch zwei Stockwerke dunkeler Keller. Vater und Mutter hatten sich das Departement geteilt; der Vater kultivierte Blumen und Obst, die Mutter die Gemüse, hatte sich aber zugleich die Stachelbeeren reserviert, die sie vor allem liebte. Levkoyen und Nelken waren des Vaters Lieblingsblumen, Rosen und Hyazinthen kamen erst in zweiter Linie. Von der Laube aus schoß der Vater auf die Katzen, die sich in seinen Pflanzenbeeten wälzten, mit Thonkügelchen durch ein Blasrohr. Auf der Laube tummelten sich zwischen den Blumentöpfen zahlreiche Mauereidechsen. Der Vater hatte sie einigermaßen gezähmt. Er pfiff ihnen Walzermelodien und Studentenlieder vor. Es war reizend anzusehen, wie die lebhaften Tierchen herbeieilten und auf der Brüstung, das niedliche Köpfchen hochgehoben und die glänzenden Augen auf den Künstler gerichtet, regungslos dem Konzerte zuhörten. In dem Vorplatze, von welchem man zu den Kellern gelangte, war ein Zimmerchen ausgespart, das nur vom Vorplatze aus Licht erhielt, vom Vater als Wartezimmer benutzt wurde, bald aber auch von der Mutter zur Beherbergung von Flüchtlingen ausgestattet wurde.

Im ersten Stocke befand sich auf der Straßenseite das große Eßzimmer, auf der Alpenseite das kleine Zimmer meiner Mutter mit einer geräumigen Laube davor, wo man sich an Sommerabenden aufhielt und zwischen beiden die enge dunkle Küche. In den beiden Stockwerken darüber je zwei Zimmer, eines nach der Straße, eines nach den Alpen, mit sehr wechselnder Bestimmung. Meine Mutter liebte, was wir eine „Gemütsveränderung“ nannten. Der Salon, wo das Klavier stand, die drei andern Zimmer, die von den acht Sprößlingen, den vier Söhnen und vier Töchtern, okkupiert wurden, waren in beständiger Wandlung begriffen; Möbel, Betten, alles sonstige Zubehör wurde nicht nur abwechselnd hinüber und herüber, sondern auch hinauf und herabgeschleppt.

Bald entwickelte sich in dem früheren Pfarrhause ein äußerst in-

tensives Leben, wie ich ähnliches nirgends gesehen habe. Der Vater war in allen Dingen, so weit sie von ihm abhingen, von äußerster Pünktlichkeit, so sehr, daß die Bewohner der Herrengasse ihre Uhren nach seinen Ein- und Ausgängen aus der Hausthüre richteten. Sommer und Winter stand er gegen fünf Uhr morgens auf und arbeitete in seinem Zimmer, wohin ihm der Kaffee gebracht wurde, bis gegen acht Uhr, wo er in seine Klinik ging und nach Beendigung derselben seine Privatpraxis besorgte. Mit dem Schlage zwölf erschien er im Eßzimmer, stellte die lange Pfeife, die ihm im Hause niemals ausging, in die Ecke und setzte sich zu Tisch. Wir waren schon elf Personen, die acht Kinder, die Eltern und der Hauslehrer Frölich, der später meine älteste Schwester heiratete und die erste höhere Mädchenschule in Bern gründete, welcher er lange Jahre als Direktor vorstand und nach deren Muster viele ähnliche Sekundarschulen in andern Schweizerstädten eingerichtet wurden. Aber nur selten war die Zahl der Tischgäste auf die Familie beschränkt. Der in der Vorplatzstube hausende Flüchtling nahm selbstverständlich an den Mahlzeiten teil, meist kamen noch unangemeldete Gäste aus der Stadt oder den benachbarten Orten.

Da mein Vater selbst bei Tische vorlegte, aber auf Kürze der Mahlzeiten hielt, weil er vor seiner Sprechstunde um 1¼ Uhr noch nach dem Mahle sich einem kurzen Schlafe hingab, so hatte er einen großen runden Tisch anfertigen lassen, dessen weißen Ölanstrich er von Zeit zu Zeit erneuerte, zum großen Schrecken meiner Mutter, denn da er den nötigen Firnis selbst kochte, die Farbe von uns reiben ließ und selbst anstrich, so war das Haus in solchen Momenten von Ölgeruch erfüllt. Aber man sparte auf diese Weise ein Tischtuch, das man schon deshalb nicht auflegen konnte, weil auf der Mitte des Tisches eine kurze Säule aufgeschraubt war, die eine kleinere Drehscheibe trug. Auf diese wurden die Schüsseln gesetzt und wenn man einem Gaste die Schüssel anbieten wollte, drehte man ihm mit einem Rucke die Scheibe zu. Das gab oft zu ergötzlichen Scenen Veranlassung, wenn ein Neuling sich bedienen wollte und mit dem Löffel in der Hand sitzen blieb, während die Schüssel zu einem anderen wanderte. Für den Vater aber war die Einrichtung eine große Erleichterung. Er zerlegte das Fleisch, setzte die Schüssel auf die Scheibe und kümmerte sich nicht weiter darum. Hilf dir selbst! war dann die Losung. Wasser war das einzige Getränk; nur bei festlichen Gelegenheiten wurde Wein aufgestellt. Erst in Bern erschien Porzellan auf dem Tische; in Gießen hatte man noch Zinngeschirr.

Die Universität lag ganz in der Nähe unserer Wohnung, die der Vater um drei Uhr verließ, um täglich, während zwei Stunden, seine Vorlesung zu halten. Dann ging er in sein Spital, machte, wenn nötig, noch einige Krankenbesuche, trat auch wohl in eine radikale Kneipe ein, wo er Mitglieder der Regierung und andere Politiker zu finden sicher war und erschien Punkt sieben Uhr zum Nachtessen, das ebenso schnell abgethan wurde, als das Mittagessen. Aber dann liebte er Gesellschaft. Man brachte Pfeifen und Tabak, besprach alles und jedes, bunt durcheinander, bis etwa um neun Uhr der Vater sich erhob, um, wie er sich auszudrücken pflegte, „auf die Stange zu hüpfen". Hitzige Debatten über aufregende Tagesereignisse konnten ihn zuweilen veranlassen, länger zu bleiben und eine neue Pfeife in Brand zu setzen. Nur bei besonderen Gelegenheiten ließ er sich bewegen, nach dem Nachtessen das Haus zu verlassen und andere Gesellschaft aufzusuchen.

Durch seine ruhige Besonnenheit, seinen scharfen Verstand, seine eindringende Kenntnis in politischem und administrativem Gebiete und seine praktische Tüchtigkeit hatte sich mein Vater bald eine einflußreiche Stellung errungen, so daß namentlich von den jüngeren Mitgliedern der radikalen Partei sein Rat häufig gesucht wurde. Sein gemütliches Wohlwollen, das einen den Nagel auf den Kopf treffenden Witz nicht ausschloß, seine Freude an dem Leben und Treiben der Jugend machte ihn zum Mittelpunkte der ungebetenen Gesellschaft, die sich Abends versammelte. Nicht minder war meine Mutter die Seele des Kreises. Heiterer, fröhlicher Sinn, der durch nichts gestört werden konnte, gepaart mit einer originellen Ursprünglichkeit, einer pittoresken Ausdrucksweise und einer großen Empfänglichkeit für alles Schöne und Gute ließen sie oft von den Freunden mit der Frau Aja vergleichen. Eine wahrhaft mütterliche Sorgfalt widmete sie den Flüchtlingen und Bedürftigen, die aber nur so weit ging, als sie bei ihnen den Willen zur Arbeit und tüchtigen Lebensführung erkannte. Wer faullenzte, wurde ohne weiteres aus dem Hause befördert.

So konnte es nicht fehlen, daß unser Haus täglich Abendgäste sah aus den verschiedensten Lebensstellungen. Fremde und einheimische Professoren, viele Flüchtlinge, alle Durchreisende oder nur kurze Zeit sich Aufhaltende, die liberalen Tendenzen huldigten, schweizerische National- und Ständeräte, bernische Regierende oder Politiker, die eine Rolle spielten oder später zu spielen beabsichtigten, fanden sich ein, die einen nur gelegentlich, die andern gewissermaßen als ständige Stammgäste. Es herrschte

ein freier, gemütlich ironischer Ton in dieser Gesellschaft körperlich und geistig gesunder Menschen, welche kränkelnde Empfindlichkeit und überspannte, eitle Selbstschätzung nicht aufkommen ließ. Freilich fanden sich diejenigen Individuen, die nur sich und von sich hören wollten, besonders die eitlen Litteraten, nicht ganz auf dem gewünschten Boden. Ich habe nie einen verlegeneren Menschen gesehen, als den geckenhaften Andersen, der trotz mehrfacher Anläufe es nicht dazu bringen konnte, daß man seine Märchen ihm in das Gesicht pries. Als der erste Flüchtlingsschwall aus den dreißiger Jahren nachließ, waren meine Geschwister allmählich herangewachsen und unsere Freunde und Freundinnen rückten an die Stelle der heimatlosen Flüchtlinge, welche unterdessen Unterschlupf in der Schweiz gefunden hatten oder weiter nach Frankreich, England oder Amerika ausgewandert waren.

Ich hatte die Absicht, in Bern meine chemischen Studien fortzusetzen und meldete mich zu diesem Zwecke bei dem Professor der Chemie, Herrn Brunner. Der Mann war ein tüchtiger Chemiker aus der alten Schule, guter Analytiker, der mit großer Genauigkeit arbeitete, aber durchaus nicht das Bedürfnis fühlte, die Wissenschaft weiter vorwärts zu bringen. Er war Bürger von Bern, worauf man sich nicht wenig einbildete. Im Waadtlande hört man noch heute, daß einer nach Überwindung von Schwierigkeiten, deren er nicht Herr werden zu können glaubte, den glücklichen Ausgang mit den Worten ankündigt: „Maintenant, nous sommes de Berne.“ Die Brunner gehörten auch, wenn ich nicht irre, bis zu dem Sturze der aristokratischen Staatsverfassung im Jahre 1830, zu den sogenannten „regimentsfähigen Familien“, aus welchen allein die Schultheißen, die Regierungsräte, die Landvögte und überhaupt die höheren Beamten entnommen werden konnten. Diese Familien hatten zum Teil sehr sonderbare Vorrechte. Ich habe noch eine gute alte Frau, Namens Hopf, gekannt, die mir einmal im Gespräche sagte: „Ja, ja, Herr Vogt, i bi deh Barettli-tochter gsy!“ Auf Befragen erfuhr ich, daß jeder hochmögende Herr, der während einer gewissen Reihe von Jahren hohe Ämter bekleidet hatte, das Recht besaß, eine Landvogtei oder ein anderes einträgliches Amt von sich aus zu besetzen, ohne daß irgend eine Behörde gegen die Wahl hätte Einspruch erheben können. Da nun der Hochmögende eine solche Stelle, deren Besitz das Recht zum Tragen eines Barettes mit einer Feder darauf verlieh, seinem Schwiegersohne zu geben pflegte, so wurden die Töchter der Bevorzugten, die jedenfalls eifrig umfreit waren, „Barettli-töchter“ genannt.

Professor Brunner gehörte mit Leib und Seele zur aristokratischen Partei und würde bei der Umwandlung der alten Akademie in eine Universität ganz gewiß seine Entlassung genommen haben, wenn er nicht hätte befürchten müssen, daß dann die Stelle, bei dem Mangel einheimischer Lehrkräfte, einem fremden „Fötzel“ zufiele, deren seiner Ansicht nach schon zu viele an die Universität berufen worden waren. Man kann sich denken, daß er mich nicht allzu freundlich empfing. Aber geradezu starr wurde er vor Erstaunen, als ich ihm den Wunsch vortrug, in seinem Laboratorium und unter seiner Leitung meine bei Liebig begonnenen Studien fortzusetzen und ihm zugleich einen Empfehlungsbrief von Liebig überreichte, der Brunner übrigens persönlich nicht kannte. Eine solche Zumutung war ihm bis jetzt noch nicht vorgekommen. Er hielt mir eine Art Rede, worin er betonte, daß er eigentlich zur Annahme von Schülern nicht verpflichtet sei, daß er die Universität gewissermaßen gar nicht anerkenne, da sie dem Kanton Bern zu Leibe stehe, wie die Konfirmandenröcke den jungen Bauern, die schon auf das künftige Wachstum zugeschnitten und weit genug sein müßten, um als Hochzeitsröcke zu dienen; erklärte aber schließlich doch, er wolle mich, aus Hochachtung für seinen Kollegen Liebig annehmen.

Ich fand in einem Zimmer des Erdgeschosses der Universität ein überaus ärmlich ausgestattetes Laboratorium mit den gewöhnlichsten Utensilien für mineralische Analysen, einigen Reibschalen, Retorten, Gläsern, Glastrichtern und Reagenzgläschen — absolut nichts für Arbeiten in organischer Chemie. In einer Ecke aber stand ein seltsamer Ofen und daneben einige aus Eisen geschmiedete Krüge, wie man sie zum Transporte von Quecksilber benutzte. Brunner hatte sich als Darsteller von Kalium einen Namen gemacht und benutzte diese Krüge zur Kaliumfabrikation, die bei ihm eine Liebhaberei geworden war, so daß man ihm keine größere Freude bereiten konnte, als wenn man sich von ihm chemisch reines Kalium erbat. Der alte Diener kannte absolut nur die Manipulationen zur Kaliumbereitung; die Reagentien glänzten durch ihre Abwesenheit. Brunner hatte den Grundsatz, man müsse sich seine Reagentien selber bereiten, um für ihre Reinheit stehen zu können. Während Liebig stets dazu drängte, durch neue Arbeiten die verlorene Zeit des Abdampfens, des Filtrierens und Auswaschens der Niederschläge auszufüllen, bestand Brunner auf gänzlicher Vollendung aller Operationen, bevor eine neue Analyse begonnen wurde. Wenn Brunner mit allen diesen Dingen den Zweck verband, mir das Laboratorium zu verleiden, so erreichte er ihn

gründlich. Bei Liebig war man an zahlreiche Genossen, an lebhafte Diskussionen, an arbeitsvolles Drängen und Treiben gewöhnt; hier saß ich allein vor einem Filtriertrichter, sah den Tropfen zu, die einer nach dem andern melancholisch herabfielen und wenn ich auch die Langeweile durch Lesen chemischer Abhandlungen und Bücher zu scheuchen suchte, so ward sie um so übermächtiger, als ich mir sagen mußte, daß ich wissenschaftlich auf diesem Wege nicht fortschreiten könne. Die gestellten Aufgaben enthielten nur Anwendung des Gelernten, keine Anregung zu selbständiger Forschung.

Vor den Fenstern des Laboratoriums befand sich ein Garten, aus welchem beständig Schmetterlinge, Hummeln, große Heuschrecken und anderes Insektenvolk in die offenen Fenster des Parterre einflogen. Ich versuchte, aus reiner Langeweile, mich mit der Anatomie dieser Tiere näher vertraut zu machen. Aber ich stieß auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Die Methode, kleinere Tiere unter Wasser zu sezieren, war mir gänzlich unbekannt. Der Professor der Zoologie an der Universität, Perty, konnte mir keinen Rat erteilen. Er war zwar damals noch vorwiegend Entomologe und hatte die von Spix und Martius aus Brasilien zurückgebrachten Insekten beschrieben; aber er hatte, wie die meisten Entomologen und Sammler, die Tiere nur von außen und nicht von innen betrachtet. Später erst beschäftigte sich Perty mit mikroskopischen Studien und endete seine Laufbahn im Mystizismus.

Ein Retter in der Not war G. Valentin, der als Professor der Physiologie und vergleichenden Anatomie aus Breslau berufen wurde. Er hatte sich besonders durch ein großes Werk über die Flimmerbewegung bekannt gemacht, die Frucht mehrjähriger Arbeiten mit Purkinjé, der damals in Breslau ganz Deutscher war, um später in Prag wieder ganz Czeche zu werden. Valentin besaß ein großes Mikroskop von Plössl in Wien, vielleicht das einzige, welches damals in Bern existierte. Er hatte die vergleichend-anatomische Sammlung, die man mit der menschlichen Anatomie und der Physiologie in einem alten Pulverturme der Festungswerke so schlecht als möglich untergebracht hatte, in einem entsetzlich verwahrlosten Zustande vorgefunden. Einige Skelette und als Zugabe eine Serie von Mißgeburten in Gläsern, deren Weingeist der versoffene Anatomiediener sehr schmackhaft fand, aber doch von Zeit zu Zeit erneuern mußte, weil diese Sammlung mit besonderer Vorliebe von den jungen, eben in der Kirche kopulierten Ehepaaren besucht wurde. Es gab fast keine Präparate von Weichteilen. Valentin unterrichtete

mich in der mikroskopischen Technik; er lehrte mich, Insekten und andere Kleintiere unter Wasser zu präparieren und als er sah, daß ich nicht ungeschickt und bald mit allen damaligen Übungen der Technik wohl vertraut war, gab er mir den Gedanken unter den Fuß, im nächsten Winter ihm bei Anfertigung der Präparate von Weichteilen zum Zwecke der Demonstration in den Vorlesungen an die Hand zu gehen.

Ich beriet mich mit meinem Vater über diese Frontveränderung. „Deine Studien in der Chemie,“ sagte dieser, werden dir immer nützlich sein und dir einen Vorsprung vor deinen Studiengenossen verschaffen. Wenn du zur Anatomie und Physiologie übergehen willst, habe ich nichts dagegen. Aber du mußt auch menschliche Anatomie betreiben, worin deine Kenntnisse mehr als lückenhaft sind und dies im Hinblick auf die Vollendung deiner medizinischen Studien. Zwei Sättel sind besser als einer: Wenn die andern Stränge reißen, kann man sich an den Doktor der Medizin halten, für welchen sich in der ganzen Welt Beschäftigung findet.“

Mit Beginn des Wintersemesters 1835 trat ich in die Anatomie ein und war dort bald ebenso seßhaft, wenn ich mich so ausdrücken kann, als früher in dem Laboratorium. Theile, der Professor der Anatomie, behandelte seine Wissenschaft vorzugsweise vom praktischen Standpunkte des Arztes und Chirurgen aus; Valentin verlangte unaufhörlich neue Präparate für seine Vorlesungen, setzte seine mikroskopischen Untersuchungen fort, an denen er mich teilnehmen ließ und machte Forschungen über die Funktionen der Zungennerven, die ihm sogar ernstliche Unannehmlichkeiten zuzogen, weil ein operierter Metzgerhund dem unaufmerksamen Anatomiediener entronnen und zu seinem ehemaligen Herrn mit der klaffenden Halswunde zurückgekehrt war. Die ehrsame Metzgerzunft rottete sich zusammen und man hatte Mühe, sie zu beruhigen. Ich warf mich mit Eifer auf die Anatomie der Nerven, fand manches Neue bei Eidechsen, Schlangen und Schildkröten, das ich später in einer Abhandlung niederlegte, welche noch heute, wie ich aus Hofmanns Darstellung in „Bronn's Tierreich“ ersehe, ihre Geltung nicht verloren hat.

Bern besitzt eine volkstümliche Institution in dem sogenannten „Bärengraben“, wo beständig Familien dieses Wappentieres gehalten werden. Der schreitende Bär, „der Mutz“, wird in Bern auf allen möglichen und unmöglichen Dingen angebracht, auf Kuchen und Torten, Stickereien und Aushängeschildern. Wo die Berner aufziehen, bei Schützenfesten oder sonstigen so zahlreichen Gelegenheiten (in keinem Lande giebt es so viel öffentliche Feste, als in der Schweiz), schreitet hinter der

Kantonalfahne der Mutz, ein Mann, in ein wirkliches Bärenfell gesteckt, an dessen Halse eine Öffnung angebracht ist, durch welche er sehen, atmen und zu großem Ergötzen der Zuschauer auch trinken kann. Das als Maske eingerichtete Bärenfell gehörte einem Schneider, der gegen Ende der Feste, wenn der „Mutz“ des Guten zu viel gethan hatte, sich meist bewogen fand, denselben am Arme zu führen, um Schädigungen des Felles im Straßenkote zu verhüten. Die Bären haben ihr eigenes Vermögen — alte Jungfern namentlich haben sie in ihren Testamenten bedacht. Die Stelle des Wärters, des „Bärenvaters“, war fest erblich in einer Familie König und zur Zeit meines Studententums war der „Bärevater Chüng“ eine wohlbekannte Persönlichkeit, der als souveräner Familienvater seiner Schützlinge waltete. Zahlreiche Anekdoten waren über ihn in Umlauf. Eines Tages hatte er den Zwinger gereinigt und war im Begriffe, die Treppe hinanzusteigen, als er hinter sich das Haupt der Bärenfamilie, den Mani, schnauben hörte. Er hatte vergessen, die Treppe zu schließen. König dreht sich um, klopft dem Bären freundlich auf den zottigen Kopf und hält ihm eine eindringliche Rede im besten Berndeutsch, die mit den Worten anfing: „Gang abe, Mani!“ In beweglicher Weise stellte er dem Mani vor, daß es ihm nicht erlaubt sei, an die Oberwelt zu kommen; er bringe ihn um Amt und Brot, ihn, einen Familienvater, wenn er seinen Vorsatz ausführe, an dem ihn zu verhindern er jetzt keine Macht habe. Aber Mani solle ein Einsehen haben; er sei ihm, König, einige Dankbarkeit schuldig für die viele Sorge, die er ihm gewidmet habe während langer Jahre — Gang abe, Mani! Gang abe!“ Der Bär kehrte in der That mit einigem Brummen in den Zwinger zurück, dessen Thüre König nun schloß, in der festen Überzeugung, daß der Bär seine Rede verstanden und ein menschliches Rühren empfunden habe.

Mani wurde alt, wassersüchtig und im höchsten Grade übellaunig und unverträglich. Bei einem ehelichen Zwiste hatte er der Gattin einen Eckzahn ausgeschlagen und dafür eine Ohrfeige erhalten, die ihm das Ohr und das eine Auge schwer verletzt hatte. Der Bärenvater schaffte ihn mit einer wohlgezielten Büchsenkugel aus dem Wege. Wenn sonst ein Bär getötet wurde, so hatte König noch reichliches Verdienst an der Leiche, die ihm gehörte. Die Tatzen wurden, als Leckerbissen, dem regierenden Herrn Schultheiß präsentiert; an dem Fleische erlabten sich die verschiedenen „Zünfte“ der Bürgerschaft, welche Zweckessen veranstalteten; das Fell wurde ebenfalls nicht schlecht bezahlt und das Fett

galt als ein vorzügliches Heilmittel gegen Rheumatismus und Gliederschmerzen. Aber an Mani war nichts zu verdienen. In seinen Atemnöten hatte er das Fell durchgescheuert bis auf die Haut; das Fett war bei dem wassersüchtigen Tiere vollkommen geschwunden, das Fleisch ungenießbar. Mani wurde also der Anatomie zur Verfügung gestellt und ich mit der Sektion beauftragt, welcher König beiwohnte. Bei dieser Gelegenheit unterhielt er mich von den Ergebnissen seiner fünfzigjährigen Beobachtungen. „Wenn die Bärin Junge wirft," sagte er, „und es sind drei Junge, so sind sie entweder alle drei Männchen oder Weibchen; wenn aber verschiedenen Geschlechtes, so sind es immer zwei Männchen und ein Weibchen oder zwei Weibchen und ein Männchen." „Im vorigen Jahre hat der Bär seine Jungen am 29. Januar gefressen. Diesmal soll es ihm aber nicht gelingen — ich nehme sie am 28. Januar fort!"

Die anatomischen und physiologischen Arbeiten zogen mich mächtig an; ich widmete ihnen volle zwei Jahre und da die ersteren großenteils dem Gebiete der vergleichenden Anatomie angehörten, so boten sie noch den Vorteil, daß ich praktisch in das Gesamtgebiet der Zoologie eingeführt wurde. Erst nach Verfluß dieser Zeit wandte ich mich den eigentlichen medizinischen Studien zu und arbeitete in Mußestunden in der Staatsapotheke, um auch mit diesem Zweige vertraut zu werden. Am meisten zog mich die Chirurgie an. Professor Demme hatte in seiner Klinik die Einrichtung getroffen, daß die typischen Operationen, wie Amputationen und andere, unter seiner Aufsicht von Hörern der Klinik ausgeführt wurden, welche die Studenten selbst bezeichnet hatten. Ich darf wohl sagen, daß ich alle Eigenschaften zu einem tüchtigen Chirurgen hatte, eine feste Hand, Kaltblütigkeit, scharfen Blick und Geistesgegenwart bei unvorhergesehenen Zufällen. Es war mir freilich nicht gegeben, Operationen zuzusehen, bei welchen ich nicht beschäftigt war; hatte ich aber nur einen Unterbindungsfaden oder einen Schwamm zu halten, um ihn im geeigneten Momente darzubieten, so war ich gefeit gegen jeden Anfall von Schwäche. Wären meine Studien in die gegenwärtige Zeit gefallen, so hätte ich wahrscheinlich nach dem Doktorexamen mich ausschließlich der Chirurgie gewidmet, trotz der Entsetzlichkeit mancher Operationen, die an schmerzfühlenden Menschen ausgeführt werden mußten, welchen man sogar anriet, zu schreien, um sich einigermaßen zu erleichtern. Aber die Nachbehandlungen! Diese entsetzlichen Eiterungen mit ihrem ganzen Gefolge Ekel erregender Manipulationen! Ich habe den Pro-

fessor Demme seine Messer im Zorne zu Boden schleudern sehen mit dem Ausrufe: Man sollte glauben, die Messer „seien vergiftet!“ Sie waren es wirklich, wie wir jetzt wissen, aber damals kannte man weder die anästhesierenden Mittel, noch die antiseptische Methode, noch die Unterbindung der ganzen Gliedmaßen, welche die Operationen an diesen Teilen vollkommen blutlos macht. Ich zähle die Erfinder dieser Methoden den größten Wohlthätern der Menschheit zu — aber damals waren diese Erfindungen, welche die ganze Chirurgie von Grund aus umgestaltet haben, noch nicht gemacht und ich konnte den Widerwillen gegen die Folgen der Operationen nicht überwinden.

Im Sommer 1839 machte ich zu gleicher Zeit bei der medizinischen Fakultät mein Doktor-Examen und die Staatsprüfung, welche allein das Recht zur Praxis verlieh, vor einer Kommission, welche großenteils aus praktischen Ärzten bestand, die ja wohl in ihrem Fache ganz tüchtig sein mochten, aber doch in den anatomischen und physiologischen Disziplinen nicht sehr sattelfest waren. Auch ereignete sich in der letzteren Prüfung ein höchst komischer Zwischenfall. Der Examinator in der Anatomie, der sich einbildete, einer der ersten lebenden Chirurgen zu sein, hatte sich den Verlauf des herumschweifenden Nerven, des Vagus, als Frage erkoren und da ich unter den Studenten einen gewissen Ruf als Kenner der Anatomie hatte, die bezüglichen Präparate in der anatomischen Sammlung studiert, die ich selbst angefertigt hatte. Da ich in dem Präparate sehr tief, bis zu den Ursprüngen der Wurzeln vorgegangen war, hatte ich den Stamm des Vagus beiseite geschoben und bei Aufstellung des Präparates vergessen, ihn wieder in seine richtige Lage der großen Halsschlagader gegenüber zu bringen. Der Examinator, der das Präparat für ein normales angesehen hatte, glaubte mich auf einem Fehler zu ertappen, als ich die richtige Lage des Vagus angab. Ich bestand auf meinem Satze. Er wurde hitzig. Da fuhr mir wie der Blitz die Erinnerung durch den Kopf, daß ich ihn, einige Tage vor dem Examen, in der Anatomie gesehen hatte. Ich war also dreist genug, zu sagen: „Entschuldigen Sie, Herr Doktor, auf dem von mir gefertigten Präparate in der Anatomie verläuft der Vagus in der That so, wie Sie sagen, aber ich habe ihn absichtlich auf die Seite geschoben, um die tieferen Wurzeln zur Anschauung bringen zu können!“ Das ganze Auditorium brach in ein schallendes Gelächter aus; der Doktor wurde kirschrot vor Zorn, konnte aber doch nicht wagen, mir eine schlechte Nummer zu geben.

Als ich nach glücklich überstandener Prüfung nach Hause kam, fiel

mir meine Mutter weinend um den Hals und bat mich um Verzeihung. Nun erst erfuhr ich, daß sie, Einflüsterungen Gehör gebend, sich unendlich abgehärmt habe, in der festen Überzeugung, daß ich durchfallen werde, weil sie mich nie zu Hause hatte „ochsen" sehen! Vergebens hatte ihr der Vater gesagt, daß ich in den Kliniken und bei den Assistenten arbeite, daß er mir mehrfach auf den Zahn gefühlt und mich immer sattelfest gefunden habe — erst die vollendete Thatsache hatte sie überzeugen können!

Damit will ich durchaus nicht gesagt haben, daß ich mich mit Arbeiten übermäßig angestrengt habe während dieser Zeit. Das damalige Studentenleben in Bern hatte gerade durch seine Verschiedenheit von dem Gießener Treiben einen eigentümlichen Reiz. Die große Mehrzahl der Studenten freilich kam gar nicht in Betracht; es waren höchst mangelhaft vorbereitete Individuen, die fast nur bernisches Recht hörten, welches von einem Professor Namens Samuel Schnell im unverfälschtesten Dialekt vorgetragen wurde. Diese jungen Leute hatten keinen anderen Ehrgeiz, als sogenannte „Rechtsagenten" zu werden, eine Art Vermittler zwischen dem höher gebildeten „Fürsprech" und dem beständig prozessierenden Bauer. In kleineren Rechtshändeln konnten diese Rechtsagenten vor den Untergerichten selbständige Vertreter sein; vor den Obergerichten konnten sie nicht plädieren. Ihr Professor, ein alter Schlaukopf, hatte als Gesetzes-Redaktor großen Einfluß. Es bestand nämlich die, angesichts der heutigen Gesetzgebung durch beratende Versammlungen wohl nicht ganz verwerfliche Einrichtung, daß nach Beratung eines Gesetzes durch die zuständige Behörde, den Großen Rat, der Entwurf einem Redaktor übergeben wurde, welcher die einzelnen Artikel zu einem logischen Ganzen zusammenarbeiten mußte. Diese Arbeit wurde dann, als Ganzes, dem Großen Rate vorgelegt, der sie meist unbesehen annahm. Es ging die Sage, daß Schnell sich das russische Gesetzbuch habe übersetzen lassen und daß in der Republik Bern großenteils nach dem im Reiche des Czaren gültigen Zivilgesetzbuche Recht gesprochen werde. Der französische Landesteil, der Jura, hatte dagegen seinen Code Napoleon und hielt an demselben mit derselben Zähigkeit fest, wie die deutschen Rheinprovinzen.

Die übrige Studentenschaft zeigte ernstes Streben und Lust zum Lernen. Wiederholte Versuche, das blödsinnige deutsche Pauk- und Korpswesen einzuführen, die von einigen älteren Studenten, welche besonders in Heidelberg einige Semester zugebracht hatten, gemacht wurden, scheiterten an dem besonnenen Geiste der Mehrheit. Man hatte

Vereine, aber keinen Komment und lebte nichtsdestoweniger in guten Formen mit einander. Die Freiheit, welche den Studenten in allen Beziehungen gestattet war, fiel mir besonders auf. Die Obrigkeit betrachtete den Studenten nicht als ein außerhalb der Gesellschaft oder selbst über dieser stehendes, besonderen Regeln unterworfenes Wesen. Es gab kein Universitätsgericht, keine Karte gegen Arretierung; die Pedellen waren nicht Polizeibeamte, sondern Besorger innerer Universitäts-Angelegenheiten; der Student durfte turnen, soviel er wollte, konnte ohne besonderen Paß reisen und Exkursionen machen und wenn er irgendwie sich gegen die allgemeinen Polizeiverordnungen vergangen, an einem Straßenrandel oder einer Prügelei teilgenommen hatte, was durchaus nicht selten vorkam, mußte er sich vor demselben Polizeirichter verantworten, wie der erste beste Kaufmannslehrling oder Bäckergeselle. Man verlangte von den Studenten, von welchen viele das einundzwanzigste Altersjahr zurückgelegt hatten und stimmfähige Bürger geworden waren, aktive Beteiligung an der Politik, aber die Beratungen über politische Dinge wurden in eigens dazu berufenen Versammlungen öffentlich gepflogen, so daß für geheime Gesellschaften kein Raum vorhanden war.

Die einzige Besonderheit war die eines besonderen Studentenkorps, das in gewisser Beziehung zu dem Milizsysteme stand. Es hatte einen militärischen Instruktor, den das Militärdepartement ernannt, wurde aber von einem Studenten kommandiert, der Hauptmannsrang hatte. Nur spätere Milizpflichtige konnten in das Korps eintreten, das vollständig bewaffnet war und eine eigene Uniform hatte, die aber nur im Dienste angelegt werden durfte.

Die Existenz dieser besonderen Studentenkorps konnte übrigens umsoweniger auffallen, als die sämtlichen Unterrichtsanstalten militärisch organisiert waren. Die Schüler des Gymnasiums hießen, ihrer Uniform wegen, „die grünen Buben“, die Schüler des Waisenhauses trugen graue Uniform und lieferten die Artillerie. Sie hatten mehrere, ihrer Größe angemessene Kanonen, die sie ganz gut bedienten. Das jährliche Schulfest war zugleich ein Fest für die ganze Bevölkerung. Ein großer Zug wälzte sich durch die Straßen nach dem Schießplatze: voran die Stadtmusik in Galauniform, militärische Märsche spielend, dann die Behörden mit den Waibeln in ihren schwarzen und roten Mänteln, hierauf die grünen Buben und dann die grauen mit ihren Kanonen. Diese wurden von den kleinen Jungen der niedersten Klassen an langen Stricken gezogen; sie wurden deshalb „die Stuck-Rosse“ genannt. So ging es auf

den Schießplatz, wo im Feuer exerziert und nachher ein Ball abgehalten wurde. Die ganze Stadt nahm Anteil an diesem Feste; aus der Umgegend strömte die Bevölkerung massenhaft zu.

Diese sogenannte „Kadetteneinrichtung“ der Schüler, die auch in den übrigen deutschen Kantonen in das Leben gerufen war, mochte zum großen Teile eine Spielerei sein, sie zeugte aber doch, ebenso wie die Erhebung der Schulfeste zu allgemeinen Volksfesten, von dem lebhaften Interesse, welches die Bevölkerung an dem öffentlichen Unterrichte nahm und noch nimmt. Dieses Interesse, welches mir weit intensiver schien, als es sich in Deutschland zeigte, bethätigte sich durch viele andere Thatsachen. In den Dörfern und kleineren Städten waren damals und sind auch jetzt noch vielfach die Schulhäuser die vorragendsten Gebäude; wenn mein Freund Karrer die Besitzer von Bauerngütern nach der Größe und Pflege des Misthaufens taxierte, so schlossen wir anderen aus der Beschaffenheit der Schulhäuser auf die Wohlhäbigkeit und Tendenz der Gemeinden. Bei den Volksschulen, wie bei Gymnasien und Realschulen der deutschen Kantone wurden keine Preise, Medaillen oder sonstiger Eigendünkelströdel verteilt, wie in den französischen Kantonen. Die Belohnung bestand in kleineren oder größeren Reisen, welche unter Führung von einem oder einigen Lehrern ausgeführt wurden und deren Kosten der Staat oder besondere Stiftungen trugen. Noch im späten Alter sprach mir Bundesrat Schenk mit wahrer Begeisterung von einer Ferienreise dieser Art, welche ihn bis nach Venedig geführt hatte.

Kommen wir auf die Universität Bern zurück. Einiger Professoren habe ich schon Erwähnung gethan. Zu denjenigen der medizinischen Fakultät, mit welchen ich in nähere Beziehungen kam, gehörte Fueter, Professor der Poliklinik, die damals wenigstens die sämtlichen Armen der Stadt behandelte. Fueter übergab die einzelnen Quartiere älteren Praktikanten aus meines Vaters Klinik, ließ sich täglich Bericht erstatten und besuchte selbst nur die schwereren Fälle. Ein Alt-Berner, von unerschöpflicher Herzensgüte, guter Praktiker, der ganz dazu geeignet war, in die Miseren der Privatpraxis einzuführen. Für die Poliklinik hatte er ein eigenes Formular von etwa hundert Rezepten, einige aus uralter Zeit, andere, etwas neueren Datums, „vom seligen Professor Tribolet, ein famoser Herr!“ Wenn ich, im Vollgefühle meiner in der Staatsapotheke erworbenen pharmazeutischen Kenntnisse, selbstaufgebaute Rezepte verschrieb, pflegte er lächelnd zu sagen: „Warum nehmet Ihr nicht das

Numero so und so viel? Es thut denselben Dienst!" Die älteren Klienten der Klinik kannten die Nummern. Ein altes Weib erscheint. „Die hat einen ‚Kutterstock' (Unrathaufen) auf der Brust," sagt Fueter, „gebet ihr Nr. 26!" (Eine schauderhafte Mischung von Salmiak und Lakritzen in Pulverform.) „Nein," Herr Professor, „das nehme ich nicht!" schreit das Weib, „gebet mir Nr. 28!" — „Meinetwegen," schmunzelt Fueter, „es löst auch, heilt aber so alte Waschweiber, die immer wieder neue Katarrhe auf die alten pfropfen, ebensowenig als Nr. 26!" — Die Armen bewohnten vorzugweise zwei, in hygienischer Beziehung sehr verschiedene Quartiere der Stadt; die untere Stadt, die Matte genannt, längs dem Ufer der Aare, häufigen Überschwemmungen ausgesetzt und das oberste, das Länggassenquartier, wo ein einziges Haus, von einem spekulativen Architekten erbaut, das Hallerhaus, gemeinhin die „Wendelenburg" (Wanzenburg) genannt, sechzig arme Familien beherbergte, deren jede eine, nur durch den mittleren Hausgang erleuchtete Küche und hinter derselben ein Zimmer mit einem Luftfenster hatte. In der Matte herrschten Typhusfieber, Ruhr und kachektische Krankheiten, im Hallerhause Lungenentzündungen, Pleuresien und ähnliche Leiden und wenn in diese vollgepfropfte Kaserne, wo oft zehn und mehr Insassen jeden Geschlechtes und Alters das einzige Zimmer bewohnten, ansteckende Krankheiten, Masern, Scharlach, Diphteritis u. s. w. einbrachen, gab es für die Praktikanten viel zu thun. Fueter hatte mir die Wendelenburg zugeteilt. „Da kann Ihnen Ihr Vater auch besser Rat erteilen," sagte er, „als für die Patienten in der Matte, mit ihren bernischen Magen und Gedärmen, die alle erst kommen, wenn sie vorher eine Purgatz (Brechmittel) und eine Laxierung genommen haben und Dosen vertragen, die einem andern Christenmenschen die Seele aus dem Leibe fegen würden!" Fueter hatte mancherlei geschrieben. Als ich ihn später einmal bei einem Besuche in Bern begrüßte, sagte er zu mir: „Wie machen Sie es denn, Herr Doktor, daß Sie so klar und deutlich schreiben? Wenn ich etwas schreibe, ist es wie ein Haufen Werg; Ihr Geschriebenes wickelt sich glatt ab, wie ein Seidenfaden! Wie machen Sie es?" — „Ich kann Ihnen nicht anders sagen," erwiderte ich, „als daß ich mir die Sache zuerst klar denke und erst dann schreibe, wenn ich glaube, daß ich mit meinen Gedanken zu dieser Klarheit gekommen bin!" — „So, so!" meinte Fueter. „Vielleicht ist das Rezept gut. Ich will's das nächstemal versuchen!"

Professor der Geschichte war Kortum, wie man sagte, ein Neffe des Verfassers der Jobsiade. Er hatte sehr großen Zulauf von den

schweizerischen Studenten, wurde später, auf Schlossers Antrag, nach Heidelberg berufen, wo seine Vorträge aber nur wenig Anklang fanden. Ein schrullenhafter, alter Junggeselle von mürrischem Aussehen, aber mit einem trockenen, westfälischen Witze begabt, lebte Kortum einsam mit einem häßlichen, Mopsähnlichen Köter, der ihn gänzlich tyrannisierte. An jedem Ecksteine, an welchem der Hund sich nach seiner Weise beschäftigte, wartete Kortum; wechselte jener, einer Spur folgend, über die Straße, so trollte Kortum getreulich nach. Während der Vorlesungen lag der Hund auf dem Katheder und gab das Zeichen zum Schlusse, indem er hinabsprang und zur Thüre ging. Zu Hause hatte er seinen Platz zur Rechten des Schreibtisches; Kortum rief ihn von Zeit zu Zeit, um ihm den Kopf zu krauen, als wolle er aus diesem seine Gedanken hervorkratzen. Eines Tages ruft er; der Hund steht in einiger Entfernung, kommt aber nicht und achtet nicht auf mehrfachen Ruf. Ärgerlich giebt ihm Kortum einen Tritt; der Hund kollert mit steifen Beinen auf den Boden; er war, auf allen Vieren stehend, einem Anfalle von Tetanus erlegen. Für Kortum war dieser seltsame Tod ein Gegenstand beständigen Grübelns; er sah darin irgend eine Vorbedeutung, deren Sinn er aber nicht zu enträtseln vermochte. Noch lange Jahre nachher forschte er mich in Heidelberg darüber aus, während er mir eine Sammlung von Bandwürmern zeigte, die er sich im Laufe der Jahre abgetrieben und von Bern nach Heidelberg mitgeschleppt hatte, wo sie, sorgsam in großen Gläsern mit Weingeist verpackt, in einem besonderen Schranke paradierten.

Kortum war Busenfreund des Geschichtslehrers Theodor Müller in Hofwyl, der beständig über die Sklaverei unter Fellenberg jammerte, aber es nie dazu bringen konnte, die Sklavenketten zu brechen. Doch war er einmal mitten im Winter nach Aarau durchgebrannt. Nach einigen Tagen erhält er ein Paket mit einem Briefe Fellenbergs, worin ihm dieser schreibt, er fürchte, Müller könne sich verkälten und schicke ihm deshalb seinen Winterpaletot und ein paar warmer Überschuhe. „Ich konnte nicht anders,“ sagte Müller, „ich kehrte in die Sklaverei zurück, wie ein begossener Pudel! Das Ungeheuer hat doch noch menschliche Gefühle oder heuchelt sie wenigstens!“

Müller hatte ein Häuflein junger Männer, meist Studenten, um sich versammelt, für welche die Daumer'sche Übersetzung der Lieder des Hafis das Evangelium und Müller der Prophet desselben war. Sie trieben diesen Kultus unbeschadet ihrer Studien und ihrer künftigen Lebens-

stellung — einer wurde Bundesrat, ein anderer Präsident des Obergerichtes und beide sind lange Jahre in diesen hohen Stellungen verblieben Der Prophet Müller selbst war innig mit Kortum, vielleicht aber noch. mehr mit der Weinflasche, befreundet. Allwöchentlich trafen sich die beiden guten Gesellen in einem, durch seine guten Weine bekannten Wirtshause, „Zur Papiermühle“, etwa halbwegs zwischen Bern und Hofwyl, und allwöchentlich spielte sich dieselbe Scene ab. „Ich kann dich nicht allein in der stockfinsteren Nacht nach Hause gehen lassen! Ich werde dich begleiten,“ sagte der eine zum andern, der aufbrechen wollte. Man kam bis zu einem Punkte, wo sich der Begleiter verabschieden wollte. „Jetzt werde ich dich zurückgeleiten!“ So pendelte das Paar die Nacht hindurch zwischen Bern und Hofwyl, immer mit der Papiermühle als mittlerem Ruhepunkt und schließlich frühstückten sie dort, um bei hellem Tage nach Hause zu kehren.

Nicht nur an der Universität, sondern auch an dem Gymnasium wirkten aus Deutschland berufene Lehrkräfte, meistens Schwaben. Das Tübinger Stift setzte fortwährend seinen Überschuß in die Schweiz ab. Daß sich in Bern ein Gegensatz zwischen Einheimischen und Fremden ausbildete, war ganz natürlich; als Deutschenhasser machten sich aber, merkwürdigerweise, besonders einige Neubürger aus Schwaben bemerklich, deren Väter oder Großväter in die Schweiz eingewandert waren und dort das Bürgerrecht erworben hatten.

Doch waren dies nur vereinzelte Erscheinungen, die vor den größeren Begebenheiten, welche sich vorbereiteten, mehr in den Hintergrund treten mußten. Es gährte gewaltig, nicht nur in der Studentenschaft, sondern auch in dem bernischen Volke und in der ganzen Eidgenossenschaft. In Bern bildeten sich zwei Parteien heraus, deren Zwist endlich, aber erst lange nach Beendigung meiner Studienzeit, zum gänzlichen Umsturz der bestehenden Verfassung führte, wodurch Bern schließlich die Leitung der Bewegung übernahm, die in dem Sonderbundskriege sich auslöste. Einige der späteren Führer waren mit mir, die jüngeren mit meinen jüngeren Brüdern Emil und Adolf von dem Gymnasium her befreundet. An der Spitze der beiden Parteien in Bern standen einerseits die Häupter der Revolution von 1830, die Gebrüder Schnell von Burgdorf bei Bern, anderseits die aus Nassau stammenden Brüder Snell, der eine, Ludwig, Professor in Zürich, der andere, Wilhelm, Professor des Naturrechtes in Bern.

Die Partei der Schnell, auch die „Zaunsteckenpartei“ genannt,

repräsentierte den einheimischen, soliden und behäbigen Bürgerstand, der die aristokratische Regierung umgestürzt hatte, um sich selbst an deren Stelle zu setzen, im übrigen aber die innere Organisation und namentlich das Burgerwesen, festhalten wollte; die Partei der Snell, die „Nassauer“ genannt wegen des Ursprungs ihrer Häupter, hatte zum Teil sehr weitgehende, fortschrittliche und reformatorische Tendenzen.

Unter den Brüdern Schnell war der eine, Dr. Hans Schnell, der weiland bedeutendere; der ausgezeichnetste Volksredner, den ich jemals gehört habe. Ein prachtvolles Organ, das allen Stimmungen sich anpassen konnte, ausdrucksvolle Gebärden, durchsichtige Anordnung und Behandlung des Stoffes, aus unmittelbarer Eingebung hervorsprühende Geistesblitze, mit blendendem Humor gewürzt, schonungslose Benutzung der Blößen, welche die Gegner etwa gaben und eine nie versagende Geistesgegenwart machten das Anhören seiner Reden zu einem wahren Genusse, selbst wenn man mit dem Inhalte derselben nicht einverstanden war. Freilich mußte man mit dem Berner Dialekt durchaus vertraut sein, namentlich wenn Schnell in Volksversammlungen sprach, während er im Großen Rate zuweilen sich des sogenannten „Kanzeldütsch“ bediente, einer schauerlichen Mischung von Dialekt und Schriftdeutsch, welche besonders auf der Kanzel von den Predigern gehandhabt wurde und die offizielle Sprache derjenigen war, die auf höhere Bildung Anspruch machten. Die Revolution gegen die regimentsfähigen Familien und deren Anhang hatte sich mehrere Jahre vor unserer Ankunft in Bern abgespielt und der entscheidende Schlag war auf einer großen Volksversammlung in Münsingen, einem Dorfe auf dem Wege von Bern nach Thun, geführt worden, das auch bei späteren Gelegenheiten der Schicksalsort für die politischen Wirren des Kantons wurde. Meist tagten dann die beiden Parteien an demselben Tage, die einen auf der „Leuenmatte“ vor dem Gasthause zum Löwen, die andern auf der „Bärenmatte“. Schnell stand auf der im Freien aufgeschlagenen Rednertribüne, donnerte gegen die Aristokraten und schleuderte die Faust drohend gen Himmel. Ein aufgescheuchter Spatz flog ihm in die Hand. Schnell faßte ihn und den Arm gegen die jubelnde Volksmenge ausstreckend, rief er: „Siehst du, Volk, so wie ich diesen Spatz in der Hand halte, so hast du diese Aristokraten in der Hand! Ich könnte den Spatz mit einem Drucke des Fingers töten — lassen wir ihn fliegen!“ Das Schicksal der aristokratischen Oligarchie war mit diesen Worten besiegelt. Stürmisch verlangte das Volk, sofort nach Bern zu marschieren, um das Nest zu säubern, aber die Regierenden

zogen vor, dem Beispiele des Spatzen zu folgen, der sich mit Windeseile gerettet hatte.

Wilhelm Snell, das Haupt der bernischen Nassauer, war vorwiegend Gefühlsmensch. Als Student Freund meines Onkels Karl Follen, war er später Richter in Nassau und nach kurzer Wirksamkeit dort an die Universität Dorpat berufen worden, wo man wahrscheinlich seine politischen Antecedentien nicht kannte. Als er dort ankam, fand er sein Entlassungsdekret und die Ausweisung aus dem russischen Reiche, sowie bei der Rückkehr an der deutschen Grenze einen Haftbefehl vor, dem er zu entgehen wußte. Er wanderte zu Fuß von Gumbinnen nach Basel, fand dort, wo auch mein Onkel Karl an der Universität gewirkt hatte, eine Anstellung und wurde dann nach Bern berufen. Er bewohnte mit seiner zahlreichen, meist aus Töchtern bestehenden Familie ein Landhaus, in welchem auch Studenten als Pensionäre aufgenommen wurden und wohin wir zuweilen pilgerten. Das Gebaren in dem Hause war das zwangloseste, welches man sich denken kann; die Pensionäre erschienen in Schlafröcken, die Töchter in höchst vernachlässigter Toilette. Meine Mutter konnte solche Unzukömmlichkeiten durchaus nicht leiden; sie warf die Studenten mit souveräner Machtvollkommenheit aus der Thüre, hielt den Töchtern Strafpredigten, kurz, spielte die Rolle einer Oberhofmeisterin mit dem Erfolge, daß das nächstemal bei unserem Erscheinen die ganze Gesellschaft auseinanderstob, wie ein Schwarm aufgescheuchter Tauben. Dann wurde man aber mit großer Höflichkeit empfangen und mit einem grünlich schimmernden „Bieler Seewein" regaliert, welcher den berüchtigten Grüneberger weit hinter sich ließ. Meist endeten solche Besuche damit, daß Snell, der diesem sogenannten Rebensafte im Übermaße zuzusprechen gewohnt war, beim Singen von Volksliedern Thränen der Rührung vergoß oder aus irgend einem Schmöker vorlas, bis seine Stimme in Schluchzen erstickte. Ich habe auf diese Weise die Bekanntschaft von „Donatoa", einem längst vergessenen, religiösen Heldengedichte von einem Nachfolger Klopstocks gemacht. War sein Gegner Hans Schnell vorwiegend Volksredner, so beruhte W. Snells Stärke in der Wühlarbeit in Vorlesungen und in den Kneipen; wenn der erstere fortriß, wirkte der andere eindringlicher und überzeugender. Zwei seiner Schwiegersöhne, Stämpfli und Niggeler, traten später an die Spitze Berns und der Eidgenossenschaft; ersterer, langjähriges Mitglied der Berner Regierung und des Bundesrates in solcher Weise, daß seine Lebensgeschichte zugleich die Geschichte der eidgenössischen Politik während zwanzig Jahren

von dem Sonderbunde bis zum Jahre 1865 ist. Niggelers Wirkungskreis war beschränkter, da er nur im Großen Rate von Bern eine entscheidende Stelle einnahm; aber seine Thätigkeit war nicht minder einflußreich in Bern selbst, wo er mit meinem Bruder Emil zur Betreibung der Advokatur sich associiert hatte. Beide Schwäger, Stämpfli und Niggeler, als Studenten jünger als ich, waren sehr ungleiche Charaktere. Stämpfli war unfähig zur Konversation; entweder las und studierte er mit riesigem Fleiße oder hielt Reden; jegliche gesellschaftliche Beweglichkeit war ihm versagt; Niggeler dagegen liebte Unterhaltungen, in welchen er durch scharfsinnige Bemerkungen glänzte und zugleich Proben eines umfassenden Gedächtnisses ablegte, das sich bis auf die geringsten Einzelheiten erstreckte.

Zu meinen intimsten Freunden gehörten zwei Geschwisterkindsvettern, Karl Karrer und Fritz Jenni. Karrer, der typische Schweizerstudent von altem Schrot und Korn, etwas langsam auffassend, aber zähe festhaltend, mit klarer Einsicht und wohlüberlegtem Willen dem Ziele zusteuernd, das er sich gesteckt hatte, als „Fürsprech“ (Advokat) sein Leben zu sichern und in den Räten eine einflußreiche Stelle zu erobern. Als Student Vereinsmensch, Mitglied aller Gesellschaften, die „Vaterland und Freundschaft“ oder ähnliche Schlagworte als Devisen führten, guter Sänger und Turner, nüchterner, logischer Redner in den Versammlungen, erreichte Karrer später alles, was er nur irgend gewollt hatte; er war der gesuchteste Advokat im Emmenthale, dessen Hauptort, Sumiswald, er bewohnte und wurde stets wieder gewählt in den bernischen Großen Rat und den Nationalrat, den er öfter präsidierte.

Fritz Jenni, Buchhändler seines Zeichens, war eine geistsprühende Quecksilbernatur, unaufhörlich in Bewegung, geistig wie körperlich, unerschöpflich in Anekdoten, dabei ein scharfer Beobachter und unerbittlicher Spötter, wenn es galt, einen Gegner zu bekämpfen. Er gründete bald nachher ein Witzblatt, „der Guckkasten“, das die gefürchtetste Waffe der radikalen Partei wurde und ihm auch einige Verurteilungen eintrug. Um seinen Guckkasten mit den nötigen Illustrationen versehen zu können, hatte er sich mit zäher Ausdauer in der Kunst, Karrikaturen zu zeichnen, ausgebildet und man fürchtete später vielleicht noch mehr seinen Griffel, als seine Feder.

Mit diesen beiden stand ich in täglichem Verkehr und häufig trafen wir uns Abends im Hause ihres Oheimes Sybold, eines wohlhabenden Töpfers an der Matte, den ich hier erwähne, weil er später, als Re-

gierungsstatthalter von Bern, in offizielle Beziehungen zu mir kam. In Onkel Sybolds Hause herrschte altbernische Sitte. Die Tochter, im Welschlande auferzogen, trug moderne Toiletten, war „städtisch“, die Mutter bevorzugte das bernische Kostüm. Nach dem Abendessen, wo das Dienstmädchen die „beschissenen“ Teller wegnahm (bernischer Ausdruck für „schmutzig“ — „Schmutz“ bedeutet im bernischen Dialekte „Fett“) rückte man zusammen, politisierte, rauchte und trank „Lagotte-Wy“ (Wein von la Côte, westwärts von Lausanne) oder „La Vaux“ (Wein östlich von Lausanne bis nach Yvorne), von welchem Sybold vortreffliche Sorten im Keller hatte. Im Sommer gingen Frau und Tochter auf das „Land“ in der Nähe von Bern, kamen aber fast täglich in die Stadt. Dann war gute Zeit für uns und den alten Sybold, der heitere Geselligkeit liebte. Man brachte Freunde mit, um ihm die Langeweile der Trennung zu verscheuchen. Eines Tages hatte Jenni zwei sächsische Buchhändler mitgebracht, man hatte bis spät in die Nacht zusammengesessen, viel geraucht und gebechert. Am andern Morgen kam Frau Sybold. „Züsi!“ sagte sie beim Eintreten in das Zimmer, das einigermaßen kneipmäßig duftete, „es sy Herre da gsy?“ — „Ja,“ antwortete die Magd, „der Herr Jenni, der Herr Karrer und der Herr Vogt un zwoi Wälsch', wo'n i net b'chönnt ha!“ Sie hatte die Sachsen, ihres Hochdeutsch wegen, das sie nicht verstand, für Franzosen gehalten!

So paßte man sich mehr und mehr dem Leben in Bern an, das bei dem ersten Eintreten zwar etwas Befremdendes hatte, aber doch bald in gemütlicher Weise anheimelte. Durch häufige Exkursionen, die ich mit Jenni und Karrer gewöhnlich Sonntags machte, wurde ich nicht nur mit der reizenden Umgebung Berns, sondern auch mit dem Oberlande bekannt. Man muß sich in die dreißiger Jahre, also um zwei Menschenalter zurückversetzen, um zu begreifen, daß damals noch der Fremde, der Tourist, nur eine, für Einzelne angenehme Beigabe, nicht aber, wie jetzt, ein notwendiges Element für die Existenz so vieler Gegenden in der Schweiz war. In Interlaken, das heute ein großartiges Hotel neben dem andern zeigt, wo in der Höhe der Sommersaison ein Menschenstrom hin- und herflutet, wie in großen Städten, existierte damals nur ein einziger, für Fremde eingerichteter Gasthof, das „Hôtel d'Interlaken“; in Lauterbrunnen, Grindelwald, Brienz und ähnlichen Orten mußte man sich auf das Notwendigste beschränken. Man schiffte über den Thuner und Brienzer See mit schwerfälligen Segelbarken; gegen das erste Dampfschiff, welches einige Jahre später Suchard, der bekannte Chokolade-

fabrikant, auf dem Thunersee laufen lassen wollte, erhob sich ein solcher Sturm der Bevölkerung, daß Suchard seinen Plan mit großen pekuniären Verlusten aufgeben mußte. Die fremden Reisenden waren anderer Qualität; man unterschied an dem Landungsplatze in Neuhaus am Thunersee „Herrschaft“, meist Engländer, die in eigenem Wagen reisten, ihre Dienerschaft mitbrachten und bei längerem Aufenthalte sich häuslich einrichteten, „Butterbrötler“, meist fußreisende Deutsche mit wenig Geld, welche von Milch und Butterbrot leben wollten, ohne zu ahnen, daß gerade in der Sommerszeit, wo das Vieh auf den hohen Alpenweiden weilt, Milch und deren Produkte in dem Thale nur sehr spärlich zu finden waren, und „Lüt“, die Einheimischen, welche geringere Wirtschaften aufsuchten. Diese waren nicht schlecht, sogar oft vortrefflich in jeder Beziehung; man lebte dort gut, reichlich und wohlfeil, in gemütlicher Gemeinschaft mit den Wirtsleuten, die Interesse an ihren Gästen nahmen. Die Einrichtungen mochten in den Wirtshäusern der Umgegend altväterisch sein, aber alles war reinlich, wie denn überhaupt das Berner Volk sich durch große Reinlichkeit, Sorgsamkeit und Behäbigkeit auszeichnet. Die Dörfer im Ganzen schmuck und von Wohlhabenheit zeugend; überall auf den „Lauben“, wie die vorstehenden Holzgalerien, welche das bernische Haus umziehen, genannt werden, blühten Blumen, worunter besonders Nelken, die erst später durch Geranien ersetzt wurden. Die Blumenpflege besorgten die Töchter, „die Meitschi“, und man behauptete, daß sich an dem Schmucke der Lauben die Zukunft in der Ehe erkennen lasse. Des Berner Bauern Stolz ist sein Misthaufen, an dessen Fronte die Anfangsbuchstaben des Namens prangen, von frischem Stroh zierlich geflochten und oft noch mit Guirlanden und Arabesken umgeben. Als zukünftiger „Fürsprech“ pflegte Karrer immer die Misthaufen einer eingehenden Untersuchung zu unterwerfen und aus ihrer Größe und Pflege auf die Wohlhabenheit und den Ordnungssinn des Besitzers Schlüsse zu ziehen.

In den Ferien pflegte ich mit meinem Vater größere Touren, meist zu Fuße, zu machen. Unser erster Ausflug galt meinem Onkel, der sich den Dichternamen Adolf Ludwig Follen zugelegt hatte, dem Taufregister zufolge aber August Follenius hieß und in der Familie nur „der Onkel August“ genannt wurde. Mit einer Schweizerin verheiratet, lebte er in den angenehmsten Verhältnissen in Zürich und beschäftigte sich vorzugsweise mit Litteratur, Poesie und mittelalterlichen Studien. Tante Sus, die Güte selbst, ging fast ganz in der großen Haushaltung und der mütterlichen Sorge für ihr damals dreijähriges Töchterlein auf,

dem erst mehrere Jahre nachher ein zweites folgen sollte. Wenn sie aber am Gespräche teilnahm, zeigte sie liebevolles Eingehen und treffende Bemerkungen ließen wohl erkennen, daß sie sich ein eigenes Urteil zu bilden wußte.

Das Leben im Hause meines Onkels August war nicht minder geistig angeregt, wie in dem unsrigen, wenn es auch meist andere Zielpunkte hatte. Der liberale Theologe Hitzig, Wilhelm Schulz aus Darmstadt, politischer Schriftsteller, der in unmittelbarer Nähe wohnte, der Züricher Bürgermeister Hirzel waren Hausfreunde, zu welchen sich später die beiden Dioscuren der medizinischen Fakultät, Henle und Pfeufer, gesellten, sowie Loewig, der hochbetagt in Breslau seine Laufbahn als Professor der Chemie schloß. Loewig hatte eine eigentümliche Schwäche, die oft in harmloser Weise gegeiselt wurde. Er verstellte die Sprichwörter, die er häufig gebrauchte. „Dieser Mann wandert am Rande des Bettelstabes!" — „In solchen Fällen läßt man nicht gleich das hohe Roß auf sich sitzen!" — „Wer andern eine Grube gräbt, dem glaubt man nicht!" — „Wer nichts ißt, der soll auch nichts arbeiten!" — Ich habe aber Henle und Pfeufer stark im Verdacht, daß sie manche solcher Verdrehungen, die sie sich ausgedacht, dem guten Loewig aufhalsten. Bei unserm ersten Besuche in Zürich wirkte dort noch Schönlein als Kliniker, der meinen Vater sehr freundlich empfing und auch mit Oken unterhielt mein Onkel gute Beziehungen.

Der kleine, ledergelbe und verrunzelte Oken wohnte im „Feuermörser", einem alten Hause der inneren Stadt, wo fast alle Häuser einen besonderen Namen hatten. Als wir ihn zum erstenmale besuchten, fanden wir ihn in einem eng anschließenden Nankingröckchen mit kurzen Schößen an seiner „Naturgeschichte" beschäftigt, deren Text er einem Schreiber diktierte, während er eine Tonpfeife mit unendlich komischer Armstellung in die Luft hielt. „Ich arbeite täglich acht Stunden daran," sagte er. „Mehr kann man von einem vernünftigen Menschen nicht verlangen!" Er sah nach der Uhr und verabschiedete den Schreiber. „Wenn ich, wie heute, mein Stundenpensum absolviert habe, gehe ich spazieren. Kommen Sie mit?" Wie man sieht, war Oken der Erfinder des Achtstundentages, um welchen jetzt so viel gestritten wird. Auf dem Spaziergange hielt er lange Reden über den Bau der Wohnungen, die stets neue Nahrung fanden, denn alle ein- und zweistöckigen Häuser verurteilte er ebenso wie die mit mehr als drei Stockwerken. „Ein richtiges Haus müsse drei Stockwerke haben, um dem Menschen angepaßt zu sein, der

ebenfalls aus drei Stockwerken bestehe, Kopf, Stamm und Beinen. Das versuchte er nun im einzelnen durchzuführen, wobei die Beine freilich sehr wesentliche Schwierigkeiten boten. Ein Bettler bat um eine Gabe; Oken gab ihm so reichlich, daß mein Vater sagte: „Nun, wenn Sie jedem so viel geben . . .“ „Fällt mir nicht ein,“ unterbrach ihn Oken. „Ich gebe täglich nur ein Almosen, dann aber so viel, daß meiner Schätzung der Persönlichkeit nach das Individuum einen Tag von meiner Gabe leben kann!“ So hatte der gute Mann eine Menge Schrullen, die er mit großer Leidenschaftlichkeit verfocht und auf welchen er um so hartnäckiger bestand, je weniger die Zuhörer ihm beistimmten.

Selbst Dichter, hatte Onkel August die ganz besondere Liebhaberei, junge Dichter, wie er sich ausdrückte, zu „putzen“ und zu „stutzen“. Gottfried Keller ging aus und ein; Georg Herwegh lebte später mehrere Jahre im Hause und der Onkel nannte ihn nur seinen Sohn. Keller war ein eigentümliches Wesen; kurz, knorrig, mit dicken Pausbacken, großem Kopfe und unbeholfenen Gliedern. Er knurrte und belferte in einem schauderhaften Züricher Dialekt (nächst dem Basler Dialekt ist der Züricherische wohl der schrecklichste für ein nur einigermaßen musikalisches Ohr) und zeigte überhaupt ein so störriges Wesen, daß mein Vater ihn mit einem Frischling verglich und ihn nur „ein wildes Säuding“ nannte. Der Onkel gab zu, daß seine Poesien noch ebenso unbeholfen und grobknorrig seien, wie seine Person, aber er behauptete, und wie sich ja zeigen sollte, mit Recht, daß im Innern ein Goldklumpen stecke, den man nur aus dem Ganggestein herausmeißeln müsse. Freilich bedürfe es dazu derber Hammerschläge, die er nicht fehlen ließ. Keller ist während seines ganzen Lebens ein „Knorzer“ geblieben und seine oft durchaus unmotivierten Kraftausdrücke und Zoten erweckten wohl den Verdacht, als seien sie nicht von augenblicklichen Stimmungen, sondern vielmehr von einer gewissen Effekthascherei eingegeben.

Ich erwähne hier nur noch eines solchen Ausfluges mit meinem Vater, wo wir durch den Jura nach Basel und Freiburg im Breisgau pilgerten. In Dachsfelden (Taranner) kreuzten sich damals die Eilwagen; es wurde dort Mittag gehalten. Uns gegenüber saß ein Mann, dessen Kopf sofort das Interesse in Anspruch nahm. Er blickte uns finster mit stechenden Augen an. Der Kondukteur sagte uns, der Herr sei unter dem Namen J. Müller, Professor in Berlin, eingeschrieben — er komme aus Italien. Wir begrüßten ihn und da ich damals mit meiner Doktordissertation beschäftigt war, die einen Gegenstand aus der vergleichenden

Anatomie behandelte, wollte ich dem berühmten Anatomen davon sprechen. Er brummte einige Worte, womit er sagte, ich möge ihm die Abhandlung für sein Archiv senden und starrte wieder mit mürrischem Stirnrunzeln in einen Winkel der Stube. Das war meine einzige Begegnung mit Johannes Müller. In Basel fielen wir bei Professor Jung ein, einem tüchtigen Chirurgen, der intimer Freund meines Oheims Karl Follen gewesen war und mit urwüchsiger Heiterkeit uns seine Abenteuer während des verunglückten Feldzuges erzählte, welchen die Stadt-Basler gegen die Landschaft einige Jahre zuvor gemacht hatten. Er hatte die Kolonne als Arzt begleitet und sich vor den, über die Einäscherung des Dorfes Prattelen wütend gewordenen Bauern in den Rhein geflüchtet. Bis an den Hals im Wasser stehend, das Haupt mit Blättern von Seerosen bedeckt, hatte er mehrere Stunden ausharren müssen, bis der Sturm vorüber war. In Freiburg fanden wir Aufnahme bei Welcker, einem Studienfreunde meines Vaters in Gießen, dessen Name damals mit demjenigen Rottecks weit bekannt war und den ich später zur Genüge in dem Frankfurter Parlamente sollte kennen lernen.

So ging die Studienzeit vorüber. Der Notsattel der Medizin war mit dem Doktordiplom und der Urkunde, welche mir das Recht zur Praxis bestätigte, regelrecht aufgebaut, aber ich verließ Bern, wie ich lange Jahre nachher in einer Festrede sagte, mit dem festen Entschlusse, niemals von den mir verliehenen Diplomen Gebrauch zu machen. Dieser Entschluß reifte infolge eigentümlicher Vorgänge.

Das Flüchtlingszimmerchen, dessen ich früher Erwähnung that, wurde eines Tages von Eduard Desor bezogen. Desor war aus der französischen Kolonie Friedrichsdorf bei Homburg gebürtig, wo noch bis in die letzte Zeit allgemein französisch gesprochen und auch in dieser Sprache gepredigt wurde. Desor hatte in Gießen Jurisprudenz, sein älterer Bruder Medizin studiert und Eduard hatte infolge des Hambacher Festes flüchten müssen. Während seiner Studienzeit in Gießen war er zu unserer Familie niemals in Beziehung getreten; mein Vater hatte ihn einmal wegen irgend eines unbedeutenden Handels als Rektor glimpflich behandelt. Nach seiner Flucht hatte er sich nach Paris gewandt, dort die Jurisprudenz an den Nagel gehängt und sein Leben durch allerlei Übersetzungsarbeiten gefristet, zu welchen ihn seine Kenntnis der beiden Sprachen befähigte. Kaup und Klipstein hatten damals in Eppelsheim am Rheine erfolgreiche Nachgrabungen veranstaltet und namentlich

den kolossalen Schädel eines bis dahin unbekannten Tieres zu Tage gefördert. Cuvier hatte nur einige Backzähne des Dinotherium, wie es später genannt wurde, unter den Händen gehabt, die er als in ihrer Form denjenigen des Tapirs so ähnlich erkannte, daß er ohne weiteres sie einem riesigen, ausgestorbenen Tapir angehörig bezeichnete. Dann wurden einige abgebrochene, den Stoßzähnen des Elefanten vergleichbare Zähne gefunden, die man der Analogie wegen dem Tiere in den Oberkiefer mit nach vorn gerichteteten Spitzen setzte. Nun wurde der Schädel mit dem unverletzten Unterkiefer gefunden, der unwiderleglich darthat, daß diese säbelförmig gekrümmten Hauer in dem Unterkiefer steckten, aber ähnlich, wie die Eckzähne des Wallrosses, nach unten gerichtet waren. Die Charaktere des Schädels waren so eigentümlich, daß unter den Paläontologen eine lebhafte Diskussion über die Stellung des Tieres und seine Verwandtschaft mit bekannten Typen sich entspann. Die einen erklärten es für ein Wassertier, dem in dem roten und indischen Meere einheimischen Dugong verwandt, die andern für ein Landtier und hier spalteten sich wieder die Meinungen, indem die einen für ein den Tapiren, die andern für ein den Elefanten und Mastodonten zugehöriges Tier Gründe in das Feld führten. Erst durch die spätere Entdeckung der Fußknochen wurde der Streit endgültig zu Gunsten der letzteren entschieden.

Ducrotay de Blainville, der Nachfolger Cuviers, dessen Lebensaufgabe darin zu bestehen schien, seinem berühmten Vorgänger in allem und jedem an dem Zeuge zu flicken, hatte lebhaften Anteil an dem Streite genommen und schließlich Kaup dazu bewogen, den Schädel in Paris öffentlich auszustellen, indem er Kaup Hoffnung machte, das Museum des Pflanzengartens werde das Stück ankaufen. Desor erhielt den Auftrag, die zu der Ausstellung nötige Reklame durch Zeitungsartikel und Broschüren zu machen. Die Ausstellung mißglückte vollständig: die Pariser, welche nach von Kaup entworfenen Restaurationen ein riesiges Tier in Haut und Haaren zu finden wähnten, waren sehr enttäuscht, als sie in einer armseligen Baracke nur ein mühsam zusammengeflicktes, durch Eisenstangen verbundenes braunes Ding vor sich sahen, in dem sie nicht einmal einen Schädel zu erkennen vermochten. Man spottete über die Aussteller, die sich mit dem Publikum einen schlechten Witz hätten machen wollen; die Regierung kaufte, da Blainville sehr lau geworden war, das allerdings sehr teure Stück nicht an und Kaup hatte den Schaden davon. Für Desor aber brachte die mißglückte Ausstellung den Vorteil, daß er gewissermassen in Geologie und Paläontologie hineingestoßen wurde und

sich nun den Naturwissenschaften hingab. Er übernahm die Übersetzung von Karl Ritters Geographie, die außerordentlich viel Anerkennung unter den wenigen Geographen Frankreichs, aber nur eine äußerst geringe Zahl von Käufern fand. Einige Bände waren gedruckt und im Magazine aufgestellt, als dieses in Flammen aufging. Der Verleger erklärte, er wolle nichts weiter mit der Sache zu thun haben; er segne dies Feuer, das ihm eine ruinöse Unternehmung vom Halse geschafft habe; Desor konnte ihn nicht zur Weiterführung zwingen und saß auf dem Pflaster. Dieses wurde aber infolge eines Liebeshandels zu heiß für ihn; er brannte durch, kam nach der Schweiz und strandete im Vogtschen Flüchtlingsstübchen mit wenigen Habseligkeiten und einer Anleitung zur Fabrikation der Stearinkerzen, die damals aufkamen, die er aber nicht verwerten konnte, weil das Mittel, wodurch die Dochte beim Brennen gekrümmt werden, so daß sie nicht geputzt zu werden brauchen, ihm geheim gehalten worden war.

Desor gab sich viele Mühe, einen Erwerb zu finden, aber ohne Erfolg. Für die Stearinkerzen-Fabrikation fand sich kein Abnehmer, Übersetzungen zu fertigen, gab es in dem zweisprachigen Bern keine Gelegenheit. Meine Mutter hatte ihm sofort erklärt, Müssiggänger dulde sie im Hause nicht; er gab also meinen jüngeren Geschwistern Unterricht im Französischen und war infolge dessen wohlgelitten. Mein Vater fand, daß sein Sprachunterricht fördernd sei und gab sich Mühe, eine Stelle für ihn als Lehrer zu finden. Desor selbst lief umher, erst in Bern selbst, dann in der Umgegend, so daß er manchmal mehrere Tage auf solchen Streifereien abwesend war. — Aber alle Bemühungen waren fruchtlos.

Während einer solchen Abwesenheit Desor's sprach Agassiz, damals Professor an der Akademie in Neuchâtel, auf der Durchreise bei uns vor, erfüllt von großartigen Arbeitsplänen, die lebhaft besprochen wurden. Fossile Fische, lebende Süßwasserfische, Untersuchungen über jetzige und frühere Gletscher wirbelten durcheinander. Wenn nicht eine eigene Buchdruckerei, so wollte er doch eine speziell für ihn arbeitende Lithographie in Neuchâtel gründen. Aber bei so ausgedehnten Unternehmungen bedürfe er Hilfe, dauernde Hilfe von intelligenten und mit den Naturwissenschaften einigermaßen vertrauten jungen Leuten. Er hatte schon von Valentin gehört, daß ich mich eingehend mit vergleichender Anatomie und Mikroskopie beschäftigt habe und daß meine Doktor-Dissertation einen anatomischen Gegenstand zum Vorwurf haben werde. „Wenn Sie Ihren Doktor gemacht haben werden,“ sagte er mir, „so kommen Sie zu

mir nach Neuchâtel! Ich will die Anatomie und Entwicklungsgeschichte der Fische bearbeiten, habe auch einige Vorstudien gemacht, aber jetzt, wo mich die Eiszeit ganz in Anspruch nimmt, muß ich alle diese Pläne zurücklegen. Kommen Sie zu mir und arbeiten Sie mit mir! Für Ihren Unterhalt in Neuchâtel sorge ich, mehr kann ich Ihnen nicht bieten! Aber ich denke, daß Sie vielen Nutzen aus einigen Arbeitsjahren mit uns ziehen werden. Was können Sie thun, wenn Sie Ihren Doktor hinter sich haben werden? Praktizieren wollen Sie nicht und als Privatdozent sind Sie auf sich selbst angewiesen und können am Hungertuche nagen!“ Agassiz konnte wohl bemerken, daß mir sein Vorschlag paßte, aber ich bat mir Bedenkzeit aus und betonte meine geringe Kenntnis des Französischen. „Da drückt mich auch der Schuh, aber in anderer Weise,“ sagte Agassiz. „Wenn ich nur einen jungen Menschen finden könnte, der beider Sprachen fähig ist und das Englische lesen kann, ich würde ihn sogleich festpacken und nicht loslassen!“ — „Hm!“ sagte mein Vater, „das läßt sich vielleicht finden!“ — „Wenn Sie ihn mir empfehlen, nehme ich ihn unbesehen!“

Agassiz ging am andern Tage nach Neuchâtel zurück. Desor kam, sehr entmutigt und niedergeschlagen. Beim Essen sagte ihm mein Vater: „Wollen Sie sich einmal Neuchâtel ansehen? Agassiz sucht einen Sekretär. Ich denke, das sollte Ihnen konvenieren!“ Desor machte sich sofort auf die Füße und schrieb dann, man möge ihm seine Habseligkeiten nachschicken. Er bleibe bei Agassiz.

Einige Monate später folgte ich ihm, mit vierzig Franken in der Tasche, die mir mein Vater als Wegsteuer mitgab. Ich habe später nie mehr einen Pfennig von ihm erhalten, aus dem einfachen Grunde, weil ich ihm niemals weitere Hilfe verlangte.

Neuchâtel.

Louis Agassiz und Eduard Desor.

„La principauté de Neuchâtel et Valengin“, wie der offizielle Titel hieß, war bei meiner Ankunft im Herbste 1839 das wunderbarste Staatswesen, welches man überhaupt finden konnte, zu gleicher Zeit ultra-monarchisches Fürstentum und integrierendes Mitglied der republikanischen schweizerischen Eidgenossenschaft. Mit der Krone Preußens hatte Neuchâtel fast nur den Fürsten gemeinsam, dessen Rechte sehr beschränkt waren. Irgend ein Kanzler de Montmollin hatte es nach dem Aussterben der Linie der Fürsten dahin gebracht, daß unter den vielen Prätendenten der König von Preußen erkoren wurde vom Volke, aus dem offen proklamierten Grunde, weil er, als der Entfernteste, am wenigsten schaden könne. Nach einem napoleonischen Interegnum, während dessen Berthier als Prince de Neuchâtel regierte, war das Fürstentum wieder an die Krone Preußen zurückgefallen. Der König von Preußen ernannte einen Gouverneur als Stellvertreter, der sich so wenig als möglich um die Angelegenheiten des Landes bekümmerte, aber alljährlich eine Woche dort zubringen mußte, um die Besoldung für seine Sinecure, zehntausend Franken, einsacken zu können. Damals war Gouverneur der General von Pfuel, der regelmäßig im Sommer kam, fast den ganzen Tag im See lag und seine Schwimmkünste übte, sich von den reichen Villenbesitzern in der Umgegend einladen ließ und zum Entgelt ein Diner an einem Sonntage gab, an dem nur sehr wenige dieser

meist sehr frommen Herren Anteil nahmen, weil ihre religiösen Anschauungen es nicht erlaubten. Er nahm stets warmen Anteil an unseren Arbeiten, besuchte uns, als wir auf den Aargletschern hausten und belustigte sich in der Nacht, die wir unter einem großen Steine auf dem Eise zubrachten damit, seinem Nachbar Agassiz mit dem Finger die Wassertropfen zuzuleiten, welche unsere Ausdünstung auf dem kalten Steine condensirte.

General Pfuel war stets sehr geldbedürftig. Er war als außerordentlicher Gesandter nach Paris geschickt worden, um die Thronbesteigung König Friedrich Wilhelm IV. zu notificiren und hatte den Rückweg über Neuchâtel genommen. Man erzählte sich mancherlei. Er lud uns zu Tische und plauderte beim Dessert von seiner Mission und der mit Diamanten besetzten Tabaksdose, die Louis Philippe ihm geschenkt. „Ja, man hat uns davon erzählt," sagte ich. Desor lachte, Agassiz warf mir einen zürnenden Blick zu. „Was ist's?" rief der General. „Heraus damit! Was sagt man? Ich will's wissen!" „Man erzählt sich hier," sagte ich, „Sie hätten die Dose zu dem Hof-Juwelier geschickt, um die echten Steine herausnehmen und falsche einsetzen zu lassen, der Juwelier habe sie aber mit dem Bemerken zurückgesendet, er bitte um Entschuldigung, aber es seien schon falsche drin!" Die anwesenden Neuenburger waren starr vor Entsetzen, der General aber lachte, daß ihm die Thränen in den Bart liefen und sagte: „Ganz so verhielt sich die Sache nicht, aber etwas wahres ist schon daran!"

Er hatte, so viel ich weiß, nur einmal energisch eingegriffen bei Gelegenheit eines Aufstandes im Val de Travers, der eine von der Juli-Revolution ausgehende Seitenwelle gewesen war. Nach dem Anführer dieses Krawalls wurde der von Pfuel unterdrückte Aufstand „l'affaire Bourquin" genannt. Einen der Chefs, Dr. Rössinger, lernte ich später in Genf kennen; eine längere Haft auf der Festung Wesel war nicht ohne Einfluß auf das Gehirn dieses Mannes geblieben, der neben astronomischen Schrullen auch intensiv sich mit Spiritismus beschäftigte und durch ein Medium mit dem Erzengel Asrael in intimen Beziehungen stand.

Präsident der Regierung war ein Herr von Chambrier, ein Name ohne weitere Bedeutung; die Seele der Kanzler Favarger, Schwager des vor nicht langer Zeit in Amerika verstorbenen, bekannten Geographen Arnold Guyot, ein äußerst talentvoller Mann, den seine Gegner als aller Ränke voll verschrieen, der es aber thatsächlich so weit gebracht hatte, daß die Stadtbehörde, mit welcher er in beständiger Fehde lebte,

gar nichts Schriftliches mehr von sich geben wollte, um nicht in den Schlingen der eigenen Erlasse gefangen zu werden.

Das Militär war in Übereinstimmung des schweizerischen Milizsystemes organisiert; außerdem aber lieferte das Fürstentum nach Berlin ein Schützenbataillon von Werbesoldaten, zum großen Teile Strolche aus allen Kantonen der Schweiz. Die Angeworbenen wurden, bis zur Vervollständigung eines Transportes, in einer außerhalb der Stadt gelegenen Kaserne untergebracht; ein Hauptmann, mit einem Militärarzte zur Seite, besorgte die Geschäfte der Werbung. Diese beiden Herren langweilten sich sträflich; der Hauptmann ging am See spazieren und da es damals durch Agassiz Mode geworden war, sich mit Naturwissenschaften zu beschäftigen, beobachtete er die zahlreich umherfliegenden Möven und zählte, wie oft einer dieser Vögel stoßen müsse, bis er eine Beute erhaschte. Er brachte uns seine Beobachtungen, hübsch tabellarisch geordnet, Tag für Tag. Nur wenn ein Transport von Rekruten unterwegs war, blieben die Beobachtungen lückenhaft, denn in fieberhafter Aufregung erwartete der Hauptmann die Nachricht von der glücklichen Ankunft auf deutschem Boden. Die Eidgenossenschaft trug damals noch den Schandfleck des Reislaufens auf ihrem Ehrenschilde; die Rekrutierung der neapolitanischen Regimenter war von ihr, diejenige der römischen Söldlinge von den katholischen Kantonen garantiert, so daß Ausreißer von Obrigkeits wegen eingefangen und an die Regimenter abgeliefert wurden. Die Neuenburgischen Werbungen aber waren nur von der „Principauté modèle“ garantiert; sobald die Rekruten deren Grenze, sei es nach Frankreich oder den anderen Kantonen hin, überschritten hatten, bekümmerten sich die Behörden nicht um ihre Vertragstreue. Es war vorgekommen, daß ein ganzer Transport, auf bernischem Gebiete angelangt, dem Wachtmeister gesagt hatte: „Leben Sie wohl! Glückliche Reise nach Berlin!“ So befand sich denn der geplagte Werbehauptmann in traurigem Dilemma. Zahlte er kein Handgeld, so bekam er keine Rekruten und wenn er welches zahlte, so gaben diejenigen Rekruten, welche nicht anderweite Schwierigkeiten mit der Polizei hatten, das Fersengeld, sobald die Grenze des Fürstentumes überschritten war und er hatte das Nachsehen. War es ein Wunder, wenn der gute Hauptmann in solchen Momenten auf Anordnung seines Arztes Chinin schlucken mußte und sich in so gereizter Stimmung befand, daß er sogar einmal in eine Duellgeschichte sich verwickelte, welche während mehrerer Monate das Stadtgespräch wurde. Er hatte nämlich gelegentlich einer Nachtisch-Unterhaltung über die Talente

der verschiedenen Souveräne, die am Freiheitskriege beteiligt gewesen waren, die Behauptung aufgestellt, Friedrich Wilhelm III., sein gnädigster König, habe weit mehr Feldherrntalente als sein Gegner Napoleon besessen, nur habe es der Majestät von Preußen an Gelegenheit gefehlt, diese Talente auch praktisch zu bethätigen. Das war denn doch einigen Tischgenossen, obgleich sie alle höchst loyale Unterthanen Sr. Majestät waren, einigermaßen gegen den Strich gegangen und die Diskussion, welche sich über die Abschätzung der Talente des Hohenzollern und des Korsen erhob, gedieh zu einem ärgerlichen Streithandel, in welchem der Hauptmann umsomehr den Kürzeren zog, als General von Pfuel ihn durchaus nicht unterstützte, sondern nur etwas in den Bart brummte, was dem Worte „Dummheiten" sehr ähnlich klang.

Auf diese Angelegenheit beschränkte sich die direkte Einwirkung der preußischen Krone von Berlin aus. In eidgenössischen Angelegenheiten, wie in der Verwaltung des Landes, war die einheimische Regierung ziemlich unabhängig und sorgte nur, daß alles hübsch beim Alten blieb und die revolutionären Bewegungen nicht allzusehr an die Oberfläche traten. Diese dauerten immerhin, wenn auch im Geheimen, fort. Neuchâtel und Valengin nebst dem Weinlande längs des Sees waren im ganzen loyal gesinnt, ebenso einzelne industrielle Dörfer in der Vallée des Ponts, unter welcher la Sagne, das neuenburgische Abdera, obenan stand. Die übrige industrielle Bevölkerung in den Bergen aber, in dem nach Pontarlier hinführenden Val de Travers, in dem Thale des Grenzflüßchens Doubs und ganz besonders in La Chaux de Fonds, jenem Dorfe, welches an Bevölkerungszahl und ökonomischer Wichtigkeit weit die Hauptstadt überragte, war die Bevölkerung entschieden antipreußisch und stets zu Putschen und ernsthafteren Aufständen bereit. Viele Gebildete neigten auf die französische Seite, die Mehrzahl der Arbeiter, welche die blühende Uhrenfabrikation beschäftigte, meist Deutsch-Schweizer, wollten die preußischen Bande sprengen, um ganz der Eidgenossenschaft zuzugehören. Man sagte damals, daß an dem Pont de la Thielle, der Brücke über das Grenzflüßchen zwischen den Kantonen Bern und Neuchâtel, der Strom der Auswanderer aus der deutschen Schweiz sich in zwei Zweige spalte; die einen gingen hinauf in die Berge, „auf's Etabli", wie sie zu sagen pflegten, die andern zogen weiter westwärts nach Lausâne, Morsee (Morges), Neun (Nyon) und Schneef (Genf). So kam es denn, daß man in Chaux de Fonds mehr schweizerdeutsch als französisch sprechen und drastischer über Preußen schimpfen hörte,

als irgendwo auf dem ganzen Erdenrunde. Der Regierung machte dieses Anwachsen der deutschschweizerischen Bevölkerung manche Sorgen, aber sie war nicht imstande, demselben Einhalt zu gebieten, trotz der unterwürfigen Unterstützung einer legislativen Versammlung, für deren Mitglieder der oberste Grundsatz galt, daß der einzelne seinen beschränkten Unterthanenverstand der höheren Einsicht der von Gott eingesetzten und von Oben inspirierten Regierung unbedingt opfern müsse. Mit diesen Worten hatte mir ein Professor des Rechtes an der Akademie, Namens Matile, die Pflichten eines Deputierten auseinander gesetzt, nachdem er gegen eine von der Regierung in trockener Weise zurückgewiesene Forderung gestimmt hatte, obgleich dieselbe unmittelbar vorher in stundenlanger Rede von ihm mit Begeisterung unterstützt worden war.

Das Fürstentum besaß, außer diesem „Corps élastique", wie es allgemein genannt wurde, noch eine altertümliche, demokratische Institution in einer Art Landsgemeinde, die bei Valengin, einem alten verrotteten Neste, etwa eine Stunde Wegs von Neuchâtel entfernt, auf der Wiese vor dem Schlosse unter freiem Himmel abgehalten wurde und zu welcher die „bourgeois de Neuchâtel et Valengin" in hellen Haufen zogen, um Dinge zu beraten, von welchen ich keine rechte Kenntnis habe. Die Teilnehmer mußten, wie zu allen Landsgemeinden der Schweiz, bewaffnet erscheinen. Man sah die seltsamsten Waffen, selbst Hellebarden und Morgensterne, die von allen Männern mühsam geschleppt wurden. Die Autoritäten versammelten sich in der „Maison forte de Sa Majesté", wie das Schloß betitelt wurde, in dessen Vorhalle ich noch zwei große Tafeln hängen sah, kunstvoll verfertigt von einem Sekretär Quinche. Die eine enthielt, mit blauer Farbe geschrieben, unter einer Fürstenkrone die Namen der Getreuen, welche in der „Affaire Bourquin" die Treue gewahrt hatten; über der andern, in roter Farbe, prangte ein riesiger Dolch und die Überschrift: „Tableau des Infidèles, qui semblables à l'infâme Phalaris, ont envahi la Maison forte de Sa Majesté." Nach den Verhandlungen der Landsgemeinde, die nur kurze Zeit dauerten, zu welchen aber kein Non-bourgeois Zutritt hatte, war Volksfest auf dem Rasen und meist mußten einige Wägen requiriert werden, um die Waffen der nicht mehr tragfähigen Stimmgeber nach Hause zu bringen.

Die Angelegenheiten der Stadt, die höchstens 5000 Einwohner zählte, wurden von einer legislativen Behörde und einem exekutiven

Kollegium besorgt. Der große Stadtrat bestand aus hundert Mitgliedern, die an jedem Montage im Frack, mit Predigermäntelchen und Bäffchen ausstaffiert, mit feierlichem Ernst zur Sitzung gingen. Die Verhandlungen, welche der regierende „Maître-bourgeois“ leitete, wurden so geheim gehalten, daß kein Diener den Saal betreten durfte, sondern der jüngste Stadtrat den Thürhüter machen und dem anklopfenden Weibel die etwa einlaufenden Meldungen und Schriften vor der Thüre abnehmen mußte. Da die Stadt reich war, namentlich viele Weinberge und Güter im Jura besaß, so schwang sich der Stadtrat von Zeit zu Zeit zu größeren Arbeiten auf, deren Herstellung die Bevölkerung staunend verfolgte. Einige Rentiers, deren die kleine Stadt viele zählte, waren freiwillige Inspektoren der öffentlichen Arbeiter. Kurze Zeit vor meiner Ankunft war die „trouée du Seyon“ eröffnet worden, ein etwa 500 Meter langer Tunnel durch den Berg, auf welchem das Schloß von Neuchâtel steht, durch welchen der Seyon, ein kleines, die Stadt durchschleichendes und verpestendes Wässerchen abgeleitet wurde. Man hatte zu dieser Arbeit den berühmten Ingenieur Negrelli aus Graubünden kommen lassen und war noch immer erstaunt über seine Leistung, an welcher man besonders auffallend fand, daß die Arbeiter von beiden Seiten her genau in der Mitte des dunklen Tunnels zusammengekommen seien.

Außer diesen und ähnlichen, in der That nützlichen Unternehmungen beschäftigten sich aber großer und kleiner Stadtrat in ausgezeichneter Weise mit den moralischen Interessen der frommen, ihrer Hut anvertrauten Stadt. Chaux de Fonds, das große Uhrmacherdorf im Hoch-Jura, das an Einwohnerzahl und Wichtigkeit die Hauptstadt weit überragte, war leider! zugleich ein Abgrund der Sittenlosigkeit. Es hatte, horribile dictu! ein Theater, während in der sittenstrengen Hauptstadt nur Konzerte gestattet waren, wobei streng darauf gehalten wurde, daß die auftretenden Künstlerinnen nicht in dekolletierter Toilette erschienen. Eine von Bern kommende Truppe, die sich nach Chaux de Fonds begab, sollte in Neuchâtel übernachten. Furchtbare Aufregung, endlose Debatten! Endlich wurde der Beschluß gefaßt, das liederliche Komödiantenpack sei in einer Kneipe „Zum Fisch“ zu internieren und eine Wache vor die Thüre zu stellen, um jeden Kontakt mit den sittenreinen Bewohnern der Stadt zu verhindern. Die Kneipe wurde von einem pensionierten Stabstrompeter aus München gehalten, der in den Orchestern der Theater gespielt hatte, an dem also nichts mehr zu verderben war. Sein Schwager war ein Neuenburger, unser Zeichner; in dem Hause hatte unser Freund

und Mitarbeiter Gressly Wohnung und Tisch. Nach einem scharfen Wortwechsel gelang es uns naturalistischen Ungeheuern, die Consigne zu durchbrechen und mit der lustigen Gesellschaft einen vergnügten Abend zuzubringen.

Fünf Jahre in der Principauté modèle, wie die Neuenburger sie nannten! Ich wundere mich noch heute darüber, und wenn ich es erzähle, will man es mir nicht glauben. Aber es ist doch so.

Als ich im August 1839 in Neuchâtel eintraf, fand ich meinen Freund Desor in dem Hause von Agassiz schon vollkommmen installiert. Er hatte dort sein Zimmer, während ich mich in der Nähe einquartierte. Aber wir speisten bei Agassiz, der mein Logis zahlte. Sonst war absolut gar nichts abgemacht zwischen uns. Wenn Agassiz Geld hatte, gab er uns, was wir brauchten.

Es war, wenn ich mich so ausdrücken soll, eine wissenschaftliche Fabrik mit Gütergemeinschaft. Unten in dem an der Promenade am See gelegenen Hause zwei große Magazinräume, vollgepfropft mit Fossilien und sonstigen Materialien. Im vorderen Raume ein großer Tisch, mit fossilen Fischen, Zeichnungen und Tafeln belegt, an dem Desor arbeitete und einem jungen Menschen, der zugleich Ausläufer und Stiefelputzer war, die Beschreibungen in die Feder diktierte. Monsieur Charles war in einer guten Schule, denn Desor hielt ihn sehr streng und rügte jeden Fehler mit stachlichen Bemerkungen; der junge Mann ist später in Amerika ein geachteter Zoologe geworden.

An diesen Raum stieß ein zweiter, mit allen anatomischen und zoologischen Gerätschaften ausgerüstet. Hier arbeitete ich an meinen Fisch-Anatomien und schliff mir selbst an einem großen Schleifstein Durchschnitte von fossilen Schuppen und Zähnen und meine Fingernägel mit ab. Im Herbste stieß als dritter im Bunde Gressly zu uns.

Gressly ist noch heute eine populäre Figur im Jura. Ein ungeschliffener Edelstein, aber wie ungeschliffen! Er war in einer Kneipe letzten Ranges in Pension gegeben, denn dort gefiel es ihm am besten. Im Frühjahr zog Gressly aus, um den ganzen Sommer bis zum ersten Schnee im Jura Geologie zu treiben. In einem Schnappsacke trug er die gesammelten Versteinerungen und ein paar Schuhe; in den weiten Taschen seines Rockes den Hammer, die Boussole, einige Karten und

Notizenbücher. Hatte er Hunger, so fiel er in dem nächsten Bauernhause ein, ebenso zur Nacht. Man nahm ihn gern auf, denn er gab den Bauern an, wo sie Mergel und Wasser finden könnten, und er amüsierte die Kinder, indem er ihnen aus Mandelkernen Ratten ausschnitzte und aus alten Zeitungen tanzende Frösche ausriß. Oft gaben ihm die Bauern einen Zehrpfennig mit, den er in der nächsten Kneipe politisierend vertrank. Im Herbste fiel er bei irgend einem Bekannten für den Winter ein: bei Thurmann, dem bekannten Geologen, in Pruntrut, bei Quiquerez, dem Altertumsforscher, in Delsberg, bei Disteli, dem berühmten Zeichner, in Olten, bei Agassiz in Neuchâtel — später hatte er sein Winterquartier bei Desor. Er fiel ein mit einem Schatz ungeordneter Beobachtungen, origineller Gedanken, putzte seine Versteinerungen, statt sie mit der Bürste zu bearbeiten, mit der Zunge, legte sich mit den Schuhen in das Bett, und wenn man ihn zwang, ein sauberes Hemd anzuziehen, so legte er es über das schmutzige an. Eines Tages kam Gressly ganz aufgebauscht bei Desor zum Essen. Er hatte sieben Hemden über einander an.

Desor hatte eine wahre Leidenschaft am Dressieren. Hunde, Katzen, Vögel, alles war abgerichtet und dressiert zu mancherlei Kunststückchen. Aber an Gressly, den er später ganz zu sich nahm, scheiterte alle seine Kunst. Ich war im höchsten Grade erstaunt, als Desor den kleinen Struwelpeter bei seinem Eintreten anfuhr: Aber Gressly! Geh gleich hin und wasche dich, dann will ich dich mit dem Vogt bekannt machen! Als ich später Gressly auf meiner Nordfahrt mitnahm, mußte ich es genau ebenso machen!

Desor brachte Ordnung in Gresslys Manuskripte und Notizen. Klarheit im Ausdruck war ihm ein wesentliches Bedürfnis. Wir sagten von ihm, das gehe so weit, daß er anderen Dinge klar machen könne, die er selber nicht verstehe. Als Gressly alt wurde, von Rheumatismen geplagt, wurde er Haustier bei Desor, der ihn bis zu dem Augenblicke behielt, wo er in eine Heilanstalt gebracht werden mußte. Trotz aller Schrullen und Sonderbarkeiten war Gressly eine anhängliche, treue Seele. Das wilde Gestrüpp war nur ein äußeres Geranke.

Morgens um acht Uhr, im Sommer schon früher, waren wir an der Arbeit. Das Gespräch wurde in der Sprache fortgeführt, in welcher man sich zuerst begrüßt hatte. Mittags zottelte Gressly in seine Kneipe „Zum Fisch“, während wir in den dritten Stock hinaufstiegen, um mit einer Suppe und einem Stück Brot unser zweites Frühstück einzunehmen. An die Hauptmahlzeit in der Mitte des Tages gewöhnt, kam mir das

anfangs hart an; später aber fand ich, daß diese Einteilung für strenge Arbeit die geeignetste sei. Ich glaube, daß man die Einbuße an Nationalreichtum, die Deutschland durch sein Mittagessen erleidet, auf Millionen berechnen kann.

Als ich in Neuchâtel eintraf, weilte Frau Agassiz mit ihren Kindern in Karlsruhe und an ihrer Stelle führte Agassiz' Mutter die Haushaltung, eine würdige, fein gebildete Matrone, die ihren Sohn um den Finger wickelte und Freund Desor so sehr unterjocht hatte, daß er Sonntags zuweilen für sie zur Kirche ging. Sie versuchte es auch mit mir, als ich ihr aber freimütig versicherte, ich sei seit meiner Konfirmation niemals mehr zur Predigt gegangen, war sie klug genug, nicht wieder auf diesen Punkt zurückzukommen. Man konnte es einer waadtländischen Pfarrerswitwe nicht übel nehmen, daß sie die Schäflein des Herrn auch fernerhin in den allgemeinen Stall zu sammeln suchte. Aber nichtsdestoweniger war es ein trauliches und angenehmes Wesen, das mit der alten Dame in das Haus einzog; sie ging auf Scherz und Spaß ein und man brachte manchen Abend gern mit ihr zu, wenn sie nach dem Diner ihren Lehnstuhl an den Tisch rückte, eine große Brille aufsetzte und einen Strickstrumpf in die Hand nahm, als wolle sie stricken. Sie war zu einsichtig, als daß sie durch das Klappern der Nadeln unsere Unterhaltung oder Arbeit gestört hätte.

Agassiz war der liebenswürdigste Gesellschafter, den man finden konnte, heiter, meist wohlgelaunt, in jedes Wechselspiel der Stimmungen leicht eingehend, eine durchaus sympathische Natur. Er erfaßte die größten Aufgaben mit spielender Leichtigkeit, überwand die Schwierigkeiten ohne Anstrengung und entwickelte eine unglaubliche Energie, wenn es galt, eine Kugel in das Rollen zu bringen. Ich habe nie einen Menschen begegnet, der ein so hervorragendes Talent auf zoologischem Gebiet gewesen wäre. Nach Jahren erinnerte er sich bei dem flüchtigen Durchgehen einer Sammlung, daß er da oder dort ein ähnliches Stück gesehen habe. In der Herbeischaffung von Material war er findig, wie keiner; wenn es aber zusammen gebracht, flüchtig überschaut, nach dem ersten Überblicke geordnet war und es nun an die methodische Verarbeitung gehen sollte, dann fiel er zusammen, wie ein Taschenmesser und war nur mit größter Mühe festzuhalten. Ich kann mit vollkommener Wahrheit sagen, daß von all den großen und bedeutenden Werken, die während unseres fünfjährigen Zusammenseins hergestellt wurden, Agassiz höchstens fünf Druckbogen geschrieben hat. Desor besorgte größtenteils seine ausgebreitete Korrespondenz,

die Beschreibung der fossilen Fische, die Redaktion der Bücher über die Gletscher, der Monographien der Stachelhäuter (Echinodermen), der fossilen Muscheln; ich hatte den anatomischen Teil des Werkes über die fossilen Fische, Skelet, Schuppen und Zähne, die Monographie der Fische des alten roten Sandsteines, die Anatomie und Entwicklungsgeschichte der Süßwasserfische, die Redaktion der deutschen Ausgabe des Gletscherbuches. Nur das zoologisch Beschreibende war insofern im Rohen vorgearbeitet, als Agassiz in den Museen seinem Zeichner Dinkel die abzubildenden Stücke bezeichnet und Namen dafür erfunden hatte, eine Lieblingsbeschäftigung, der die Wissenschaft manch wohlklingendes Wort verdankt.

Agassiz sprach bezaubernd schön und drückte sich im Deutschen und Französischen, weniger im Englischen, mit Eleganz und Feuer aus. Wenn er gut vorbereitet war, was freilich nicht immer der Fall, und der Gegenstand, über den er sprach, ihn besonders anzog, so entwickelte er eine Wärme, eine Begeisterung, der man nicht zu widerstehen vermochte. Desor war unter uns dreien die kühlste und am meisten zur Skepsis geneigte Natur, und seine kurzen, aber tief einschneidenden Bemerkungen konnten den leidenschaftlich aufgeregten Agassiz manchmal aus Rand und Band bringen, zumal wenn er fühlte, daß Desor richtig den wunden Fleck getroffen hatte. Aber die aufgeregten Wogen glätteten sich bald wieder; die Schwächen dieses ursprünglich gutmütigen und liebenswürdigen Charakters sollten erst später hervortreten.

Die Abende brachten wir meist in einer liberalen, so weit man überhaupt in Neuenburg liberal sein konnte, Gesellschaft zu, welche der Cercle des marchands hieß und in deren trübem, rauchigem Zimmer als einziger Schmuck das lithographierte Porträt des „Heringsgrafen Pourtalès“ hing. Den Namen hatte der Stammvater des Geschlechts von einer Spekulation in Häringen, welche als das non plus ultra kaufmännischer Kombination jedem neu Eintretenden bei der Aufnahme erzählt wurde. Ein Konkurrent war dem noch nicht in den Grafenstand erhobenen Pourtalès zuvorgekommen und hatte alle Heringe aufgekauft. Pourtalès aber kaufte alle Fässer, so daß sein Nebenbuhler seine Häringe nicht verpacken konnte und klein beigeben mußte.

Wir hatten den Philistern, die dort Kegel, Billard und Landsknecht um Wein und gebackene Heringe spielten, nach alter Gießener Sitte Namen gegeben: der Buchrat, der Baurat, der Kommerzienrat und vor allem der Stadtrat, ein Mitglied der Munizipalität, die aus neun Mitgliedern bestand, aber den Titel „Messieurs le quatre Ministraux“

führte. Der Volkswitz behauptete, sie trügen diesen Titel mit Recht, denn obgleich neun an der Zahl, hätten sie doch nur Verstand für vier. Der Stadtrat aber war eine Respektsperson. Abends mit dem Schlage zehn klopfte er seine lange Pfeife aus und empfahl sich; wenn er aber eine Pfeife stopfte, so sah man sich fragend an. Die unehelichen Kinder, deren Väter nicht bekannt wurden, fielen nämlich dem Fürsten von Neuchâtel als Heimatlose zur Last; unser Stadtrat hatte also das Amt, beim Eintritt der Wehen herbeizueilen und mit der Gebärenden ein scharfes Verhör nach dem Vater des Wesens anzustellen, das sie zur Welt bringen sollte.

So vergingen unter harter Arbeit und stilllebiger Vergnüglichkeit die Winter, die allerdings ungemütlich wurden, wenn Frau Agassiz heimkehrte und uns mit Kindergeschrei, das sie für die Entwicklung der Lungen sehr zuträglich hielt, mit versalzenen Suppen und verkohlten Braten regalierte, die mit einer vollständigen Interesselosigkeit für unsere Arbeiten, für die Erfolge ihres Mannes und mit einer absoluten Teilnahmlosigkeit an allem, was um sie vorging, gewürzt waren. Agassiz, der ein außerordentlich liebebedürftiges Herz hatte und kein Entgegenkommen fand, wurde nervös, gereizt, hing bald schwermütig den Kopf oder stürmte hinaus zu seinem Zeichner, hinauf auf die Lithographie, arbeitete noch viel weniger als vorher und machte sich Luft durch theoretische Diskussionen über das Wesen der Dinge und die Verschlingung der organischen Typen, die er sich von dem Naturphilosophen Carl Schimper geholt hatte, mit dem er seine Studienzeit in München zugebracht hatte.

„Mutz,“ sagte Desor dann wohl bei meinem Eintreten in das Arbeitszimmer (da ich von Bern gekommen war, wurde ich ganz allgemein nur der Mutz genannt) „heute schimperts!“ Ich wußte dann, was die Glocke geschlagen hatte und bereitete mich auf eine Diskussion über Verwirbelung des Schädels, vorgezeichnete Schöpfungspläne, Weisheit der Natur und ähnliche Themata vor.

Mit dem Frühjahr begannen die Vorbereitungen zu den Exkursionen auf den Unter-Aargletscher, die von Jahr zu Jahr größere Dimensionen annahmen und bei der Erweiterung der Aufgaben auch stets zahlreichere Mannschaft erforderten. Das Grimselhospiz war der Ausgangspunkt; Führer und Arbeiter dem Haslithale entnommen; der Grimselwirt, Zybah, der wegen Brandstiftung zum Tode verurteilt, aber begnadigt wurde, leistete uns in wohlverstandenem eigenem Interesse hilfreichen Beistand. Im ersten Jahre, 1840, blieben wir nur acht Tage auf dem Gletscher und kampierten unter einem gewaltigen Steinblocke, der den pompösen

Namen Hôtel des Neuchâtelois erhielt. Im zweiten Jahre wurde ein kleines Zelt, im dritten ein größeres von 60 Fuß Länge aufgeschlagen, das in drei Abteilungen getrennt war — vorn der Speise- und Arbeitsraum, mitten unser Schlafraum, hinten der Schlafraum der Führer und Arbeiter. Der Steinblock diente als Küche und Kamin, denn strenge wurde der Grundsatz festgehalten, daß in dem Zelte, trotz alles noch so grellen Temperaturwechsels, niemals Feuer angezündet werden durfte. An hellen, heiteren Tagen kam es nicht selten vor, daß wir tagsüber in Hemdärmeln auf dem Gletscher hantierten und eine Stunde nach Sonnenuntergang das Wasser in den Flaschen auf unserem Tische zu Eis gefror. Bei diesen Expeditionen, die später von Dollfuß-Ausset, dem bekannten Industriellen Mülhausens, noch längere Zeit, aber in etwas mehr komfortabler Wohnung, fortgeführt wurden, waren die Arbeits-Departemente geteilt. Agassiz leitete das Ganze; Desor, der bald als unermüdlicher Bergsteiger, sogar etwas tollkühner Kletterer sich zeigte, besorgte wesentlich die Vorstöße in die Hochregionen und auf die Gipfel; ich hatte zoologische und mikroskopische Untersuchungen und die Aufsicht der Arbeiter, wenn Agassiz und Desor auswärts beschäftigt waren; ein äußerst genauer Topograph, Wild von Zürich, war mit Vermessungen beschäftigt und wurde von Mr. Charles unterstützt; Apotheker Nicolet von la Chaux-de-Fonds stellte die Flora der Felsen zusammen und ein Maler, Burckhardt, zeichnete das Panorama der Umgegend.

So fehlte es während der Monate Juli und August, die wir dort in 8000 Fuß Höhe mitten auf dem gewaltigen Aargletscher, vier Stunden Weges von dem Grimselhospiz zubrachten, weder an vielfacher Beschäftigung, noch an mannigfacher Anregung. War das Agassizsche Haus in Neuenburg schon ein Durchgangspunkt für die Naturforscher der Schweiz und des Auslandes, so wurde das Hôtel des Neuchâtelois bald ein wahrer Taubenschlag, in welchem beständig Gäste an- und abzogen. Viele hielten sich ernsterer Studien halber längere Zeit bei uns auf; andere blieben nur einen Tag; mit den Touristen und Neugierigen wurde nicht viel Federlesens gemacht; man spedierte sie zur Grimsel zurück, die während der ganzen Zeit dieser Expeditionen stets mit Gästen gefüllt war.

Es war ein außerordentlich bewegtes Leben dort oben. Die Freunde mußten mit allen Thatsachen bekannt gemacht, die Gegner bekehrt, ihre Einwürfe widerlegt, ihr Zweifel beseitigt werden — wie manche Nacht haben wir dort bis gegen den Morgen bei dem Lichte einer in eine Flasche gesteckten Kerze zugebracht, in unsere Mäntel gehüllt, bei dampfendem

Grog und glimmenden Cigarren, und das in eisige Stille versunkene Thal gefüllt mit unseren Wechselreden! Schweizer, Deutsche, Engländer, Franzosen, Italiener, Amerikaner strömten herbei und die meisten engeren Freundschaften wurden hier während eines strebsamen Zusammenlebens geschlossen, das die Herzen einander näher bringen mußte.

Wenn aber diese Gletscherfahrten, die zu vielfach beschrieben worden worden sind, als daß ich näher darauf eingehen sollte, den Glanzpunkt des Agassiz'schen Wirkens in der Schweiz bildeten, so vollendeten sie auch den Ruin seiner Verhältnisse. Trotz der Beihilfe, welche der König von Preußen auf Humboldts Betrieb gewährte, trotz der Zusteuern, welche besonders aus England flossen, häuften sich die Schulden. Mochten wir im Winter auch noch so angestrengt arbeiten, um die Kosten durch den Ertrag unserer Feder zu decken, die begonnenen Werke fortzuführen, Lieferungen über Lieferungen den Abonnenten aufzubürden, es war nicht möglich, den Bedürfnissen einer großen Lithographie, einer Druckerei zu genügen — um so weniger, als die Produktionskosten durch diese teueren Expeditionen in außerordentlicher Weise gestiegen waren. Desor, der das Rechnungswesen zum Theil in die Hand genommen hatte, bemühte sich vergeblich, Ordnung hinein zu bringen, neue Hilfsquellen zu eröffnen, unzweckmäßige Ausgaben zu verringern — seine Bemühungen scheiterten um so mehr, als Agassiz nie den Abgrund sehen wollte, an dessen Rande er stand, und stets neue, großartige Entwürfe zu wissenschaftlichen Unternehmungen ausheckte, die jahrelange Arbeit und Hunderttausende von Franken als Vorlage benötigt hätten.

Zu diesen stets mehr lastenden Schwierigkeiten hatten sich häusliche Zerwürfnisse gesellt, die ich erwähnen muß, da sie später auf das Verhältnis zwischen Desor und Agassiz bestimmend einwirkten. Frau Agassiz war eines Tages plötzlich mit den Kindern abgereist, zuerst zu ihrer Schwiegermutter, um bei dieser Klage über den Sohn zu führen, dann nach Deutschland — für das kleine Städtchen, dessen Klatsch und heuchlerische Gleißnerei war zu viel vorgegangen, was nicht gänzlich verdeckt werden konnte.

So kam denn ein Ruf, den Agassiz nach Nordamerika erhielt, als eine willkommene Lösung von Zuständen, die völlig unleidlich zu werden drohten.

Unleidlich auch deshalb, weil in Agassiz mehr und mehr ein Streben hervortrat, seine eigene Arbeitslosigkeit mit der Arbeit von uns zu decken, sich selbst aber Alles und Jedes anzueignen.

Da er uns erhielt und unsere wirklich äußerst mäßigen Ausgaben deckte, so hatte er ohne Zweifel das Recht, unsere Mitarbeit an seinen Werken im vollsten Maße in Anspruch zu nehmen. Er hatte die Vorarbeiten zu den fossilen Fischen gemacht, die Pläne zu den Gletscheruntersuchungen festgestellt; — wir führten hier nur aus, was er begonnen. Aber daß er nun auch alles, was wir selbständig concipiert und gearbeitet hatten, als sein alleiniges, geistiges Eigentum in Anspruch nahm, das wollte uns beiden und mir am allerwenigsten, nicht in den Kopf. Es hatte harte Kämpfe gekostet, bevor ich es durchsetzen konnte, daß die Entwicklungsgeschichte der Felchen, zu welcher er nicht das geringste beigetragen hatte, unter meinem Namen erschien. Um die Anatomie der Bachforellen zu bearbeiten, hatte ich mich zu einem Freunde, Dr. Baswitz in St. Imier, begeben, da ich dort alle Tage frisches Material haben konnte; ich kam nach einigen Monaten mit der vollständig ausgearbeiteten Monographie zurück und obgleich Agassiz vor dieser Vollendung nie eine Spur von der ganzen Sache gesehen hatte, mußte ich zugestehen, gegen alle Wahrheit, daß ihm die Ausarbeitung der Knochen- und Nervenlehre zugeschrieben werde. Da er in Jahren mein Anatomiezimmer nicht betreten hatte, so war ich zu dem Entschlusse gekommen, die Entwicklungsgeschichte der Geburtshelferkröte hinter seinem Rücken auszuarbeiten. Er war sprachlos vor Erstaunen, als ich ihm das gedruckte Werk mitteilte — aber, statt einzusehen, daß er auf diesem Wege nicht mit mir fortgehen könne, glaubte er später in Amerika sogar dieses, sowie das Werk über die Entwicklungsgeschichte der Fische sich öffentlich aneignen zu können, indem er sagte, er habe nur aus Großmut, um einem jungen Menschen die Wege zu bahnen, gestattet, daß mein Name auf dem Titel der von ihm allein gefertigten Arbeit genannt werde. Meine Verwandten in Boston zwangen ihn zum öffentlichen Widerrufe in derselben Gesellschaft, wo er die Unwahrheit gesagt hatte.

So war denn, als der Ruf nach Amerika gekommen und angenommen war, mein Entschluß gefaßt. Ich wollte auf eigenen Füßen stehen. Agassiz beschwor mich unter Thränen, mit ihm zu gehen, aber ich blieb fest. Nach Beendigung aller Arbeiten für ihn, ging ich nach Paris, wo ich mit hundert geliehenen Franken in der Tasche ankam.

Desor blieb. Er war zu eng mit allem verwachsen. Die Vereinigten Staaten zogen ihn an. Die Verhältnisse in Neuchâtel wurden, so weit möglich, liquidiert; die Schulden geordnet unter Beihilfe der Verwandten. Während Agassiz die letzten Dinge ordnete, ging Desor nach dem Norden,

nach Schweden und Norwegen, wo er die Gletscher-Erscheinungen studierte, deren Kenntnis gerade für Nordamerika äußerst wichtig war. Er kam zurück nach Paris, wo er mit mir in dem Naturforscher-Hôtel der Rue Copeau Nr. 4, wieder zusammentraf und mit äußerstem Fleiße ein großes Schlußwerk über die Gletscher: „Système glaciaire“ ausarbeitete. Mit Benutzung der Pariser Sammlungen schloß er die Untersuchungen über Seeigel, die er in Neuchâtel begonnen, vorläufig ab. Agassiz hatte sich endlich losreißen können und nach kurzem Aufenthalte in Paris gingen beide dem neuen Bestimmungsorte entgegen.*)

*) Mit dem vorliegenden Kapitel schließen die „Erinnerungen“ von Karl Vogt ab. Seiner Absicht, den Aufenthalt in Paris (welchen er wegen des Zusammentreffens mit hervorragenden Vertretern von Kunst und Wissenschaft als den interessantesten Abschnitt seines Lebens bezeichnete), die Berufung als Professor der Zoologie nach Gießen, die Theilnahme an der Bewegung des Jahres 1848 und die Flüchtlingszeit in Nizza zu schildern, machte der am 5. Mai 1895 erfolgte Tod ein unverhofftes Ende.